Supplement


N°. 457.
354 E 2
EEK GENT
60669

legi

Supplementband

zu

Schlichtegrolls

NEKROLOG

auf

die Jahre 1790 bis mit 1793,

oder

zu den ersten *acht* Bänden.

Erste Lieferung.

Ladenpreiss 20 Groschen.

Der versprochene Supplementband muſs, wie zeither die Nachträge in dem zweyten Bande eines jeden Jahres, aus zwey Abtheilungen beſtehen, deren erſte die ganzen, noch rückſtändigen Biographien, die zweyte die Berichtigungen, Zuſätze und Regiſter enthält.

Ich dachte, dieſe zwey Abtheilungen, die den Band ausmachen ſollen, ganz auf einmahl zu liefern; aber Hinderniſſe machen es unmöglich. Es erſcheint alſo hier die gröſsere Hälfte von jeder der beyden Abtheilungen; der Schluſs zu jeder folgt in einigen Monaten, und bis dahin darf das Buch natürlich nur brochirt, nicht gebunden werden, weil an jeder Abtheilung noch der Schluſs fehlt. Michaelis Meſſe, 1797.

d. Verf.

In-

Inhalt.

I. Abtheilung, *Rückständige Biographien* enthaltend:

1. Fixlmillner	.	.	pag. 1.
2. Winkler	.	.	19.
3. Stuve	.	.	34.
4. Büsching	.	.	38.
5. Michaelis	.	146 bis 188.	

II. Abtheilung, *Nachträge und Berichtigungen* enthaltend:

1. Basedow	.	.	pag. 5.
2. Jani	.	.	16.
3. Koppe	.	.	18.
4. Bahrdt	.	.	22.
5. Eschstrath	.	.	127.
[illegible]	.	.	[illegible]

Supplement-Band

des

NEKROLOGS

für die Jahre

1790, 91, 92 und 93,

rückständige Biographien

Zusätze und Register

enthaltend.

von

Friedrich Schlichtegroll

GOTHA,

bey Justus Perthes 1798.

Erſte Abtheilung,

enthaltend

ganze rückſtändige Biographien

zu den

erſten vier Jahren des Nekrologs

1790, 91, 92 und 93.

Den 27. Aug. 1791.

starb

in dem Benedictiner - Kloster Kremsmünster

P. Placidus Fixlmillner,

Benedictiner daselbst. *)

Unter denjenigen Klöstern, die schon seit lange ihre Muße und ihren Reichthum den Wissenschaften und dem Besten der Menschen zu widmen gewohnt sind, nimmt das begüterte Stift Kremsmünster in Oesterreich, nahe bey Linz, einen der ersten Plätze ein. Diese uralte Abtey, die schon 777 von dem Baierschen Herzog Thassilo gestiftet ist, und über hundert Conventualen enthält, ist nicht ein Wohnort des Aberglaubens und der Trägheit

*) Quellen: Eine *Epistola funebris*, gedruckt im Kloster, den 7. Sept. 1791. fol. — Handschriftliche Nachrichten.

heit, fondern eine Pflegerin der edelften Wiffenfchaften. Schon feit 1549 blüht da ein Gymnafium, wo jetzt mehr als 400 Zöglinge, und das theils unentgeldlich, in den Wiffenfchaften und in der Mufik unterrichtet werden; *) 1744 wurde eine adliche Ritterfchule dort angelegt, bald darauf eine treffliche Sternwarte erbaut, und die Sammlungen von Büchern, Naturalien und Gemälden immer fort vermehrt; ja fogar ein mit guter Mufik befetztes Theater ift dort, auf welchem unter den vorigen Aebten lateinifche, unter dem jetzigen helldenkenden Abte Erenbert auch Italienifche und Deutfche Singftücke von den Zöglingen aufgeführt werden.

So vieler literarifcher Reichthum ladet zur Befchäftigung mit den Wiffenfchaften ein, und hat nothwendig Einflufs auf die gelehrte Bil-

*) Ueber die ältere Gefchichte des Klofters Kremsmünfter fehe man: *Hiftoria Norica c. annalibus monafterii Cremifanenfis, aut. Rettenpacher. Salisburgi*, 1677. — Ueber den neuern Zuftand der Abtey und ihrer gelehrten Anftalten finden fich Auffätze in Ioh. Bernoullis Sammlung kurzer Reifebefchr. B. IV, 373. VI, 164., befonders aber B. XI, 292, wo ein Zögling der dortigen Schule, der Ritter v. Moll, genaue Nachrichten über die ganze jetzige Verfaffung mittheilt.

Bildung der Conventualen, unter denen es Männer giebt, die sich auch der Welt als achtungswürdige Gelehrte in mehrern Fächern der Wissenschaften bekannt gemacht haben. Lange war besonders der berühmte Astronom, Pater Fixlmillner, eine Zierde der Abtey; er verdient ein ehrenvolles Andenken unter uns.

Placidus Fixlmillner, welcher vor dem Eintritt in das Kloster Joseph hies, wurde d. 28. May, 1721. in Achleiten, einem Dorfe nicht weit von Kremsmünster, gebohren; sein Vater war Pfleger daselbst und ein leiblicher Bruder des Abts Alexander Fixlmillner in Kremsmünster, welchem das Stift die Errichtung der adlichen Akademie und der Sternwarte zu verdanken hat; seine Mutter eine Tochter des Pflegers Wimmer zu Sallaberg, einem Schlosse in Unterösterreich. Seine Studien machte er in der Klosterschule zu Kremsmünster, welche er 6 Jahre hindurch besuchte; schon damals fand er vorzügliches Vergnügen an dem Nachzeichnen gerad- und krumm-linigter Figuren, so dass seine Mutter ihn scherzweise einen Kalendermacher nannte. Er ging von da nach Salzburg, wo er den philosophischen Cursus vollendete und nach der gewöhnlichen Disputation die Doctorwürde darin erhielt.

Er hörte dort besonders einen gewissen Professor Stuard über Mathematik, der das Eigne hatte, daſs er sich bey diesem Unterrichte gar keiner Figuren bediente, und, nach Fixlmillners Zeugniſs, doch einen so deutlichen Vortrag hatte, daſs man die Figuren dabey gar nicht vermiſste. Seine Neigung zu den mathematischen Wissenschaften nahm nun immer mehr zu und zeigte sich immer deutlicher; als er sich einst ein Geschenk von seinem Vaer ausbitten sollte, nannte er Wolfs Auszug aus den mathematischen Wissenschaften, welches Buch nun seine angenehmste und beynahe einzige Unterhaltung in freyern Stunden ausmachte. Indeſs hatte er sich für das Klosterleben bestimmt, wurde 1737. als Novizius in das Stift Kremsmünster aufgenommen, und legte das Jahr darauf das feyerliche Gelübde in die Hände seines Oheims, des damahligen Abts Alexander, nieder.

Als er zwey Jahre im Kloster gewesen war, wo er alle freye Zeit auf Mathematik und Philosophie verwendet hatte, schickte ihn sein Oheim, dieser Freund der Wissenschaften, wieder nach Salzburg, um dort noch die juristischen und theologischen Studien zu vollenden; dieſs that Placidus, und beschäftigte sich daneben noch ernsthaft mit Mathematik, den morgen- und abendländischen Spra-

Sprachen, der Geschichte und den Alterthümern; in der Geschicklichkeit, das Clavier und die Orgel kunstmäsig zu spielen, und sowohl im Kirchen- als Theaterstyl zu componiren, machte er unter seinem Lehrer, dem Salzburgischen Capellmeister Eberlin, sehr schnelle Fortschritte, und hat nachher in beyden Gattungen mehrere Arbeiten geliefert, die mit Beyfall aufgenommen worden sind. Er disputirte nun über theologische Theses, wurde Doctor der Theologie, ging 1745 nach erhaltenem Befehl wieder in sein Kloster zurück, und erhielt dort die Priesterwürde.

Um diese Zeit wurde die adliche Ritterschule in Kremsmünster errichtet. Es hatte nemlich eine solche Schule in dem berühmten Benedictinerstift Ettal in Bayern bestanden, die auch häufig von Oesterreichischen jungen Edelleuten besucht worden war; das Stift erlitt aber einen grosen Brand, und dadurch ging auch die Ritterschule mit ein. Diess gab dem Abte Alexander Veranlassung, an die Errichtung einer solchen Schule bey seinem Stifte zu denken. Er suchte darum bey der Kaiserin Maria Theresia nach, und erhielt 1744 das Diplom darüber. *) Bey dieser neuen An-

*) S. *Codex austriac. Vol. IV.* 152. und *Ziegelbauer Hist. literar. Ord. S. Benedicti p. 278.*

Anſtalt fehlte es nun dem betriebſamen Abte noch an einem Lehrer des Kirchenrechts; Placidus Fixlmillner hatte ſich allgemeines Lob in dieſem Fache auf der Univerſität erworben; es wurde ihm daher dieſes Lehramt übertragen, das er auch nicht eher, als nach 40 Jahren, kurz vor ſeinem Tode niederlegte. Faſt um eben dieſe Zeit wurde er zum Decan der höhern Schulen, zum zweyten, und bald darauf zum erſten Regenten über die adliche Jugend beſtellt, welche Aemter er bis an ſeinen Tod bekleidete. Er hatte eine groſse Beleſenheit in den Kirchenvätern und den Concilien, und in der geſammten Literatur des Kirchenrechts; er muſste daher auch viele Reſponſa in Proceſſen geben, in welchen man ſich an ihn wendete, und Geſchäfte für das Kloſter übernehmen, indem er zugleich *Notarius apoſtolicus in Curia Romana inſcriptus* war. Auſser dieſen Arbeiten, auſser den öffentlichen akademiſchen Reden von ganz verſchiedenem Inhalte, die er bey feyerlichen Gelegenheiten hielt und neben ſeinem ausgebreiteten Briefwechſel, arbeitete er einen Commentar über *Arnoldi Corvini jus Canonicum* zum Gebrauch für ſeine Zuhörer aus, fügte noch eine *Epitome praenotionum Canonicarum* und *Animadverſiones* bey, in welchen er vorzüglich Böhmern widerlegt; aber es iſt dieſes Werk ungedruckt geblieben. — Auf Bitten ſeiner

Freun-

Freunde erlaubte er den Druck eines andern theologischen Werkes über den göttlichen Ursprung der Kirche, *) das von seinen Glaubensgenossen mit Beyfall ist aufgenommen worden; nach seinem Tode fand man dies Werk unter seinen Papieren noch mit einigen Theilen in Handschrist vermehrt. Sein Ruf zog viele Schüler nach Kremsmünster; er war in Abwartung seiner Vorlesungen gewissenhaft; er begnügte sich nicht mit seinen öffentlichen Unterrichtsstunden, sondern hielt beständig noch Privatwiederhohlungen, und war immer bereit, seinen Zuhörern nachzuhelfen und Erläuterungen zu geben.

So achtungswerth ihn auch schon diese rühmliche Thätigkeit machen würde, so ist es doch seine Beschäftigung mit der Astronomie, durch die er sich als Beobachter und Schriftsteller ein vorzügliches Verdienst erwarb, und die seinen Ruf am weitesten verbreitete. Der schon obenerwähnte Abt Alexander Fixlmillner nemlich war überhaupt ein Freund der

*) Meusel führt es nicht an; der vollständige Titel heisst: *Reipublicae sacrae origines divinae, seu Ecclesiae Christi exterior junctura, imperium & Hierarchia, ex primigenia ejus institutione eruta ac demonstrata. 1760.*

der Wiſſenſchaften, beſonders aber der mathematiſchen, ohne jedoch ſelbſt ein Kenner dieſer letztern zu ſeyn. Im J. 1747 beſchloſs er, auch zur Verbreitung dieſer Kenntniſſe in ſeinem Kloſter Anſtalten zu treffen, und beſtimmte ein geräumiges Zimmer, um darin alle zur angewandten Mathematik und andern Verſuchen nöthige Inſtrumente bequem aufzuſtellen. Dieſs führte weiter. Er machte den Entwurf, zum Gebrauch und zur anſtändigen gelehrten Beſchäftigung ſeiner Geiſtlichen eine Sternwarte zu erbauen, deren unteres Stock der angewandten Matheſis gewidmet ſeyn ſollte; eine Nebenabſicht dabey war, durch dieſen Bau einer Menge Arbeiter von verſchiedenen Kräften und Fähigkeiten Gelegenheit zum Erwerb zu verſchaffen. Da der Abt Alexander ſelbſt keine Kenntniſſe in der Aſtronomie und Baukunſt hatte, ſo berief er den gelehrten Benedictiner Anſelm Deſing aus Ennsdorf, nachherigen Abt dieſes Stiftes, welcher den Plan und die Riſſe zu einer vollſtändigen, freyſtehenden, am Ende eines Luſtgartens zu erbauenden Sternwarte entwarf. Es wurde wirklich im J. 1748 der Bau derſelben angefangen und 1758 vollendet. Die Aufſicht über den Bau führte der Benedictiner Eugenius Dobler aus dem Kloſter Irrſee, den der Abt Alexander ſchon 1746 nach Kremsmünſter berufen hatte, um dort die Matheſis zu lehren.

ren. Dobler besaſs viele Kenntniſſe in der Mathematik und Naturgeschichte, hatte während seines Aufenthaltes in Paris fleiſsigen Umgang mit Lacaille und Reaumur gehabt, und besorgte alſo dieſen wichtigen und koſtbaren Bau, der übrigens durch ein Versehen des Baumeisters etwas aufgehalten wurde, mit aller erforderlichen Genauigkeit. Glücklicher Weiſe fand ſich unter den Arbeitern ein Zimmermann, Joh. Illinger, aus einem zur Abtey gehörigen Dorfe gebürtig, ein Mann von groſsen Talenten für die Mechanik, der zwar nie leſen und ſchreiben lernte, aber dagegen es unter Pater Fixlmillners Anleitung ſo weit brachte, daſs er aſtronomiſche Instrumente, z. B. ſehr groſse Mauerquadranten, genau und ſauber verfertigen, und mit vieler Schärfe Beobachtungen anſtellen konnte; es wurde ihm daher ein jährlicher Gehalt und eine Wohnung in der Sternwarte angewieſen.

Die zehn Jahre hindurch, wo man mit dem Bau des Obſervatoriums beſchäftigt war, blieb Fixlmillner für die Aſtronomie ganz verborgen. Auch nach vollendetem Baue wurde anfangs P. Dobler als Aſtronom angeſtellt. Indeſs kannte der Nachfolger Alexanders, der Abt Berthold Vogel, der lange Zeit in Salzburg *Profeſſor S. S. Canonum* und Rector der Univerſität war, ſchon von dorther

her P. Fixlmillners ganz vorzügliche mathematische Kenntniſſe; er bemerkte daher bey Beobachtung einer Sonnenfinſterniſs, wobey ſich auch Placidus einfand, deſſen groſse Geſchicklichkeit in dieſem Fache, und ſagte zu Dobler, daſs er unter allen Anweſenden den P. Placidus für den tauglichſten zur Aſtronomie hielte. Kurz darauf lieſs ihm der Abt auch wirklich das aſtronomiſche Fach und die Aufſicht über die Sternwarte antragen. Fixlmillner, der ſich niemahls mit ausübender Aſtronomie abgegeben hatte, kannte die faſt unzähligen Schwierigkeiten des neuen Geſchäftes, das er zu ſeinen übrigen Aemtern noch übernehmen ſollte; aber die Ehrfurcht für ſeinen Abt, der Wunſch, ſeinem Stifte und ſeinen Nebenmenſchen nützlich zu ſeyn, und die Liebe zu der Wiſſenſchaft behielten die Oberhand; er willigte ein, und wurde im J. 1762. mit Beybehaltung des Lehramtes des Kirchenrechts zum Kremsmünſteriſchen Aſtronomen ernennt. Mit dem gröſsten Eifer ſuchte er ſich nun, in der Mitte ſeines Lebens, noch gründlich mit ſeinem neuen Geſchäfte bekannt zu machen. Er hatte bis dahin nicht einmahl eine genaue Kenntniſs von der Literatur des practiſch-aſtronomiſchen Faches und von den Büchern, aus denen er eine vollſtändige Anleitung ſchöpfen müſſe. Das erſte, was ihm in die Hände kam, war die *Expoſition du cal-*

cul

cul astronomique von *Lalande*; mit diesem allein, ganz ohne mündliche Anweisung, fing er an zu lernen und Versuche zu machen, und dieses Buch, nebst den Vlacquischen Logarithmen-Tafeln, war so lange seine einzige Hülfe, bis er endlich das grosse Lalandische Werk über die Astronomie erhielt. Er legte indess Hand an die Einrichtung der Sternwarte; mit Ziehung einer genauen Mittagslinie musste er den Anfang machen; hierauf erhielt er einen Azimuthal-Quadranten, das erste von Joh. Illinger verfertigte Instrument; dann einen Sector, zwey Passage-Instrumente, zwey Mauerquadranten, eine auch von Illinger verfertigte und mehrere andere Pendul-Uhren, und so noch andere theils neue, theils zu bequemern Gebrauch hergestellte, theils auch in Branders Werkstatt in Augsburg verfertigte Werkzeuge. *) Der unter Büchern grau gewordene Abt **Berthold Vogel** unterstützte Fixlmillners Eifer auf alle Weise; ihm ist daher auch das erste astronomische Werk desselben zugeeig-

*) Nähere Nachricht von diesen Instrumenten, und von der dortigen Sternwarte überhaupt, nebst Abbildung des prächtigen Gebäudes, der Zimmer und Instrumente, findet man im 4ten Theil der Bernoullischen Reisesammlung S. 373. und in dem Berliner astronom. Jahrbuch auf das Jahr 1779. S. 55.

eignet: *Meridianus speculae astronomicae Cremifanensis* (1765), dessen Herausgabe er mit Theilnahme betrieb. Der jetzige Abt Erenbert Mayer, ein grosser Verehrer der Wissenschaften, besonders der Naturgeschichte, fuhr fort, die Sammlung astronomischer Bücher und Instrumente zu Kremsmünster zu vermehren, und so wurde unter ihrem thätigen Astronomen die dasige Sternwarte eine der am besten eingerichteten und berühmtesten in Deutschland; seine Gehülfen in astronomischen Geschäften waren besonders Prof. Thad. Derfflinger, der nun auch sein verdienter Nachfolger als Astronom in Kremsmünster geworden ist, und Benno Waller.

Fixlmillner erwarb sich nun auch einen ansehnlichen Rang unter den astronomischen Schriftstellern. 1776 gab er sein *Decennium astronomicum* heraus, welches die zu Kremsmünster angestellten Beobachtungen von 1765 bis 1775 enthält, und voll wichtiger Bemerkungen für die theoretische und praktische Astronomie ist.

Sein drittes Werk, *Acta astronomica Cremifanensia*, welches er in den letzten Zeiten seines Lebens ausarbeitete und welches nach seinem Tode gedruckt worden ist, wird seinen Ruhm in diesem Fache noch befestigen. —

Ausser-

Aufserdem enthalten das *Journal des Savans*, *Bernoulli Lettres sur differens sujets*, und besonders Bode's astronomisches Jahrbuch und P. Hell's Wiener Ephemeriden in mehrern Jahrgängen, auch *Mem. de l'Acad. Roy. de Paris* 1776. p. 442. viele interessante Beyträge von ihm.

Es ist unstreitig vielen Lesern wünschenswerth, zu wissen, wie viel nun eigentlich die Wissenschaft der Astronomie durch diesen fleissigen Mann gewonnen habe? Der Nekrolog ist so glücklich, hierüber das Urtheil eines sehr berufenen Richters, des Hrn. Maj. von Zach in Gotha, anführen zu können, der überhaupt an der Errichtung dieses biographischen Denkmahls wesentlichen Antheil hat.

„Fixlmillners Verdienst um die astronomischen Wissenschaften in practischer Rücksicht besteht hauptsächlich darin, dafs er auf Lalandes Aufforderung eine grofse Anzahl von Beobachtungen des Merkur, die zu jener Zeit noch sehr selten und schwer zu machen waren, anstellte und sammelte, und dadurch den Pariser Astronomen in den Stand setzte, seine Merkurstafeln zu verfertigen. Hr. de la Lande bezeigte ihm auch seine Erkenntlichkeit öffentlich dafür, und hat alle Merkurs-Beobachtungen Fixlmillners, die er so treff-

lich

lich benutzen konnte, ſowohl in dem Supplement-Band zu ſeiner Aſtronomie, als auch in ſeinen *Ephemerides des mouvemens céleſtes, Tome VIII. de 1785 à 1792*, und in den Pariſer Memoiren der königlichen Akad. d. Wiſſ. für 1786, angeführt."

„Auch war er einer der erſten Aſtronomen, welche die Bahn des neu entdeckten Planeten Uranus berechnet und Tafeln davon verfertigt haben, die man in den Wiener Ephemeriden auf das J. 1787, und in dem Berliner Jahrbuch 1789 findet. Er war der erſte, der die Vermuthung des Hrn. Bode, daſs der von Flamſteed im Jahr 1690 beobachtete 34ſte Stern des Stiers der neue Planet geweſen ſey, geprüft, und indem er dieſe alte Flamſteediſche Beobachtung mit in Rechnung gezogen, eine derſelben völlig anpaſſende Theorie herausgebracht hat. Seine Tafeln ſtimmten auch bis zu Ende 1786 mit dem Himmel überein; fortgeſetzte Beobachtungen, vorzüglich aber die Anwendung der allgemeinen Perturbationstheorie, machten in der Folge zwar andere Tafeln nothwendig; allein jener 34ſte, aus ſeinem alten Platz verſchwundene Flamſteediſche Stern des Stiers, den Fixlmillner zuerſt ausgemittelt hatte, wurde auch mit zugezogen und benutzt, und hat, beſonders was die mittlere Bewegung betraf, nicht wenig zur Vervollkomm-

kommnung dieser neuen Tafeln beygetragen, welche noch zur Stunde auf eine bewunderns-würdige Art mit dem Himmel übereinstimmen."

„Bemerkenswerth ist ferner noch Fixlmillners vortreffliche Arbeit über die Parallaxe der Sonne, die er mit vielem Fleiſse aus den sämmtlichen im J. 1769 in allen Theilen der Welt angestellten Beobachtungen des Vorbeygangs der Venus vor der Sonnenscheibe berechnet und auseinander gesetzt hat. Besonders eigen war ihm der Fleiſs, daſs er alle seine Beobachtungen selbst berechnete, mit den vorhandenen besten Tafeln verglich, deren Fehler er auffand und die zu machenden Verbesserungen anzeigte. Viele Astronomen beobachten viel und berechnen wenig; so aber nicht dieser fleiſsige Astronom. Alle Sonnenfinsternisse, alle Bedeckungen der Planeten und Sterne durch den Mond, die wegen der damit verbundenen Mühe so selten berechnet werden, berechnete Fixlmillner auf der Stelle, und zwar, um alle Rechnungsfehler zu vermeiden, jedesmahl doppelt; alle Gegenscheine der Planeten, die in der Astronomie so wichtig sind, weil sie denselben Werth haben, als wären sie im Mittelpunkte der Sonne, folglich im Centrum des Sonnensystems gemacht, beobachtete er eben so fleiſsig, als er

sie

ſie berechnete. Auch die zu ſehr vernachläſſigte Beobachtung der Sonnenflecken beſchäftigte ihn mehr, als andere Aſtronomen; er beobachtete ſie nicht allein in den Jahren 1767, 1776, 1777, 1778 und 1782, ſondern er benutzte ſie, zog daraus die wichtigen Reſultate der Umwälzung der Sonne um ihre Axe, und beſtimmte zugleich den Ort des Knoten des Sonnen-Aequators und deſſen Neigung."

„Bey dieſer ungewöhnlichen Arbeitſamkeit, die nie durch äuſsere Veranlaſſungen unterbrochen wurde, zeigte er ſich auch als einen ſcharfſinnigen und erfinderiſchen Kopf darin, daſs er lange und verwickelte Rechnungen auf ein ſehr leichtes und einfaches Verfahren zurückbringen konnte. Dieſs beweiſen mehrere treffliche Aufſätze in ſeinen Werken von der genauen Berechnung der Monds-Phaſen und Neigung der Hörner; von der Berechnung des Erdſchatten bey Mondsfinſterniſſen; von der Berechnung der heliocentriſchen Elongation der Sonnenflecken; ſehr ſcharfſinnige Bemerkungen über die Abirrung des Lichts, und über das berühmte Kepplerſche Problem, die mittlere Anomalie in die wahre zu verwandeln, u. ſ. w. Selbſt zur Mechanik hatte er nicht gemeine Talente; er hat ſehr viele praktiſche Hülfsmittel beym Beobachten, auch

auch mehrere neue Mikrometer und Beobachtungsarten damit, angegeben; sogar eine neue Maschine um auf Gläser sehr genau concentrische Zirkel zu schleifen."

„Dabey muss man nicht übersehen, dass dieser geschickte Astronom auf dem Lande, von allen grossen Städten, von allen literarischen Hülfsquellen, von allen Gelehrten seines Faches, das heisst, von allen Gegenständen, die ihn aufmuntern und seinen Eifer anfachen konnten, entfernt lebte, und dennoch bis an das Ende seines Lebens ein seltnes Beyspiel der Beharrlichkeit, Anstrengung und Anhänglichkeit an seine Wissenschaft gegeben hat; allein wenige Menschen empfinden auch so wenig, wie er, von der gewaltsamen Herrschaft der Leidenschaften. Einfach, gleichförmig und unzerstörbar, wie die ewigen Gesetze der Natur, mit denen er sich beschäftigte, war seine Gemüthsart; sanft, edel und liebenswürdig war sein Charakter bis an das Ende seiner Tage."

Mit diesem letztern rühmlichen Urtheile stimmen auch die Zeugnisse dererjenigen überein, die in beständiger und genauer Verbindung mit ihm waren. Er lebte bloss den religiösen Pflichten seines Ordens, die er mit Strenge übte, und den Wissenschaften. Er

war genügſam, wuſste nichts von Wohlleben oder ausgeſuchter Bequemlichkeit, und vereinigte ſo die ſeltnen Eigenſchaften eines ehrwürdigen Ordensmannes und eines gründlichen Gelehrten. Sein auswärtiger Ruhm machte ihn nicht eitel; was zu ſeinem Lobe von ihm geſchrieben oder geſagt wurde, ſuchte er eher zu verbergen, als auszubreiten. Mit ſeinen Kloſterbrüdern lebte er verträglich, und es war ein Tag der allgemeinen Freude für das Stift, als man im J. 1788. das funfzigjährige Jubiläum ſeines Eintritts in das Kloſter feyerte. Seine durch ſo vielfältige Anſtrengungen geſtörte Geſundheit unterlag endlich hartnäckigen Verſtopfungen und einer darauf folgenden Diarrhöe. Er ſtarb den 27. Aug. 1791, im 71ſten Jahre ſeines Alters, dem 53ſten ſeines Kloſterlebens, und dem 46ſten ſeines Prieſterthums.

Man hat ein ſchönes, ſehr ähnliches, in Oehl gemahltes Bildniſs von ihm; es iſt zu wünſchen, daſs einer unſrer geſchickten Künſtler uns davon bald einen guten Kupferſtich liefern möge.

Den

Den 17. März, 1793.

Herrmann Erich Winkler,

Superintendent in Lüneburg *)

Geboren den 11. April 1738 zu Hildesheim, wo das Beyspiel seines Vaters, eines Bürgers und Strumpfwirkers, schon früh seiner Seele durch ein religiöses Betragen und durch einen aufbrausenden Jähzorn, bleibende Eindrücke für die ganze Lebenszeit mittheilte. Die Furcht vor der Heftigkeit des Vaters nöthigte ihn zur sorgfamsten Behutsamkeit in seinen natürlichen raschen Aeusserungen, wovon sich ihm noch als Mann, wie er oft versicherte, ein gewisses Nachgefühl bey ähnlichen Aufwallungen aufzudringen pflegte. Durch die fromme Denkungsart seines Vaters wurde die Religiosität gebildet, von welcher er selbst ganz durchdrungen war. Er hatte damahls so viele Gebete, biblische Sprüche und Gesänge gelernt, dass ihm, nach seinem eignen Zeugnisse, dieser Schatz späterhin in seinen

*) Quellen: Hauptzüge aus dem Leben desselben, von C. H. Ruhkopf, einem vieljährigen vertrauten Freunde Winklers. S. d. Annalen der Br. Lüneburgischen Churlande. Achter Jahrg. 1stes Stück. — Handschriftliche Nachrichten.

nen Amtsgeschäften, hauptsächlich bey unerwarteten Aufforderungen, zum Ausspinnen weitläuftiger Betrachtungen oft nutzbar wurde.

Sein Oheim, ein Diakonus **Winkler** in **Peina**, nahm ihn früh zu sich; dieser Mann war im Hallischen Waisenhause gebildet, lebte unverheirathet, und machte es sich zur Pflicht, die Söhne seiner Geschwister zum gelehrten Stande zu erziehen. Er besafs ausgebreitete Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, und fand zugleich sein gröfstes Vergnügen im Unterrichte der Jugend; dabey neigte er sich zum Pietismus, hielt täglich Erbauungs-Conventikel, war in seinem ganzen Benehmen sehr feyerlich und religiös, und hierdurch im ausgebreiteten Rufe der Heiligkeit. Der junge Winkler sollte hier fromme Mienen und Gedanken annehmen, und behutsam, wie ein bejahrter Mann sprechen; aber er konnte sich in diesen Zwang nicht finden, und wurde daher bald aus den frommen Stunden als ein Weltkind verwiesen. Indefs wurde die Unzufriedenheit des Oheims durch das ganze übrige Betragen des jungen Menschen, besonders durch dessen unglaubliche Lernbegierde einigermafsen versöhnt. Denn als er etwa 18 Jahre alt war, hatte er schon das Alte Testament im Grundtexte, und

das

das Neue Teſtament im Griechiſchen und Syriſchen durchvertirt und analyſirt, auch ſchon etwas chaldäiſch und arabiſch gelernt. Gottſcheds Philoſophie, die Halliſche Theologie, die Hiſtorie, Geographie und Rhetorik nach Waiſenhäuſer Form hatte er durch Ueberſetzen ins Lateiniſche und Franzöſiſche, durch Disputiren, Excerpiren und Exerciren mancher Art ſo ſehr eingeſogen, daſs ſich noch 30 Jahre nachher unwillkührlich Fragmente davon hervordrängten. Latein war die Hauptſache; er bekam eine Fertigkeit, ſich ſchnell und klaſſiſch auszudrücken, wovon die ſpäteſten Jahre noch Spuren zeigten. Griechiſch wurde auch fleiſsig getrieben, aber es beſtand nur in wörtlichen Ueberſetzen ins Lateiniſche und in grammatiſcher Analyſe; erſt ſpäterhin lernte er in Heilmanns Schule eine umfaſſendere Interpretation.

Aus dieſem Zwange kam er auf das Gymnaſium zu Hildesheim; auch dieſe Zeit war ſeiner moraliſchen Ausbildung nicht günſtig; er lebte nun in uneingeſchränkter Freyheit, und da er an Kenntniſſen ſchon ſeine Mitſchüler übertraf, neigte er ſich zu einer fehlerhaften Selbſtzufriedenheit und Trägheit. Auch in Göttingen, wo er ſeit 1758 einige Jahre zubrachte, hatte er den vorherigen Privatfleiſs noch nicht wieder. Hollmann,

 Walch,

Walch, Michaelis und Heilmann waren seine Hauptlehrer. An Gesners Vorlesungen fand er keinen Geschmack, und so stockte sein Fortstudiren in der alten Literatur. Statt dessen trieb er orientalische Philologie fleissiger, lenkte aber seine Bemühungen nicht genug auf einen festen Zweck. Er schwankte zwischen dem Predigerfach und andern gelehrten Beschäftigungen, als ihn sein gutes Schicksal in die Arnoldische Familie nach Hannover führte. Seit dieser Zeit gewann er eine Vorliebe für das Hannöverische, welche durch die Heirath mit seiner ihn überlebenden Gattin, einer gebornen Schwaken aus Hannover, noch sehr vermehrt wurde. Von 1763 bis 1772 war er Prediger in Hildesheim; er hielt die Nutzbarkeit eines jungen Predigers an seinem Geburtsort nicht für gross, und wünschte deshalb immer an einem andern Orte, besonders in Hannover, angestellt zu seyn. 1772 wurde er zum Diaconus an der Catharinenkirche in Hamburg gewählt. Er war nicht zufrieden mit seiner Lage in Hamburg, ohne einen gültigen Vorwand angeben zu können, und seine alte Sehnsucht nach einer Predigerstelle im Hannöverischen erwachte von neuem. Ohngeachtet er sich um Tausend Thaler und drüber in seiner Einnahme verschlimmerte, ging er, nach einem 20jährigen Aufenthalte in Hamburg, als Superintendent nach Lüneburg

burg; man machte sich dort grosse Hoffnungen von ihm; aber ein Schlagfluss überfiel ihn am 17. März 1793 auf der Kanzel, als er noch nicht den ersten Theil seiner Antrittspredigt beendigt hatte; einige Stunden nachher starb er.

Seine Gelehrsamkeit und sein edler Charakter waren ausser Zweifel, aber doch nicht allgemein und gehörig anerkannt. Seine Kenntnisse verbarg seine aufrichtige Bescheidenheit und ein ihm ganz eigenes Misstrauen in seine Kräfte, die er sehr gering anschlug; Genie sprach er sich ganz ab, alles nannte er Wirkung eines angestrengten Fleisses. Er verkannte sich hierin; denn er besass eine glückliche Gabe etwas zu fassen, leicht den wahren Gesichtspunkt zu finden, schnell etwas wörtlich ins Gedächtniss zu prägen und zu behalten, das Talent, fremde Gedanken sich durch eine originelle Wirkung eigen zu machen, vielen Scharfsinn, Phantasie und Witz, kurz einen vorzüglichen Kopf. Dass er so gering von sich dachte, kam vermuthlich von dem grossen Umfange ganz heterogener Kenntnisse, mit denen er sich befasste, und in welche er sich, besonders wenn Zerstreuungen hinzu kamen, oft nicht finden konnte. Eine andere Ursache lag in dem Mangel einer vorzügli-

chen Geistesgegenwart, der ihn, weil er sich dessen bewufst war, noch zurückhaltender machte. Aus dieser Ursache versprachen sich diejenigen, welche ihn nicht genau kannten, auch nicht das von ihm, was er leistete, wie diefs bey mehrern seiner Arbeiten der Fall war.

Sein edler Charakter wurde wegen einer natürlichen Hitze und oft zur Unzeit angebrachten Wahrheitsliebe öfters nicht als solcher erkannt. Er hatte ein cholerisches Temperament; aber er kämpfte oft gegen seine Heftigkeit, und hielt sich zurück, seine Meinung da zu sagen, wo es keinen Nutzen würde gebracht haben. Diese Selbstbeherrschung wurde ihm nicht leicht, da ihn ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Menschenrechte und Muth zu ihrer Vertheidigung belebte. Freylich sprach er vermöge seines Feuers, alsdann oft mit sehr vieler Freymüthigkeit und in einem Ton, der ihm nicht selten den Schein der Ehrsucht, Anmafsung und Unbedachtsamkeit gab, welches durch seine polternde Stimme und durch sein Aussehen noch vermehrt wurde; sah man aber auf den Gegenstand, der ihn zur Sprache brachte, und auf das Benehmen der Gegenparthey; so mufste man auf seine Seite treten, und sich des wahrheitsliebenden

den Biedermanns freuen. Eine kurze Darstellung einiger seiner vorzüglichsten Streitigkeiten in Hamburg ist hier mit Recht zu erwarten.

Im Jahr 1782 gab Joh. Melchior Göze eine kleine Schrift heraus, worin er nach 3. Mos. 18. die Ehe eines Wittwers mit der Schwester seiner verstorbenen Frau auch für uns noch als verboten und unerlaubt erklärte, und das geistliche Ministerium in Hamburg aufforderte, ihn, wenn er irre, eines bessern zu belehren. Es ist im Ganzen ein sehr lächerlicher Streit, die letzte Regung des Aberglaubens und der Hierarchie im protestantischen Deutschlande, wo man hoffentlich niemand wieder etwas ähnliches aufstellen wird, ohne sich dem verdienten allgemeinen Spotte Preis gegeben zu sehen. Aber damahls hatte die Sache wirklich eine Wichtigkeit, weil gerade der Prediger Moldenhawer in Hamburg mit seiner Schwägerin in der Ehe lebte, (S. Nekrol. 1790. I, 250.) und weil Göze allen Hamburgischen Predigern einen Vorwurf daraus machte, zeither solche Ehen ohne Widerspruch gestattet zu haben. Moldenhawer und andere liessen kleine Widerlegungen der sonderbaren Behauptungen Gözens drucken; besonders ruhig und gründlich antwortete ihm

aber der Diakonus Winkler. Göze schrieb wieder, ohne von den faslichen Gründen jener Schriften im mindesten überzeugt zu werden. Aus diesem Streit nun entspann sich ein neuer. Göze hatte auf dem Titel seiner ersten Schrift sich Hauptpastor zu St. Catharinen in Hamburg genannt; Winkler bemerkte in einer Note seiner Schrift, dafs dies kein legaler, sondern nur ein ins gemeine Leben eingeschlichener Titel sey, und dafs es heifsen müsse: Pastor an der Hauptkirche. Es war diefs nicht Eitelkeit, sondern jener Titel konnte in der That die falsche Meinung begünstigen, als ob einer der Pastoren in Hamburg den Vorrang und eine Gewalt über den andern hätte, welches doch der preiswürdigen Verfassung dieser Republik ganz entgegen gewesen wäre. Göze behauptete die Legalität dieses Titels in einer seiner Gegenschriften; Winkler widerlegte ihn gründlich. *) — So sehr der heftige Göze sich in diesem Streite vergas und Winklern erbitterte, so zeigte dieser doch seine bessere Denkungsart gleich einige Tage nach der ersten Hitze, indem er Gözen bey einem ihn während des Hauptgesanges überfallenen Sticken, noch die gleichfolgende Predigt abnehmen woll-

*) Ueber die Schriften für und gegen sehe man A. D. Bibl. B. 42. 43. und 45.

wollte, welches selbst Gözen stark rührte. Eben diesen Edelmuth bewies er auch bey Gözens letzter Krankheit durch freundschaftliche Besuche, ob man ihm gleich allerley Aeusserungen des noch fortdauernden Grolles zubrachte.

So betrug er sich immer; seine Versöhnlichkeit gewann ihm Nachsicht bey manchem Gegner, und die heftigsten darunter nannten ihn nur hitzig und unüberlegt. Man warf ihm Wankelmuth vor. Bey der grossen Lebhaftigkeit, mit welcher er sich für und gegen eine Sache interessirte, und bey der Offenheit, mit welcher er seine jedesmahlige Meinung und Empfindung zu sagen pflegte, konnte ein solcher Vorwurf nicht ausbleiben. Doch zeigte sich dieser Fehler nur in Nebendingen; denn in Grundsätzen und in dem, was den thätigen und redlichen Mann betraf, war er unerschütterlich.

Er schaffte den Exorcismus in Hamburg ab. Zuerst schlug er es dem Ministerium vor; da diess aber Bedenken trug, so schaffte er ihn für sich ab, und taufte zuerst gegen die Sitte sein eignes Kind und zwar ohne Exorcismus.

Er war überaus dienstfertig, unterstützte und empfahl, wo er konnte, und liess sich wieder von den Empfehlungen verdienter

Män-

Männer für jemanden bis zur Wärme einnehmen und in Thätigkeit setzen. Seine Wohlthätigkeit gegen Dürftige zeigte sich in vielfachen Erweisen. Die Mitfreude an dem Glücke Anderer war oft enthusiastisch, und er interessirte sich auf das lebhafteste für die gute oder schlechte Besetzung wichtiger Stellen. Pünktlich und unverdrossen in seinen Amtsgeschäften, verliefs er gern seine liebste Arbeit, wenn ihn ein Kranker rufen liefs, tadelte es aber ernstlich, wenn man es bis auf die äufserste Gefahr aufgeschoben hatte. Auf den Unterricht der Katechumenen, den er für ein Hauptgeschäft des Predigers hielt, wendete er unermüdeten Fleifs, und stets war er bereit, Zwistigkeiten beyzulegen, einen verirrten Jüngling oder Religionszweifler zu belehren oder sonst die Beruhigung einer Person zu befördern.

Bey seiner grofsen Liebe zum Studiren war seine Geselligkeit zu bewundern; er war gern und mit frohem Sinne in Gesellschaft, und machte durch jährliche Reisen auch auswärtige Bekanntschaften. Weite Reisen durch Deutschland, nach Italien, vor allem aber nach England gehörten zu seinen liebsten Planen; er verschob die Ausführung bis in das Jünglingsalter seines Sohnes, und auf die Zeit, da er vielleicht auf seinem Gute, in Lazum

bey

bey Hannover, in einer unumſchränkten Freyheit leben wollte. Eine lange Gemüthskrankheit ſeiner Frau, die ſeit mehrern Jahren von ihm entfernt in Hannover lebte, wälzte alle Geſchäfte der Oekonomie auf ſeine Schultern; ſelbſt ſeinen einzigen Sohn muſste er oft fremden Händen anvertrauen. In dieſer Rückſicht verdiente manche Aeuſsernng ſeines choleriſchen Temperaments Entſchuldigung.

Es war ihm unangenehm, wenn man bloſs ſeine Stärke im Orientaliſchen anerkannte, da dieſs Studium ſo wenig allgemeine Achtung erwirbt. Obgleich ſeine Kenntniſſe hierin, beſonders aber im Arabiſchen, das er unabläſſig ſtudirte und empfahl, vorzüglich waren: ſo hatte er ſich bey ſeiner Wiſsbegierde und ſeinem eiſernen Fleiſse doch gleich groſse in andern Sprachen und Wiſſenſchaften erworben. Er vertheilte jeden Tag für mehrere Claſſen von Studien, für ſeine Amtsarbeiten und Vergnügungen; wurde dieſe Ordnung geſtört, ſo muſste die Hinderung von ſeinen liebſten Freundſchafts- oder Amts-Verhältniſſen entſtehen, wenn ſie ſeine gute Laune nicht unterbrechen ſollte. Das Studium der Bibel nahm den beträchtlichſten Theil des Morgens ein, wo er ſo fleiſsig unter ſeinem Apparate ſaſs und excerpirte, als wenn er ſelbſt an einem bibliſchen Werke arbeitete. Er hat-

hatte auch wohl zuweilen einen solchen Gedanken; aber, ausser andern war die stete Unzufriedenheit mit dem, was er schrieb und seine geringe Meinung von seinen Talenten die Hauptursache, warum nichts zu Stande kam.

Die griechische Literatur füllte seine freyesten Stunden aus; nichts fesselte ihn stärker und länger, und nirgends war sein Fleiss so ausharrend als hier. Griechische Sprachkenntniss interessirte ihn schon bey Unbekannten, und ein Schulmann, bey dem es hier hinkte, erwarb selten seine Achtung. Mancher Jüngling gewann, durch sein Beyspiel und auf sein dringendes Anrathen, eine Liebe für diess Studium, und manchem gab er selbst Stunden zum Vergnügen. Seine Begeisterung ging einst so weit, dass er sich entschloss, alle Griechen ohne Ausnahme in einer gewissen Ordnung zu lesen, und obgleich dieses bey seinen Amtsgeschäften, weitläuftigen Verbindungen und Beschäftigungen mit so vielen andern Zweigen des menschlichen Wissens, unausgeführt blieb, so wurde doch seine Belesenheit in der griechischen Literatur ungemein weitläuftig. Die Historiker, die meisten Philosophen und vornehmsten Dichter der Griechen hatte er sorgfältig und einige wiederholt studirt. Pindar war ihm vor Heynens Ausgabe un-

lesbar vorgekommen; nach dieser aber machte er einen neuen Versuch, und nun wurde Pindar lange Zeit sein täglich bestimmtes Handbuch. Mit eben dem Eifer machte er sich an die Tragiker, ohne sich durch die nöthige Mühe abschrecken zu lassen. Ueberhaupt belebten Schwierigkeiten seinen Fleifs, und ohne sie schien er zu ermüden. Nichts war ihm zu kostbar, wenn es auf Sättigung seiner Wifsbegierde Einflufs hatte; die besten Ausgaben und seltensten Hülfsmittel wurden mit grofsen Kosten herbey geschafft, und für manchen Schriftsteller ward eine kleine Bibliothek gesammelt; doch war der Apparat gebraucht, so gab er das unwichtig scheinende wieder weg. Diesen Gang nahm er immer, er mochte studiren, was er wollte. Überzeugt von den Vortheilen, die diese Methode einem Lehrer gewähre, wünschte er sich daher auch einige Jahre eine höhere Schulstelle bekleidet zu haben, oder sie noch zu erhalten. Er suchte auch wirklich noch 1791 einen solchen Platz in Hannover, aber freylich unter Bedingungen, welche bey der jetzigen Schulform daselbst unerfüllt bleiben mufsten. — Fürs akademische Leben hatte er solche Neigung nicht, so lockend auch einigemal die Aufforderung dazu war. Es scheint auch diese Liebe fürs Schulwesen Antheil an dem Entschlusse, seine einträgliche Stelle zu verlassen

und

und nach Lüneburg zu gehen, gehabt zu haben, weil er da als Schulephor manche seiner Lieblingsideen zu realisiren hoffte.

Für die römische Literatur war er nicht so eingenommen, aber studirte sie doch mit vorzüglichem Fleiſse. Täglich las er, meist zwischen seinen Amtsarbeiten und in andern abgebrochenen Stunden einen lateinischen Schriftsteller cursorisch; er suchte auch Gelegenheit, mit jungen Leuten schwere Stücke zu lesen, auf die er sich recht absichtlich vorbereitete, und liebte einen guten lateinischen Styl bey andern. Er selbst mochte diesen nicht mühsam üben, weil er es seiner Lage und Bestimmung nach für zwecklos hielt, und ob er gleich meist klassisch schrieb, welches er seiner frühen Übung verdankte, so unterwarf er doch seinen Aufsatz der Durchsicht eines geübten Freundes.

Englisch und französisch sprach er fertig, doch konnte er das Delicate der Aussprache, ungeachtet der unbeschreiblichsten Mühe, nicht erreichen, woran wohl sein spät erhaltener Unterricht Ursache war; in beyden Sprachen las er viel. In der deutschen Sprache hatte er einige Besonderheiten in Wortverbindungen, die von ihm vertheidigt wurden. Sein Ausdruck war einfach; seine Kanzelberedtsamkeit

unge-

ungeſchmückt und herzlich, ſo wie die Gegenſtände ſeiner Vorträge meiſt praktiſch; Ordnung, Lebhaftigkeit und Beſtimmtheit zeichneten ſeine Predigten aus. Die 12 Predigten, die er 1782 herausgab, können hiervon Beweis ſeyn; doch ſind ſie nicht ganz ſo bearbeitet, wie er es zu leiſten im Stande war, weil der Abdruck theils unter unerwarteten Zerſtreuungen anfing, theils auch bey ihm die groſse Abneigung, Predigten drucken zu laſſen, ſo mächtig aufwachte, daſs er das nöthige Intereſſe für das Unternehmen verlohr. Hernach hätte er ſie gern vertilgt und hielt alles Lob für unverdient. Man hat auch ein Paar einzeln erſchienene Religionsgeſänge von ihm, welche wegen edler Simplicität und gedankenreicher Kürze Beyfall erhielten, und zum Beſten der Armen verkauft wurden.

In der Philoſophie hing er ſeinem Lehrer Hollmann an, las aber auch andere neuere Philoſophen, am liebſten Engländer, und ſtudirte Kants Schriften.

Ein Mann, der ihn kannte, faſst ſein Bild ſo zuſammen: "Als Kanzelredner, Gelehrter und Menſch ein ehrwürdiger Name; rauh und bieder, unduldſam gegen Vorurtheil und Schwäche, und daher in ſtetem Widerſtreben mit ſich ſelbſt und mit den practiſchen Verhältniſſen ſeines Standes."

Den 12. Julius, 1793.

JOHANN STUVE

Profeſſor in Braunſchweig.

Stuve wurde zu Hamm in Weſtphalen gebohren und in Lippſtadt erzogen. In ſeiner Jugend-Erziehung und Behandlung wurde vieles verſäumt, vorzüglich in Beziehung auf ſeinen Körper, und er ſuchte hierin, hauptſächlich in der ſchwer zu verdauenden weſtphäliſchen Koſt, die erſte und ſtärkſte Veranlaſſung zu ſeiner immerwährenden Kränklichkeit und Schwäche und nachmahligen Krankheit. Während ſeiner Univerſitäts-Jahre in Halle ſtand er eine ſchwere Krankheit aus. In der letzten Zeit ſeines akademiſchen Lebens ſtiftete er mit Lieberkühn den Bund unzertrennlicher Freundſchaft, die ſich auf Aehnlichkeit des Charakters und auf gemeinſchaftliche Vorliebe für das Erziehungs-Weſen gründete, welchem Beyde alle ihre Kräfte zu widmen beſchloſſen, zu einer Zeit, wo ſie mit Baſedows und anderer Pädagogen Unternehmungen noch unbekannt waren. Lieberkühn erhielt eine Hofmeiſter-Stelle in Neu-Ruppin und Stuve durch ihn ebenfalls. Sie gingen daher im J. 76. zuſammen an den Ort ihrer Beſtimmung und ſetzten dort ihren vertrauten Umgang fort.

Ein

Ein Antrag, den Stuve ein Jahr darauf zur Conrector-Stelle in Prenzlau erhielt, gab die Veranlaſſung, daſs man Lieberkühn und Stuven die Einrichtung der Schule in Neu-Ruppin und die erſten Lehrer-Stellen an derſelben übertrug.

Hier fängt ſich der glänzendſte Abſchnitt in Stuvens Leben an, wo er im engſten Verein mit ſeinem Lieberkühn eine Anſtalt neu begründete und zu einem Flor brachte, der alle Erwartungen übertraf. Zwey junge Männer, von geringer Erfahrung im Erziehungsweſen, wagten es im Vertrauen auf ihren guten Willen, ihren Eifer für die gute Sache und ihre Betriebſamkeit, unterſtützt von geſundem Verſtande, von hellen Einſichten und vom unabläſſigen Beſtreben, ihre Kenntniſſe durch die andrer Erzieher zu bereichern und zu berichtigen, nach einem ganz neuen Plane eine Lehranſtalt zu errichten und über dieſelbe die Aufſicht zu führen. So groſs die Begeiſterung war, die ſie zu dieſem Unternehmen mitbrachten, und ohne die nicht leicht ein vorzüglicheres Werk zu Stande kommt, ſo idealiſch ihre Vorſtellungen von dem, was die Erziehung leiſten könnte und ſollte, waren, ſo vortheilhaft zeichneten ſie ſich doch in der Ausführung ihrer Unternehmungen vor den alles umwälzenden Philanthropen jener

Zeitläufte durch Sichtung des Gehörigen von dem Ungehörigen, durch vorsichtige Anwendung allgemeiner Begriffe und Grundsätze auf das wirkliche Leben, durch Beybehaltung des Brauchbaren u. Löblichen alter Einrichtungen und durch bloſse Wegwerfung des Unzeitmäſsigen und Unvernünftigen aus. Sie hatten freylich mit Schwierigkeiten mannichfaltiger Art zu kämpfen; aber durch ihre Festigkeit, Beharrlichkeit, oder auch durch ihre Nachgiebigkeit zu rechter Zeit besiegten sie dieselben groſsentheils; sie strauchelten freylich bisweilen und thaten Fehltritte, aber sie waren auch ohne Unterlaſs auf Verbesserung und Vervollkommnung bedacht. Sie suchten anfangs die Lehr-Anstalt zugleich zur Erziehungs-Anstalt zu erheben und zu erweitern; Erfahrung lehrte sie, daſs dieſs in der gedachten Ausdehnung nicht ausführbar sey; dennoch blieb immer die sittliche Bildung und das häusliche Leben ihrer Lehrlinge der Gegenstand ihrer unverrückten Aufmerksamkeit. Sie wuſsten die Gründlichkeit der ältern Gymnasien im Unterricht der alten Literatur mit dem, was hellere Einsichten unserer Zeit zur allseitigen Entwicklung und Ausbildung der sämmtlichen Gemüthsvermögen erfordern, in ein glückliches Einverständniſs zu bringen; sie gewannen dadurch selbst die Gegner der neuern Erziehungs-Weise und hatten den entschiedensten Einfluſs

auf

die allgemeinere Verbesserung des Schul-Wesens, vorzüglich in den Preussischen Staaten, wozu auch das beytrug, dass sie von Zeit zu Zeit in öffentlichen Schriften Rechenschaft von ihren Unternehmungen, Grundsätzen, Verbesserungen, Versuchen, mittheilten und so die Nachrichten von dem, was geschehen war, in grössern Umlauf setzten.*) Gedicke in Berlin war vielleicht der einzige Schulmann, der damals als ihr Nebenbuhler angesehen werden konnte und der die Anstalten, welchen er vorstand, zu einer noch höhern Stufe der Vollkommenheit hinaufgeführt hat. — So geachtet Lieberkühn auch war, so kannte man in Berlin wenigstens Stuven doch noch mehr, und seine Betriebsamkeit trug viel dazu bey, dass die, durch die glückliche Vereinigung der Talente zweyer so schätzbaren kraftvollen Männer gegründete Rup-

*) Lieberkühns und Stuve's Schulschriften, die sich auf die Ruppinsche Schule beziehen, sind bekannt; die erstern sind gesammelt in Lieberkühns kleinen Schriften mit dessen Lebensbeschreibung und einigen Briefen an Stuve von L. Fr. G. E. Gedicke, Züllich. 791. welches Werk auch über Stuve's Thätigkeit und Verhältnisse zu Lieberkühn vieles Licht verbreitet.

Ruppinsche Anstalt so aufblühte und thätig unterstützt wurde.

Vergleichen wir mit unsern allgemeinen Angaben, was Stuve selbst in seinem Sendschreiben an Rehberg (Stuve's kleine Schriften Th. 2. S. 389. ff.) über seine Wirksamkeit in Ruppin und überhaupt über die Gründe, aus denen er sich für das Erziehungs-Wesen bestimmte, sagt: "Schon als Jüngling machten mich viele höchsttraurige Erfahrungen (die er zum Theil an sich selbst machte) auf herrschende Fehler, vorzüglich in Rücksicht der körperlichen Erziehung und der Art des Unterrichts sehr aufmerksam. Die Überzeugung, dass durch Vermeidung dieser Fehler der Mensch einen viel höhern Grad von Glückseligkeit und Veredlung erlangen könne und werde, bestimmte mich in der Folge, mich ganz dem Erziehungs- und Unterrichtungswesen zu widmen, und, so viel ich vermögen würde, zu dessen Verbesserung und Vervollkommnung in meinem dereinstigen Wirkungskreise beyzutragen. Die äussern Umstände begünstigten meine Plane und Wünsche in so weit, dass ich in Verbindung mit meinem trautesten Freunde, den ein gleicher Eifer bey gleicher Grundsätzen mit mir beseelte, Lehrer und Mitvorsteher einer öffentlichen Schule wurde. Wir bestrebten uns in dieser Lage nicht

nicht blos für den Unterricht der uns anvertrauten Jugend, so gut wir wufsten und konnten, zu sorgen, sondern auch mittelbar und unmittelbar für ihre gesammte Erziehung und Ausbildung, so viel es unsre Kräfte und die Umstände erlaubten, thätig zu seyn. Ungeachtet uns nun, aufser unserer Jugend, Kränklichkeit, Unerfahrenheit, Ungeübtheit und Ermangelung vieler zu unserm Berufe, unserm eigenen Ideale davon nach, nöthigen Kenntnisse, ein Zusammenflufs äufserer Umstände an der Erreichung unserer Zwecke und Wünsche nicht wenig hinderlich wurde: so überzeugte uns doch unser fortgesetztes Nachdenken, unsre Erfahrung und der Beyfall der einsichtsvollsten Männer, dafs wir in Rücksicht unsrer Grundsätze und Methoden, auf dem rechten Wege waren." "Nicht blofs ein immer ruhiger und reifer gewordenes Nachdenken, in Verbindung mit einer ausgebreitetern Welt- und Menschenkenntnifs, sondern auch die noch fortdauernde Werthschätzung und Liebe des Publikums, unter dem wir damahls lebten, und vorzüglich der Eltern, die uns ihre Kinder anvertraut hatten, nebst der innigsten, dankbarsten Zuneigung und herzlichsten Ergebenheit der jungen Leute selbst, von denen jetzt schon ein grofser Theil in öffentlichen Aemtern oder Privatgeschäften steht und der Achtung des Publikums geniefst, haben

ben mich in der Anhänglichkeit an meine Grundſätze, und in der Überzeugung von denſelben, beſtärkt."

Im J. 1784 litt Stuve einen groſsen Verluſt durch den Abgang ſeines treuen Freundes, der an das Eliſabethaniſche Gymnaſium zu Breslau als Rector verſetzt wurde. Als um dieſe Zeit Campe das allgemeine Reviſions-Werk des geſammten Schul- und Erziehungsweſens unternahm, lieſs auch Stuve ſich in die ehrenvolle Geſellſchaft der Reviſoren aufnehmen und dieſs gab den erſten Anlaſs zu der innigen Verbindung, die nachher zwiſchen ihm und Campe Statt hatte. Campe hatte nemlich eine Abhandlung in den Umlauf der Reviſoren gegeben, welche von dem freymüthigen Stuve ſo ſtreng beurtheilt und widerlegt wurde, daſs Campe von der Richtigkeit der meiſten Bemerkungen überzeugt, ſeine Abhandlung unterdrückte und von Stuve's freyer und biederer Art ſich zu benehmen, äuſserſt eingenommen, zu einer engern Verbindung mit ihm die Hand bot. Im J. 1786. reiſte Campe zu Stuve'n, mit der Vollmacht, ihn unter annehmlichen Bedingungen nach Braunſchweig zu rufen. Stuve befand ſich in einer ſehr glücklichen Lage und im Genuſſe der Liebe ſeiner Mitbürger in Neuruppin; dennoch machte der Antrag wegen

gen der damit verbundenen mehr als wahrscheinlichen Aussichten auf einen größern, würdigern und fruchtbarern Wirkungskreis, die Annehmlichkeit in einem Kreise von ausgezeichneten Menschen, vorzüglich auch in der Nähe und im Zusammen-Wirken mit Campe und Trapp zu leben, großen Eindruck auf ihn; allein er übereilte sich nicht. Die beyden Freunde wurden eins, die Entscheidung darüber einigen ihrer gemeinschaftlichen Freunde in Berlin, besonders Tellern, zu übertragen. Diese riethen zu, und so ging Stuve nach Braunschweig.

Stuve war in Braunschweig zum Director der Katharinen-Schule und zum Rath in dem zu stiftenden Schul-Collegium bestimmt. Er zog eine bedeutende Besoldung, konnte aber nie dazu gelangen, seine Stellen anzutreten. Das Schul-Collegium kam bekanntermaßen nicht zu Stande und bey der Directors-Stelle, die ihm zugedacht war, thaten sich auch allerhand Schwierigkeiten hervor. Diese Umstände mußten einen Mann mißmuthig machen, der so viele Jahre in praktischer Thätigkeit verlebt hatte und der so ganz dazu gemacht war, nach außen hin, und besonders auf die Jugend zu wirken. Um den herzoglichen Gehalt nicht ganz ohne geleistete Dienste zu ziehen, welches einem

Mann von seinem Zartgefühl unangenehm war, hielt er wenigstens einige, vornehmlich anthropologische, Vorlesungen am Carolinum. Aber da er glaubte, daſs mit dem bloſsen Lehren, oder vielmehr durch Vorlesungen, das wenigste an solchen Anstalten geleistet werde, so konnte ihm diese Wirksamkeit kein besonderes Bewuſstseyn geben. Das dortige Publikum war vorher gegen ihn eingenommen und steckte seine Schüler an. Einige Veränderungen, die nothwendig schienen, aber ungern gesehen wurden, weil man glaubte, Veränderungen könnten wohl endlich gar zur Aufhebung führen, wurden seinem Einflusse beym Herzog oder bey dem Minister zugeschrieben, und so kam er nicht in das beste Verhältniſs mit seinen Collegen. Sein nach nützlicher Thätigkeit strebender Geist suchte Entschädigung im Studium der Wissenschaften und im Schreiben pädagogischer und andrer gemeinnütziger Werke. *) Sein siecher Körper warf ihm auch hier Hindernisse in den Weg und vermehrte seinen Miſsmuth über fehlgeschlagene Erwartungen. Die zerrütteten Gesundheits-Umstände seines dem Tode entgegengehenden Freundes Lieberkühn und

*) Nach Plinius Grundsatze *Epp. 3, 7. Hoc quicquid est temporis futilis et caduci, si non datur factis, (nam horum materia in aliena manu) certe studiis proferamus.*

und der endlich erfolgende Tod desselben erschütterte und griff seinen Körper eben so sehr, als sein Gemüth an. Er setzte dem Vollendeten in der Sammlung der Lieberkühnschen kleinen Schriften noch ein schätzbares Denkmahl seiner Liebe. Jetzt warf ihn eine harte Krankheit darnieder, während welcher er die treueste, besorgteste Pflege der Tochter seines Hauswirthes genofs. Als er wieder genesen war, heirathete er aus Dankbarkeit diese gutartige Person, die zwar seinem Geiste nicht Genüge thun, noch sein Herz hinlänglich beschäftigen konnte, deren Treue und guten Willen er aber zu schätzen wufste und durch Dankbarkeit und zärtliche Aufmerksamkeit vergalt. Nicht lange konnte er sich des Glückes am eignen Heerde und der ersten Vater-Wonne erfreuen. Sein körperliches Übelseyn griff immer mehr um sich; er machte auf Anrathen der gröfsten Aerzte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise nach Italien und brachte den Winter in Neapel zu. Eine Frucht seines Aufenthaltes in Italien waren die schätzbaren Bemerkungen über den Laokoon, die zum Theil gegen Winkelmann, Lessing und Heyne gerichtet waren und von seiner gesunden Urtheilskraft und seinem feinen Gefühle auch in Sachen, die nicht ganz in seinem Gesichtskreise lagen, zeugen. (2 Briefe über den Laokoon an den Hofr.

Hofr. Schütz. Kleine Schriften Th. 2. S. 458. ff.) Auch in der Schweiz schrieb er einen lehrreichen Auffatz: Schilderung von Appenzell aufser Rhoden (Kl. Schriften, Th. 2. S. 333. ff.) nieder, der feiner Beobachtungsgabe, feiner Begierde fich zu unterrichten, und feiner Wahrheitsliebe gleiche Ehre bringt. Von Italien kehrte er auf einem holländifchen Kriegsfchiffe durch das mittelländifche Meer und den weftlichen Ocean zurück. Das Schiff legte verfchiedentlich an, unter andern zu Mallaga und zu Cadix und fetzte ihn endlich in Holland ans Land.. Seine Gefundheit hatte bey diefer Reife nichts gewonnen, konnte es auch nicht, wie man nachher bey der Leichen-Oeffnung fah. Bey feiner Zurückkunft fand er feine Frau wider alles Denken dem Tode an der Lungen-Schwindfucht nahe. Campe hatte ihm mehrmals davon gefchrieben; aber alle diefe Briefe waren verloren gegangen oder hatten ihn verfehlt, indefs andere, die nichts über die Lage feiner Frau enthielten glücklich in feine Hände kamen. Ihre Gefahr und hernach ihr Tod wirkten fehr ftark auf ihn und fchlugen ihn ganz nieder. Von feiner damahligen freudeleeren Stimmung giebt folgende Stelle aus feinem Sendfchreiben an Rehberg (S. 362. ff) Zeugnifs: "Sie wiffen, dafs ich fchon feit mehreren Jahren, in Anfehung meines

äuf-

äuſsern Berufs, durch einen Zuſammenfluſs von Umſtänden dem eigentlichen Erziehungs- und Schulweſen, ohne meine Schuld und wider meine Erwartung, entzogen bin; und meine Geſundheit und ganze äuſsere Lage erlauben mir nicht mittelbar für daſſelbe fernerhin, nach meinem Wunſche, thätig zu ſeyn. Selbſt der ſüſsen Hoffnung, eigene Kinder zu erziehen, bin ich beraubt, da mir das treuſte und edelſte Weib, die unentbehrliche Gehülfin bey der Erziehung, durch den Tod von der Seite geriſſen iſt — glücklich genug, daſs ich mein Kind in den Händen einer Freundin weiſs, die ihm Mutter ſeyn kann und ſeyn will, und daſs ich das, in Rückſicht ſeiner, ausüben ſehe, was ich ſelbſt nicht ausüben kann. So, der ſüſseſten Freuden des Lebens beraubt, und noch obendrein mit ſteten körperlichen Leiden kämpfend, giebt es, daſs ich ſo ſage, noch eine Art von idealiſcher Freude oder Ideen-Seligkeit für mich, die mich für den Verluſt eigener Glückſeligkeit, wenigſtens in manchen Stunden, entſchädigt. Ich ſtelle mir nemlich oft im Geiſte die, nach meiner auf Erfahrung und Überzeugung gegründeten Hoffnung, immer zunehmende Verbreitung vernünftiger Grundſätze und Maximen in der Erziehung der Kinder vor, und damit zugleich ein immer zunehmendes Maaſs menſchlicher Glückſeligkeit und Veredlung."

Noch

Noch eine zeitlang fchleppte er fich mit feinem fiechen Körper fort; nur allein noch auf den Genufs eingefchränkt, den ihm die Freundfchaft vornehmlich des Campifchen Haufes und fein Selbft-Bewufstfeyn gewähren konnten. Er bezog jetzt ein Gartenhaus vor der Stadt. Dies war der Ort feiner letzten Leiden. Der entfcheidende Tag wurde näher herangerückt, indem er fich durch eine Verkältung im Bade einen Schlag zuzog. Sein Todeskampf war fchwer, aber er beftand ihn mit Muth und litt mit Ergebung. Er fragte den Arzt, ob es bald mit ihm aus fey. Wenn es noch ein paar Stunden dauerte, verfetzte diefer, würden Sie da ungeduldig werden? Nein, war die Antwort des Dulders. Er liefs Campe und Trapp kommen und empfahl ihnen feine Tochter Minna. Zu Madame Campe, die ihn noch etwas zurechtlegte, fah er mit dankbar-zärtlichem Blicke auf und mit den Worten: "Der letzte Liebesdienft und — Minna!" — Noch einmal rief er feinen Freunden zu: "Wacht über Minna's Unfchuld!" — Es war der 12te Julius 1793.

Alle feine Aerzte und darunter die erften in Europa, Tiffot, Franke etc. die er zu Rathe gezogen hatte, fuchten feine Uebel in gewiffen Verftopfungen des Unterleibes. Gewiffe damit verbundene hypochondrifche Be-

fchwer-

schwerden, der langsame, oft unterbrochene Gang seiner Krankheit und andere Umstände, schienen dieses Urtheil zu rechtfertigen. Sie suchten die vermeintlichen Verstopfungen aufzulösen und fuhren damit so lange fort, bis alle seine Lebenskräfte aufgelöst waren. Bey der Oeffnung zeigte sichs, dass der Sitz seines Uebels in der Lunge war, die theils angewachsen, theils so verknorpelt war, dass das Messer des Zergliederers kaum durchdringen konnte.

Campe hat seines Freundes verweslichem Theile einen ehrenvollen Platz auf dem Todten-Acker neben Lessings Asche angewiesen. Um Lessings Andenken hatte sich schon vorher Campe das Verdienst erworben, den längst eingesunkenen Grabhügel wider errichten, und mit Epheu und Pappeln bepflanzen zu lassen. Neben diesem ist Stuve's Grabhügel errichtet und auf gleiche Weise geschmückt. Zwischen inne steht eine Kiefer, welche beyde Hügel mit ihrem Schatten deckt.

Stuve vermachte sein einziges Kind der Campischen Familie. Man wollte ihnen diese Erbschaft streitig machen, aber der letzte Wille des edlen Mannes musste erfüllt werden. Im Schosse dieser würdigen Familie, die so viel für die bessere Erziehung geleistet und

am

am Beyſpiele eines eigenen Kindes gezeigt hat, was weiſe Erziehung vermag, wird Minna aller Wahrſcheinlichkeit nach gedeihen und zu den Edleren und Beſſeren ihres Geſchlechts heranreifen.

Da Campe Stuve's Tochter in alle Kindes-Rechte bey ſich eingeſetzt hat, ſo wird theils der ganze Stuviſche Nachlaſs, theils das, was der Herzog zur Erziehung des Kindes ausgeſetzt hat, zum Unterhalt und zur Verpflegung von Stuve's alter Mutter verwendet, welche von ihrem Sohne ſchon damals, als er noch in Ruppin war, ſo wie nachher, da er in Braunſchweig lebte, erhalten wurde.

Stuve war kein Mann von auſserodentlichen Geiſtesfähigkeiten. Eben ſo wenig glänzte er durch tiefe Gelehrſamkeit. Aber er beſaſs einen geſunden Verſtand und eine ziemlich ſcharfe Urtheilskraft, weniger lebhafte Empfindung und Einbildungskraft. Er ſchien die idealiſche Anforderung, welche Erzieher und Weltweiſe an den Menſchen machen, daſs er ſämmtliche Gemüthskräfte gleichmäſsig entwickle und ausbilde, in ſeiner Selbſtbildung ſo viel als möglich vor Augen gehabt zu haben; daher im Ganzen Einheit und Zuſammenſtimmung in ſeinem ganzen Weſen, keine Erhebung einzelner Vermögen

auf

auf Kosten der übrigen, keine völlige Vernachlässigung irgend einer Anlage: aber darum auch nichts besonders Hervorstechendes, ganz Ausgezeichnetes in irgend einem Fache, nichts, was über die Linie der Mittelmäſsigkeit in gutem Sinne sehr weit hinausgegangen wäre. Mangel an Reichthum und Fülle des Stoffes, Langsamkeit des Ideen-Zuflusses war bey ihm nicht zu verkennen; aber den Stoff, dessen er sich einmahl bemächtigt hatte, verarbeitete er gut und drückte ihm eine eigenthümliche Form auf.

Wahrheitsliebe macht einen Hauptzug seines Charakters aus. Keine Satzung, nicht das Ansehen des Alterthums oder der Personen, nicht Menschenfurcht, nicht selbstische Absichten, konnten seinem Forschungs-Geiste Fesseln anlegen; höchstens lieſs er der einzigen Partheylichkeit der Freundschaft jezuweilen, sich selbst unbewuſst, auf seine Meinungen und Handlungsweisen einigen Einfluſs. Aber die Wahrheit war ihm nicht höchster und unbedingter Zweck, sondern selbst Mittel, das er der Tugend und Sittlichkeit unterordnete. Die Tugend hatte keinen wärmern Freund als ihn, und galt ihm alles. Er hatte hohe Vorstellungen von der Würde und den Pflichten des Menschen. So wenig lebhaft seine Empfindungen im Ganzen waren, so war er

 doch

doch eines hohen Enthusiasmus des Verstandes fähig, wenn es Wahrheit, Recht und Tugend galt. "Erkannte Wahrheit zu verläugnen (setzt noch Campe in der kurzen, aber gehaltvollen Schilderung einiger Eigenschaften seines Freundes, in der Vorrede zu Stuve's kleinen Schriften, hinzu,) oder erkannten gemeinschädlichen Irrthum aus staatskluger Selbstsucht unaufgedeckt zu lassen, war ihm eben so unmöglich, als wahrgenommene Schlechtheit und Verkehrtheit der Gesinnungen und der Handlungen zu beschönigen oder gut zu heissen." Von eben dieser Wahrheits-Liebe zeugt es, dass er Widerspruch vertrug, dass man jede der seinigen entgegengesetzte Meynung frey äussern durfte, ohne seine Heiterkeit zu stören, oder sein Wohlwollen zu verlieren.

Ganz vorzüglich eigen war ihm ein grosser Sinn für das Practische, für das (im edleren Sinne des Wortes) Nützliche, und all sein Dichten und Trachten war von Gemeingeist belebt. Von diesem Gesichtspunkte ging er als Lehrer und Erzieher aus; auf ihn führte er das Studium der Künste und Wissenschaften zurück und durch ihn wurden ihm vorzüglich in den letzten Jahren die grössern, für das Wohl und Wehe der Menschheit so fruchtbaren neuesten Weltbegebenheiten wichtig. Alle

seine Schriften waren von diesem Geiste eingegeben und auf Gemeinnützigkeit berechnet. Mit seiner Richtung aufs Practische scheint es im Widerspruch zu stehen, dass seine Urtheile über menschliche Charaktere und Verhältnisse, die er auf seinen Reisen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nie tief einzudringen schienen; vorzüglich da doch seine Verhältnisse als Erzieher seinen Blick und seine Beobachtungs-Gabe geschärft haben mussten; aber vermuthlich fehlte es dem sonst meist in einfachern und eingeschränkteren Verhältnissen lebenden Manne nur an der Fertigkeit, über zusammengesetztere und verwickeltere Charaktere der grossen Welt immer ganz treffend zu urtheilen.

Schlicht und gerade war sein Aeusseres und eben so seine Art zu denken und zu handeln. Diess war ein so unverkennbarer Zug in ihm, dass er, wie Campe erzählt, überall, wo er persönlich gekannt war, den Beynamen des Ehrlichen erhielt. Da er in einem bescheidenen, weder in Demuth noch in Übermuth gefassten Bewusstseyn seines Werthes lebte, da er nichts suchte, Niemanden bestechen wollte, so konnte er immer seinen Weg gerade fort gehen, brauchte vor Niemanden zu kriechen, keine Winkelzüge zu machen. Und er that diess wirklich nie.

Wo er mit andern Menschen zusammentraf, vorzüglich auf Reisen, wo oft die freymüthigsten und Wahrheit liebendsten Männer sich Schmeicheleyen erlauben, drückte er nie Achtung und Liebe aus, wo er sie nicht empfand, und suchte nie mit den Aeusserungen derselben Eindruck zu machen. Er blieb stets in Unbefangenheit und Ruhe des Geistes und war zu keiner Art von Uebertreibung hinzureissen.

Stuve konnte als ein Muster ächter Bescheidenheit aufgestellt werden. Sie musste jedem Unbefangenen das Urtheil abdringen, er sey ein edler Mann. In keinem Verhältnisse sah man ihn sich überheben. Auch den Niedrigsten, Schwächsten begegnete er, nicht mit jener zweydeutigen zuvorkommenden Ueberfreundlichkeit und Wärme, aber mit einer ihm ganz eigenen Höflichkeit und Gutmüthigkeit, welche sich auch so anziehend in seinen Gesichtszügen ausdrückte. Er vergass nie, dass es ein Mensch sey, den er vor sich hatte. Von der Seite war er gewiss ganz zum Erzieher gemacht, da es ihm natürlich war, sich auch mit jungen Leuten auf einen gewissen gleichen Fuss zu setzen, der der Achtung für ihn und seinem Einflusse eher beförderlich als hinderlich war, und der Entwicklung ihrer

Ge-

Gedanken und Empfindungen keine Gewalt anthat.

Er war ein angenehmer, munterer Gesellschafter. In seinem geraden, anspruchs- und kunstlosen Betragen war etwas sehr Einladendes. Nichts drückte im Zusammenseyn mit ihm. Man hatte nicht nöthig misstrauisch, behutsam, zurückhaltend zu seyn. Er liebte eine zwanglose geist- und herzvolle Unterhaltung, in welcher Ernst durch den Scherz gemildert und Scherz durch den Ernst veredelt wurde. Er selbst brachte in die Gesellschaft, außer wenn ihn jezuweilen der Dämon der Hypochondrie übernahm, eine muntre gute Laune mit. Dieser geselligen Eigenschaften wegen liebten ihn und seinen Umgang auch die, welche sonst wenig Berührungs-Punkte mit ihm hatten oder überall den neuern Erziehungslehrern nicht sehr hold waren.

Die treue Anhänglichkeit, mit welcher er seinen Freunden ergeben war, gehörte zu seinen schätzbarsten Eigenschaften. Er hatte nur wenige Freunde im heiligsten Sinne des Wortes; dafür war er diesen Wenigen, nicht mit schwärmenden oder schmelzenden Gefühlen, aber von ganzem Herzen und von ganzer Seele zugethan. Hr. Gen. Sup. Löffler in Gotha gehörte von der gemeinschaftli-

chen Hallischen Universitätszeit her zu seinen vorzüglichen Freunden, dem auch jetzt noch sein Andenken unvergeſslich und werth ist. — Hatte ihn einmahl Jemand durch Geist und Herz so angezogen, daſs er das Bündniſs der Freundschaft mit ihm geschlossen hatte, so lieſs er sich hernach durch nichts irre machen, und stieſs er selbst auf einzelne Handlungen, die seinen Grundsätzen zuwiderliefen, so hielt er sich an das Ganze und wies jede Störung seiner freundschaftlichen Verhältnisse zurück.

So war er. Der hier gegebene Entwurf erschöpft zwar seinen Charakter nicht, aber um ein vollständiges Gemälde seiner Eigenthümlichkeit zu liefern, müſste man Stuve's mehrjährigen vertrauten Umgang genossen haben, wie Campe, von dem man noch immer eine Denkschrift auf seinen Freund erwartet.

Werfen wir nur noch einen Rückblick auf seine Schriften. Sie glänzen weder durch Neuheit der Gedanken noch durch tiefe Erforschung der verborgenen Wahrheit, aber sie enthalten durchgängig eine gesunde Kost und Nahrung, sie zeichnen sich durch das Treffende, deutlich und einfach Gedachte, durch eine Wärme, die von Herzen kommt und zu Herzen geht, und durch einen lichten, eindringenden Vortrag aus. Seine Sprache ist

rein, klar, bestimmt, aber ohne anziehende Schönheiten und Annehmlichkeiten.

Ohne Frage muss man wohl unter seinen Schriften den pädagogischen den Preis zuerkennen. Hier war er in dem Fache, dem er sich aus Neigung und aus Einsicht ganz gewidmet hatte. Seine frühesten Schriften über die Erziehung, über die körperliche Erziehung, desgleichen über das Schulwesen (die in der Sammlung seiner kleinen Schriften wieder aufgelegt wurden) nebst mehrern andern kleinen Aufsätzen haben zu ihrer Zeit viel zur Berichtigung der Begriffe über das Schul- und Erziehungswesen beygetragen und verdienen noch jezt eine ehrenvolle Erwähnung. Die physische Erziehung lag ihm vorzüglich am Herzen und er bearbeitete diesen Gegenstand im Revisionswerke noch einmahl. Traurige Selbsterfahrungen machten ihm diesen Theil der Erziehung vornehmlich wichtig und sein kränkelnder Körper beförderte seine Liebhaberey für anthropologische und überhaupt medicinische Untersuchungen, aus denen auch sein Lehrbuch der Kenntnifs des Menschen hervorging. Auf sein Buch über die anschauende Erkenntnifs, worüber schon sein Freund Lieberkühn geschrieben hatte, legte er wohl unter seinen Schriften verhält-

mäſsig den meiſten Werth. Ueber die Gerechtſame der Pädagogik als einer Kunſt oder gar als einer Wiſſenſchaft wachte er mit Eiferſucht und er trat noch in den letzten Zeiten ſeines Lebens mit allem Feuer als ihr Anwald gegen die Beeinträchtigungen auf, die ihr durch Rehbergs Prüfung der Erziehungs-Kunſt zugefügt worden zu ſeyn ſchienen.

Da ihm die Hoffnung fehlſchlug in Braunſchweig einen ſeinen Bedürfniſſen angemeſſenen Wirkungskreis zu finden, ſo konnte er für ſeine Lieblingswiſſenſchaft, die Pädagogik, nur noch durch Schriften (und eine Zeitlang durch ein Paar Zöglinge, die er bey ſich hatte) thätig ſeyn. Aber ſeine Muſse, ſeine Theilnahme an Wiſſenſchaften überhaupt, groſse Ereigniſſe in der philoſophiſchen wie wie in der politiſchen Welt, führten ihn zu Abſchweifungen in andre Fächer, ja ſogar zur Speculation, für die er nicht eigentlich gemacht ſchien. Die kritiſche Philoſophie erregte hauptſächlich ihrem praktiſchen Theile nach, ſeine Aufmerkſamkeit. Er legte ſeine ungeheuchelte Achtung für den Geiſt und die erhabenen Grundſätze derſelben an den Tag, aber eben ſo unverhohlen und frey theilte er in zwey Aufſätzen (in den kleinen Schriften) ſeine Zweifel und abweichenden Ueberzeu-

gungen mit, die immer seinem denkenden Kopfe Ehre machen, wenn es auch den in dieser Philosophie Geübtern nicht schwer fallen dürfte, den Schein derselben aufzudecken. Sein offener lauterer Geist ohne Hinterhalt konnte das versteckte Treiben geheimer Gesellschaften nicht vertragen, und er trat in einer Abhandlung in den kleinen Schriften damahls zur Parthey der Gegner derselben, als die Sache der geheimen Ordensverbindungen allgemein zur Sprache kam. Mit einem Antheil, der den ächten Weltbürger und den Mann von Herz auszeichnet, war er nicht allein Zuschauer der ausserordentlichen Zeitbegebenheiten, sondern er trat auch als Schriftsteller unter den muthigen Vertheidigern der Rechte der Menschheit und der Vernunft auf. Eine seiner letzten Schriften über den Aufruhr verdient vor seinen übrigen politischen Versuchen erhalten zu werden. Auch als Beurtheiler von Büchern verdient er hier noch genannt zu werden. Den Geist und die Weise seiner Critiken kann man aus seiner schätzbaren Beurtheilung der erstern Sammlungen von Herders Briefen zur Beförderung der Humanität in der Allg. Lit. Zeit. 93. N. 197. 198. ersehen.

Den 4. May 1793
ſtarb zu Berlin
D. ANTON FRIEDR. BÜSCHING.

— Nil, niſi quod Deus et numen juſſiſſet honeſti,
Sectabare, minas inter et illecebras.

Spalding, Prof.

Eine langwierige, von giohtiſcher Materie herrührende Krankheit machte dieſen thätigen Greis etwa fünf Jahre vor ſeinem Tode gröſstentheils unfähig für zuſammenhängende Arbeiten, und doch fand er es nöthig, ſich mit etwas zu beſchäftigen, um ſeine Aufmerkſamkeit von einer beſtändigen Beobachtung ſeines körperlichen Zuſtandes abzuziehen. Dieſs gab ihm Veranlaſſung, die Geſchichte ſeines merkwürdigen und thätigen Lebens theils aus Erinnerung, theils aus vorhandenen Papieren ſelbſt niederzuſchreiben, die er dann 1789 als den ſechſten Theil ſeiner "Beyträge zu der Lebensgeſchichte denk-"würdiger Perſonen" (617 Seiten) herausgab. Wir beſitzen an dieſem Gegenſtück der Selbſtbiographie Semlers die reichhaltigſten Materialien zu einer Lebensgeſchich-

ſchichte Büſchings, indem der vielerfahrne Greis nicht nur alle ſeine Schickſale mit der ehrlichſten Offenherzigkeit und Genauigkeit erzählt, beſonders was die frühere, dem hohen Alter in der Erinnerung immer ſo werthe Periode ſeines Lebens betrifft, ſondern auch von vielen ſeiner Zeitgenoſſen, mit denen er in Verbindung ſtand, Nachrichten giebt. Außer dieſer reichhaltigen Quelle hat der Verfaſſer der gegenwärtigen biographiſchen Darſtellung noch folgende Zeugniſſe genutzt, durch welche wichtige Männer das vielfache Verdienſt des unvergeſslichen Büſching geehrt haben:

Oratio funebris de Büſchingio, recitata in auditorio majori Gymnaſii Berolino-Colonienſis a Georgio Lud. Spalding, Gymnaſii Profeſſore. Subjunguntur elegi ejusdem auctoris. Berolini, 1793. — Ein Auszug hieraus iſt der Aufſatz von Spalding über Büſchings Charakter, in Henke's Archiv für die Kirchengeſch. 1ſtes Stück.

Gedike's Rede bey Uebernehmung der Direction des Berliniſch - Kölniſchen Gymnaſiums. (Als Einladungsſchrift zum Oſterexamen 1794 gedruckt. Es wird darin Büſchings Andenken ehrenvoll erwähnt.)

Erin-

Erinnerung an Büschings Verdienste um das Berlinische Schulwesen, von D. Friedr. Gedike. (Einladungsschrift zum Osterexamen 1795, wo der dankbare Nachfolger auf 41 Seiten jene Verdienste auseinandersetzt und mit Beweisen belegt.)

Ueberdiess sind noch mehrere mündliche und handschriftliche Nachrichten und Zeugnisse über Büsching bey der folgenden Erzählung genutzt worden.

Büschings Grossvater, Johann Ludolph, war ein sehr wohldenkender und gelehrter Prediger in Stadthagen, und mit einer an Geist und Charakter sehr schätzbaren Frau, Cathar. Sophie Walte, verheirathet. Wüsste man weiter nichts von ihm, als den Vertrag, den beyde 1699 mit einem auch zu Stadthagen wohnenden Hauptmann von Puttkammer und dessen Gattin, zur gegenseitigen guten Erziehung ihrer Kinder auf den Fall des Absterbens der Aeltern von einer oder der andern Seite, feyerlich errichteten (S. Büschings eigne Biographie S. 7 ff.) so wäre das schon hinreichend, sie für vorzüglich edle und weise Menschen zu erkennen. — Büschings

Va-

Vater war Advocat in Stadthagen, ein Mann von Talenten und Kenntniſſen, aber von einer ungebändigten Hitze, die durch ſeine täglichen Proceſs-Geſchäfte immer genährt wurde und ihn zu einer ſo unordentlichen Lebensart verleitete, daſs ſeine Gattin, Philippine Margaretha Sellmann, und ſelbſt ſeine Kinder viel davon zu leiden hatten, und ihnen oft das Nothdürftige fehlte.

Dieſem Vater wurde den 27. Sept. 1724 Anton Friedrich gebohren; ſeine 8 übrigen Geſchwiſter ſtarben in der Kindheit und Jugend. Das Beyſpiel ſeines Vaters wirkte zum Guten auf ihn. "Ich habe ſchon als Kind, und ohne von jemanden dazu ermahnet zu werden, beſchloſſen, mich lebenslang vor Branntwein, Schnupf- und Rauchtoback ganz und gar zu hüten, Wein und Bier aber ſehr wenig zu gebrauchen, weil mein Vater in allen dieſen Dingen keine Mäſsigkeit beobachtete, und ich die ſchlimmen Folgen davon frühzeitig bemerkte. Aehnliche Entſchlieſsungen habe ich auch in Anſehung einiger Arten des ſittlichen Verhaltens meines Vaters frühzeitig gefaſst." —

In der gemeinen Stadtſchule war es der Cantor Walther, welchem Büſching noch den leidlichſten Unterricht zu verdanken hatte, und

dem er ſelbſt noch 1782 als Ober-Conſiſtorial-Rath von Berlin aus ſein dankbares Andenken bewies. (Die Antwort des alten, hierdurch gerührten Walthers ſ. in Bs Biogr. S. 34.) In der oberſten Claſſe war der Unterricht äuſserſt ſeicht und mechaniſch; daher war es entſcheidend für Büſchings Bildung, daſs der damahlige Superintendent in Stadthagen, der gelehrte und edeldenkende D. Eberh. Dav. Hauber, der nachher als Prediger an der Deutſchen Petri-Gemeinde in Koppenhagen Münters Vorgänger war, (S. Nekrol. 1793. I, 333.) den elenden Zuſtand der Schule bemerkte, aus freyem Antrieb unentgeldlich Unterricht in Sprachen und Wiſſenſchaften gab und Luſt zum eignen Studiren in ihnen erregte. Einige Jahre lang wurde Büſching und noch ein Paar andre Schüler von dieſem vielumfaſſenden Gelehrten in der Griechiſchen, Chaldäiſchen und Syriſchen Sprache, in der Geographie und Hiſtorie, in Algebra, Geometrie, Trigonometrie und Aſtronomie unterwieſen; auſserdem lehrte er ſie noch gelegentlich im täglichen Umgang vieles Nützliche, bildete ihre Herzen und erfüllte ſie mit ächter Religioſität, mit einer frommen beſcheidenen Denkungsart, wozu ſein eigenes muſterhaftes Beyſpiel in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit und tugendhaftem Leben mitwirkte. Die vielerley Dinge, die er

mit

mit ihnen trieb, leiteten freylich zu einer allzugrossen Veränderlichkeit, und Büsching gesteht auch, dass er das einige Jahre bey sich fühlte. Ausser Haubern hatten die lernbegierigen Jünglinge noch bey einem dortigen Prediger Edler, und bey einem originellen Mystiker Zell im Hebräischen und in andern wissenschaftlichen Gegenständen Unterricht, so dass Büsching die Stadtschule ganz verliess, und sich bey dieser Privat-Anweisung viel besser befand, zu der noch steter häuslicher Fleiss in Gesellschaft seines Freundes und nachherigen Schwagers Dilthey hinzu kam. Besonders vielen Fleiss wendete er damahls und noch einige Jahre nachher auf die morgenländischen Sprachen, von denen er aber späterhin abkam. Dabey brauchte ihn sein Vater auf eine ziemlich harte Art und oft einen Theil der Nacht hindurch zum Abschreiben in seinen juristischen Geschäften, wodurch er an eine anhaltende Arbeitsamkeit gewöhnt wurde.

Bey Gelegenheit seiner Confirmation hatten ihn die Vorbereitungs- und Erbauungsstunden des Dr. Hauber und des Prediger Edler schon zu einer religiösen Stimmung geführt; aber am 30. Jan. 1741 wurde in einem Gespräche mit seinem Freunde Dilthey die Ueberzeugung, dass beständige Anstrengung,

sitt-

sittlich besser zu werden, und Gott und den Heiland zu lieben, höchste Pflicht für uns sey, so lebhaft in den beyden Jünglingen, daſs Büsching den Tag darauf ein feyerliches Versprechen darüber niederschrieb, welches beyde unterzeichneten, und diesen Bundesvertrag haben sie verschiedene Jahre lang auch in der Entfernung immer am 1. Febr. wieder erneuert. Büsching rühmt noch im Alter die guten Folgen dieses nicht kindischen, sondern wohlüberlegten Mittels. Am mehresten wirkte indeſs, auch in moralischer Hinsicht, D. Hauber auf ihn; bey diesem versammelten sich an jedem Sonntag gegen Abend die religiös gesinnten jungen Leute beyderley Geschlechts; Hauber setzte sich dann mitten unter sie und gab ihnen moralische Lehren und Ermahnungen. Oft wenn sie ihn verlieſsen, traten sie noch gerührt von seinem Vortrag, in kleinen Haufen vor dem Hause zusammen, und stärkten sich in den gefaſsten guten Vorsätzen. Bey vielen bewirkte es eine bleibende Besserung. "Die meisten," schrieb Büsching noch in seinem Alter, "beharreten an allen Orten, dahin sie nachmahls kamen, und in allen Umständen und Verhältnissen, in welche sie durch Gottes Vorsehung versetzt wurden, in dem christlichen und himmlischen Sinn, den sie in ihrer ersten Jugend annahmen." — "Ich habe in der Folge die

die grofsen Vorzüge des Christenthums, welches Hauber überzeugend lehrte, noch mehr eingesehen, als ich an andere Oerter und unter andere fromme Leute kam; jenes war ohne besondre und selbst gemachte Form, ohne Sectirerey, ohne Phantasie, dem Evangelium gemäfs; machte duldsame und allgemeine Menschenfreunde, keine Sonderlinge, keine Sectirer." — "Das herrliche Evangelium des seligen Gottes, die Gedanken an Gott, an den Heiland der Welt, an den Himmel, haben mir von meiner ersten Jugend an unzählige Mahl das süfseste und edelste Vergnügen verschafft, dem ich alles sinnliche, eitle und ungewissenhafte Vergnügen sehr gern und leicht aufgeopfert habe; sie haben mich auch zur Erduldung aller Widerwärtigkeiten, und selbst zum Tode, getroft und freudig gemacht. Gesetzt, dafs sich in der Jugend zuweilen auch etwas Phantastisches darunter gemischt habe, so schadet das einem immer denkenden Menschen, der Gott und seine Bestimmung immer vor Augen hat, gar nicht, sondern wird vielmehr eine Triebfeder zu vielem Guten und ein Stärkungsmittel in Widerwärtigkeiten." — Diese Stellen, die der Greis Büsching noch niederschrieb, und doch dabey bekanntlich ein kühner Vertheidiger der protestantischen Glaubensfreyheit war, bezeichnen seine herrschende religiöse Denkungsart

beſſer, als es die ſorgfältigſte Schilderung eines Dritten zu thun im Stande wäre.

Bald darauf aber wurde der fromme Jüngling zum Märtyrer ſeiner ſogenannten Pietiſterey. Er muſste 1742 in Geſchäften eine Reiſe nach Hannover machen, beſuchte dort einen Freund ſeines Vaters, den Küchenſchreiber Böttcher, und als dieſer ſpöttiſch nach den Pietiſten in Stadthagen und nach Haubern fragte, bezeigte Büſching unverhohlen ſeine Achtung für dieſen Mann, und den groſsen Nutzen, den er ſelbſt aus deſſen frommen Stunden zöge; worauf ihn der Küchſchreiber mit ſpöttiſcher Kälte entlieſs. Als Büſching nach ſeiner Zurückkunft ſeinem Vater auf Befragen dieſen Vorgang erzählte, wurde er ſchon deshalb von dem hitzigen Manne ſehr hart behandelt; und als der Vater einige Zeit darauf zufällig fand, daſs ſein Sohn den Auftritt mit dem Küchenſchreiber treuherzig in ſein Tagebuch eingetragen hatte, warf er in groſsem Zorn ſeinen Sohn zum Hauſe hinaus, und verbot ihm aufs ſtrengſte, es je wieder zu betreten. D. Hauber tröſtete ihn in ſeiner Noth, und das Ende war, daſs ihm der Vater befahl, Stadthagen zu verlaſſen, und ihm dazu 50 rthl. gab, welches übrigens nur ein Theil eines ihm gebührenden Stipendiums war, das der Vater ſchon

für

für ihn gezogen hatte. Die Gattin des Hannöverischen Ministers Münchhausen war eine grosse Freundin Haubers; Büsching bat im Febr. 1743 durch sie um einen Freytisch in Göttingen; aber es war zu spät. Eilf Jahre darauf kam Büsching als Professor nach Göttingen, wohin er 1743 nicht als Student kommen konnte. Die Frau von Münchhausen und eine verwittwete Hofräthin von Hattorf in Hannover, beydes Freundinnen vom D. Hauber, beschenkten ihn, und es wurde nun in Stadthagen beschlossen, dass er noch Ein Jahr die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle beziehen sollte. Je näher sein Abschied kam, desto mehr unvermuthete Theilnahme zeigten viele gute Einwohner dieser kleinen Stadt, so dass selbst sein Vater dadurch gerührt wurde, und sich wieder liebreich gegen ihn betrug.

Das Schuljahr auf dem hallischen Waisenhause verstrich nicht ohne Nutzen für seine wissenschaftliche Fortbildung. Seine äussere Frömmigkeit, die er auch hier beybehielt, passte zu dem Tone im Waisenhause. Er wurde von Freunden einige Mahl mit in die Herrnhuthischen Versammlungen genommen, die ihn zwar erbaulich vorkamen, doch so, dass er den von allem Sectenwesen entfernten Grundsätzen seines Hauber treu blieb. In-

deſs — dieſs ſey beygefügt, um die Stimmung jenes Zeitalters zu bezeichnen — wurde doch nach Hannover geſchrieben, er ſey des Herrnhuthismus verdächtig, und er erhielt von der Frau von Münchhauſen und von Hattorf darüber eigenhändige Warnungsbriefe!

Zu Oſtern 1744 wurde er theologiſcher Student in Halle, und fand bald einen Gönner an dem groſsen Siegm. Jac. Baumgarten, deſſen Schriften er bisher ſchon fleiſsig geleſen und ſelbſt ein brauchbares Regiſter über die Kirchengeſchichte deſſelben gemacht hatte. Baumgarten ſagte ihm gleich im Anfang ihrer Bekanntſchaft, er wolle ihn für die Univerſität erziehen. Er ſtudirte nun Philoſophie bey Georg Fr. Meier, Mathematik und Phyſik bey Krüger, das alte Teſtament bey J. G. Knapp, und verſäumte keine einzige Lehrſtunde bey Baumgarten, der ihm auch freyen Gebrauch ſeiner Bibliothek verſtattete. Dabey war er angeſtrengt fleiſsig zu Hauſe, ſo daſs man für ſeine Geſundheit beſorgt war; aber die Regelmäſsigkeit in ſeiner Lebensart verhinderte üble Folgen von dieſer Anſtrengung. Er ſtudirte Rollins Geſchichtbücher und fing eine Einleitung in den Brief an die Philipper an. Mit einigen ernſthaften Studenten, Semler, Krauſe, Barkhauſen, beſonders Muthmann, nachheri-

gem

gem Hofprediger in Leiningen, hielt er gemeinschaftliche Uebungen in frommen Gesinnungen. — Im 21sten Jahre (1745) hatte er einen Husten, den man für hektisch hielt; nachher aber wurde sein Körper stärker und dauerhafter. Oekonomisch erhielt er sich dadurch, dass er Unterricht im Waisenhause gab und Correcturen besorgte, und im J. 1746 wurde seine erste Schrift, nemlich die *Introductio in ep. Pauli ad Philippenses* mit Baumgartens Vorrede gedruckt. Unter fleissigem Studiren, Unterricht in den ersten Classen der Waisenhaus-Schule und verschiedenen schriftstellerischen Versuchen verstrich ihm auch sein viertes akademisches Jahr; dann wurde er auf Baumgartens Betrieb Magister, erhielt von Haubern und seinen Hannöverischen Gönnerinnen unvermuthete Geschenke, wovon er seine Disputation konnte drucken lassen und fing nun exegetische Vorlesungen über den Jesaias, nachher auch über das neue Testament, an.

Als Mittel, durch die er sich während seiner akademischen Jahre unschuldig und frey von Versuchungen erhalten, giebt er selbst an, dass er täglich und an jedem Tage mehrmahls aufs neue den Vorsatz gefasst habe, Gott zu gefallen, früh Morgens, sobald er erwachte, aus dem Bette sprang, an Gott und an den Heiland der Welt dankbar dachte, und

unaufhörlich arbeitete, etwa eine oder zwey Stunden ausgenommen, die er mit Spaziergehen zubrachte; auch erwähnt er dabey ſeine frühe Verbindung mit vornehmern Perſonen beyderley Geſchlechts. Zugleich ermuntert er junge Leute, die ſich mit Ernſt den Wiſſenſchaften widmen, aber arm ſind, bey dieſer Gelegenheit zum Vertrauen auf Unterſtützung; "ſie müſſen aber auch, ſetzt der gute Greis hinzu, zufriedenen Gemüths ſeyn, und ein müh- und arbeitſames Leben für das glückſeligſte Leben halten. Daſs es dieſes wirklich ſey, wird die Folge meiner Lebensgeſchichte reichlich beſtätigen und unwiderleglich beweiſen." Wie einfach und doch wie reich an Stoff zum Nachdenken iſt dieſe Aufzählung der Mittel, ein guter Menſch zu werden! Die tiefſte Speculation kann uns nichts ſicherers lehren! — Eine kleine Sonderbarkeit iſt es, daſs er von ſich erzählt, er habe ſich in frühern Jahren mit niemanden, als mit ſeinem nachherigen Schwager Dilthey gedutzet, und auf dieſe beobachtete Maaſsregel einen Werth legt.

Während ſeiner akademiſchen Jahre hatte er einige Reiſen gemacht, zu ſeinen Eltern, wo er nun auch von ſeinem Vater ſehr gut empfangen wurde, nach Rinteln, und zum Abt Steinmetz nach Kloſter Bergen. In Hannover

nover wurde er. nun von seinen frommen Gönnerinnen gut aufgenommen, und speisste mehrmahls bey der Frau von Münchhausen. Als charakteristisch für diese Verhältnisse verdient Folgendes Erwähnung: Es war bey dieser frommen Frau hergebracht, dass wer einen unvorbereiteten Vortrag über ein Stück des Evangeliums zu thun im Stande war, dieses auf ihre Bitten nach der Tafel in ihrer, ihres Hauses und einiger dazu gerufenen Personen Gegenwart thun musste. Auch Büsching wurde einige Mahl darum ersucht und sie bezeigte ihm darüber ihre Zufriedenheit. —

Sein Freund Barkhausen war nun schon einige Jahre Hofmeister bey den Kindern des Grafen Heinrich XXIV. Reuss in Köstritz, und Büsching, der ihn dort einmahl besucht hatte, war dadurch dieser schätzbaren Familie bekannt geworden. Im Jahr 1748 trug ihm der dänische Geheimerath, Friedr. Rochus Graf zu Lynar, Schwiegersohn des Grafen Reuss in Köstritz, den Unterricht seines ältesten Sohnes Friedrich Ulrich an, der bey den Grossältern erzogen worden war. Büsching nahm diess als eine erwünschte Gelegenheit an, sich von Nahrungssorgen zu befreyen und eine Zeitlang von dem akademischen Leben entfernt zu seyn.

Graf Heinrich XXIV. Reufs in Köstriz war ein Mann von ungemeinen Eigenschaften des Geistes und Herzens und der Umgang mit ihm eine treffliche Schule für einen jungen Gelehrten; aber er starb bald nach Büschings Ankunft. Wichtiger wurde daher für diesen die Freundschaft mit dem gräflichen Rath v. Geüsau, der mit jungen Herrn aus der Reussischen Familie einige Mahl halb Europa durchreisst war, und grosse Gelehrsamkeit und Weltkenntniss besass. Büsching, dem er mit groser Freundschaft zugethan war, verdankte ihm sehr viel, wie er dieses in den Biographien rühmt, die er vom Grafen Heinrich XXIV. und von Geusau in in seinen Beyträgen gegeben hat.*) Seine freyen Stunden wendete er auf die Deutsche Umarbeitung des Vitringa über den Jesaias, woron nun der erste Theil gedruckt wurde, und schon hier kam er in einen für sein Alter ausgebreiteten Briefwechsel mit vornehmen Männern und angesehenen Gelehrten. Auch übernahm er oft Predigten für den Pfarrer in Köstritz.

Er war etwas über ein Jahr in Köstritz gewesen, als der Vater seines Zöglings, der

Graf

*) Beyträge zu d. Lebensgesch. denkw. Personen. 2. B.

Graf Friedr. Rochus von Lynar, von dem dänischen Hofe den Auftrag erhielt, als Geſandter nach St. Petersburg zu gehen, um die zwiſchen Dänemark, Schweden und Rußland ſtreitigen Punkte über die Herzogthümer Schleswig und Holſtein zu berichtigen. Der Graf von Lynar beſchloſs, ſeine Familie theils in Köſtritz, theils in ſeinem Wohnort Itzehoe zu laſſen, ſeinen älteſten Sohn Friedrich Ulrich aber, nebſt deſſen Hofmeiſter Büſching, mit zu nehmen, und hohlte ſie ſelbſt in Köſtritz ab. Vor der Reiſe hielt es Büſching für nöthig, um ſich, wie er ſagt, vor der heftigſten aller Leidenſchaften in dieſem Alter ſicher zu ſtellen, und einen Gegenſtand ſeiner geſchäftloſen Gedanken zu haben, der einzigen Perſon, zu welcher er eine zärtliche Neigung hatte, der Schweſter ſeines Freundes Dilthey in Stadthagen, eine Eröffnung zu thun; er ſchrieb an dieſes ſehr gebildete Frauenzimmer, ohne zu wiſſen, ob ſie nicht ſchon verheirathet ſey, und das Sonderbare ſeines Antrages, gerade vor einer langen und gefährlichen Reiſe ſelbſt fühlend; unterwegs, in Berlin, erhielt er von ihr einen Brief mit der erwünſchten Erklärung. — Vor ſeiner Abreiſe hatte er noch den Schmerz, den von ihm ſo verehrten Anton von Geuſau, der in ſeinem 54. J. in Köſtritz ſtarb, zu Grabe zu begleiten. Der Graf Friedr. Ro-

chus von Lynar, hatte grosse Fähigkeiten und Kenntnisse, viele Erfahrungen im Hofleben und in der politischen Laufbahn, und vorzügliche Tugenden; er ist als theologischer und politischer Schriftsteller aufgetreten. Einen so geistreichen Mann begleitete jetzt der thätige und auf alles aufmerksame Büsching auf einen wichtigen Platz; man denke sich, welchen Nutzen er davon zog!

Am 1. Dec. 1749 traten sie die Reise von Köstritz an, sie blieben einige Wochen in Berlin und Büsching hatte hier Gelegenheit, mit einer Menge wichtiger Personen Bekanntschaft zu machen; eben so in Danzig, in Königsberg, und in einzelnen Landsitzen vornehmer Anverwandten oder Bekannten des Grafen. Sie machten dieses Mahl die Reise ganz zu Lande durch Mitau und Riga.

Der Graf erwies dem gelehrten Hofmeister seines Sohnes alle mögliche Achtung; doch schränkte sich Büschings Umgang bey seinem diessmahligen Aufenthalte in Petersburg mehr auf die dortigen Gelehrten ein, als dass er in Bekanntschaft von Personen von politischer Wichtigkeit gekommen wäre. Er arbeitete an seinem Vitringa, und predigte mehrmahls mit Beyfall in verschiedenen Deutschen Kirchen; besonders merkwürdig aber ist

ist es, dafs er auf der Reise nach Petersburg und beym Aufenthalt in dieser Stadt das Mangelhafte der Hübnerschen und Hagerschen Geographie recht fühlbar gewahr wurde, und den Entschluss fasste, eine neue Erdbeschreibung zu liefern, wodurch er sich nachher ein so groſses Verdienst, eben so sehr um das Reich der Wissenschaften als um das ganze praktische Leben erworben hat.

Sein Aufenthalt in Petersburg dauerte wider Vermuthen nur vom Januar bis in den August 1750. Man meldete nemlich dem Grafen von Lynar von Koppenhagen aus, dafs er nach dem Tode des Grafen Schulin in das Dänische Ministerium kommen würde, und so sah er seiner Zurückberufung täglich entgegen; Graf Bernstorf wurde aber Minister, und der Graf Lynar, der noch über ein Jahr in Petersburg als Gesandter blieb, erhielt nach seiner Zurückkunft zur Entschädigung von dem Könige von Dänemark die Statthalterschaft über Oldenburg und Delmenhorst, wo er nachher allgemein geliebt lebte.*) — In jener Erwartung nun schickte der Graf seinen Sohn nebst dem Mag. Büsching und noch einigen von seinen Leuten im Aug. 1750 zur

Se-

*) Büsching giebt eine ausführliche Biographie von diesem Grafen Lynar in den Beyträgen, IV, 75.

See wieder nach Deutſchland. Sie hatten eine ſehr beſchwerliche und ſelbſt gefährliche Seereiſe von 5 Wochen, und gingen dann durch Lübeck nach Itzehoe in das Haus des Grafen.

Er war kaum einige Wochen wieder in Deutſchland, als er eine Reiſe nach Stadthagen machte, um ſeinen kranken Vater noch einmahl zu ſehen. Er traf ihn auch in moraliſcher Rückſicht ganz verändert an, ſanft und gottergeben. Der Vater wollte ſeinen Sohn wegen der ehemahligen Härte um Vergebung bitten, aber dieſer unterbrach ihn durch Dankſagen und Einſprechen von Troſt. Bey dieſem Beſuche beſtätigte Büſching die Verlobung mit ſeiner Freundin Dilthey, und reiſste nach Itzehoe zurück. Wenige Tage darauf ſtarb der Vater an ſeiner Auszehrung.

In Itzehoe genoſs er der edelſten Freundſchaft mit einigen ſehr gebildeten Stiftsfräulein, beſonders mit Sophie Erneſtine von Alefeldt, mit der ganzen Familie derſelben, und mit mehrern vornehmen und zugleich vortrefflichen Häuſern in Holſtein. Er predigte oft in Itzehoe, und man wünſchte ſehr, ihn hier als Prediger anſtellen zu können; beſonders aber beſchäftigte er ſich nun (1751) mit wirklicher Ausarbeitung ſeiner Erdbe-

ſchrei-

schreibung, wurde aber von einigen Buchhändlern mit seinem Antrage abgewiesen, bis Bohn in Hamburg, auf Anrathen des Dichters Hagedorn, den Verlag übernahm, und Büsching 1752 eine kurzgefaste Staatsbeschreibung von Holstein und Schleswig, als Probe und Ankündigung seines grösern Werks erscheinen liess. Diess weit aussehende Unternehmen, machte nun, dass er von seiner Hofmeisterstelle befreyt zu seyn wünschte, und er bat den Grafen von Lynar, der noch in Petersburg verweilen muste, sehr dringend darum; aber er muste noch so weit nachgeben, dass er bis zu Michaelis 1752 bleiben und mit seinem Zögling die Ritterakademie in Soröe beziehen wollte, von welcher damahls ein Graf Reuss Oberhofmeister war. Diess geschah, und begünstigte die Einsammlung genauer geographischer Nachrichten aus diesen Gegenden.

Er hatte während dieser Zeit schon einmahl eine kleine Reise nach Coppenhagen gemacht, um seinen ihm unvergesslichen Lehrer Dr. Hauber zu sehen und aus dessen Händen das heil. Abendmahl zu nehmen. Hauber hatte ihm sein Haus und seinen Tisch angeboten, wenn er Lust hätte, seine angefangene Erdbeschreibung in Coppenhagen auszuarbeiten. Als nun Büsching im Octob.

1752

1752, nach ausgehaltener verſprochener Zeit, ſeine Stelle bey dem Grafen von Lynar verliefs, nahm er Haubers Antrag an, und blieb faſt 2 Jahre hindurch bey ihm in Coppenhagen, während welcher Zeit er ungeſtört an ſeiner Erdbeſchreibung arbeitete. Er wurde dabey durch Haubers Bibliothek und Landcharten-Sammlung unterſtützt, noch reichlicher aber durch die Bibliothek des Grafen Berkenthien und des Ruſsiſchen Geſandten Joh. Albr. Barons v. Korff; mit dieſem letzten ſtiftete er eine wahre Freundſchaft, und Korff diente ihm mit ſeiner anſehnlichen Bibliothek auf eine wirklich ausgezeichnete Weiſe.*) — Zugleich unternahm er eine Mo-

*) Büſching erwähnt den Baron Korff in ſeinen biographiſchen Schriften öfters, am ausführlichſten in den Beyträgen III, 198. Korff war ein gelehrter Mann, ein in allen Stücken billig denkender Philoſoph und ein Freund Haubers. Büſching achtete und liebte ihn zärtlich; zugleich iſt es characteriſtiſch, wie er ſich, a. angef. Orte, über ihn erklärt: "Es iſt gewiſs, daſs Korff kein Chriſt war, welches mir bey der groſsen Hochachtung, die ich für ihn hegte, ſehr nahe ging." Büſching ſchrieb auch noch 1765, kurz vor Korffs Tod, an ihn über Religion und Chriſtenthum; aber

Monatsschrift, Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den dänischen Reichen, (B. I. 1754. II. 1756) wodurch er sich in Coppenhagen sehr beliebt machte, und als ein dänischer Patriot angesehen wurde; Haubers Sohn und gelehrte Tochter leisteten ihm dabey im Anzeigen und Beurtheilen der Bücher Hülfe. Auch predigte er zuweilen für Haubern und in andern Kirchen. Er hatte unter den Gelehrten und vielvermögenden Personen in Coppenhagen so viele Bekanntschaft, dass, als er 1754 beschloss, wegen der Ausarbeitung der Geographie von Deutschland wieder in dieses sein Vaterland zurückzukehren, darüber in Coppenhagen eine allgemeine Verwunderung und Bedauern entstand, indem man es dort für gewiss angesehen hatte, dass er bald in dänischen Diensten werde angestellt werden.

Er

aber Korff liess sich nicht darauf ein. "Ich würde mich, sagt B. um das J. 1784 von ihm, über seinen Tod nicht beruhiget haben, auch noch jetzt nicht darüber beruhigt seyn, wenn ich nicht die Ueberzeugung gehabt und noch hätte, dass Gottes seligmachende Absicht bey jedem einzelnen Menschen durch die ganze Ewigkeit gehe und ausgeführt werde. Er war ein grosser Menschenfreund und ein überaus gefälliger und dienstfertiger Mann."

Er reisste über Hamburg und Stadthagen nach Halle, wo er vor der Hand bleiben wollte, und wo er nach sechs Jahren seines Weggangs noch seine ehemaligen Lehrer und Freunde fand, und wurde von vielen derselben in seinen geographischen Arbeiten unterstützt. Er schrieb eine Dissertation *Vindiciae Septentrionis*, und kündigte ein Collegium über die Verfassung der vornehmsten europäischen Staaten an. Aber kaum hatte er es angefangen, als er von dem Hannövrischen Minister Münchhausen den Antrag erhielt, mit 200 rthl. Gehalt als *Prof. Philos. extraordinarius* nach Göttingen zu gehen und dort seine geographische Arbeit zu vollenden. Baumgarten suchte ihn zwar in Halle zu behalten, aber Büsching nahm den Antrag an, und kam den 27. Aug. 1754 in Göttingen an, nachdem er bey der Durchreise durch Hannover besonders die wichtige Bekanntschaft mit dem Hofrath und Bibliothekar Scheidt gemacht hatte, über welchen berühmten und thätigen Gelehrten er im 3ten Theil seiner Beyträge einen interessanten biographischen Aufsatz liefert. Scheidt wurde in Angelegenheiten der Göttingischen Universität von Münchhausen sehr öfters gebraucht, und stand schon dadurch einige Jahre hindurch mit Büsching in genauer Verbindung. Aber ausserdem waltete auch eine wahre und herzliche Freundschaft zwischen

ſchen beyden gelehrten Männern und Wahrheitsforſchern ob; denn dieſen letzten Nahmen verdiente Scheidt auch in theologiſcher Rückſicht. Er ſchrieb einſt an Büſching, (Beytr. III, 311.) "Ich glaube, ja ich bin deſſen gewiſs, daſs wir noch einen Reformator nach Luther haben müſſen; aber unſere Zeiten ſcheinen noch weit von dieſer glückſeligen Periode entfernt zu ſeyn. Doch der Herr wird die rechte Zeit wiſſen, da ein mehreres geſchehen kann, und ſie nicht verſäumen." — Ein Mann, der ſo dachte muſste natürlich des helldenkenden und muthigen Büſchings Freund ſeyn.

Der Göttingiſche Kanzler Mosheim wurde bald Büſchings vorzüglicher Gönner, und freute ſich, ihn, auſser ſeiner philoſophiſchen Profeſſur, noch zum Adjunct der dortigen theologiſchen Facultät ernennt zu ſehen. Und ſo fing denn Büſching ſein Profeſſorleben in Göttingen damit an, daſs er ein katechetiſches Collegium, mit praktiſchen Übungen der Studirenden verbunden, und öffentlich über die politiſche Erdbeſchreibung las; aber ſein Hauptgeſchäfte blieben die ſchriftſtelleriſchen geographiſchen Arbeiten, weswegen er auch den Antrag des Miniſters nicht annahm, zugleich Univerſitätsprediger zu werden. Aus eben der Urſache, weil die Lage, in die er ge-

gekommen war, die Arbeit an seinem Hauptwerke so begünstigte, schlug er auch den förmlichen Antrag aus, der ihm jetzt von den dänischen Ministern geschah, nach Dännemark zu kommen und zu Herlufsholm eine neue Schule anzulegen.

Im Frühling des J. 1755 vollzog er endlich auch zu Stadthagen die Ehe mit seiner Freundin Christiane Dilthey, die in der reformirten Kirche erzogen war, aber auf Scheidts Vorstellung, dass es doch in Göttingen auffallen könnte, wenn ein lutherischer Theolog eine reformirte Frau habe, sich von ihrer Verheirathung an zur lutherischen Kirche hielt; "obgleich, sagt Büsching, dieser Anstoss bey erleuchteten Christen nicht Statt finden sollte." Sie liessen sich in Hannover von dem Pastor Jacobi, (nachherigen Generalsup. in Celle) das heilige Abendmahl reichen, "und dieser weise Mann sprach da von keinem Uebergang von der reformirten Kirche in die lutherische, sondern von dem Zweck des Herrn bey der Stiftung seines Abendmahls, und machte eine Handlung daraus, die bey aller Kürze sehr rührend und angenehm war."

Diese seine Gattin verdient in Büschings Biographie eine ausführliche Erwäh-

wähnung. Sie hatte einen sehr gebildeten Geist, und ohne ihre verständige und fromme Denkungsart hätte Büsching die zum Theil angreifenden Schicksale seines Lebens wahrscheinlich nicht ertragen, oder doch viele der reinsten und edelsten Freuden weniger gehabt. Sie war zu Cöthen 1728 gebohren, wo ihr Vater Stallmeister war; beyde Aeltern genossen der Gunst der Nassau-Siegenschen Prinzessin Charlotte Fried. Amalie, die an den regierenden Grafen von Schaumburg Lippe verheirathet wurde und so auch die Diltheysche Familie mit ihr nach Stadthagen zu ziehen veranlaste. Ihre Mutter war eine schätzbare Frau und ausser den weiblichen Arbeiten brachte es Christiane im Clavierspielen und in der französischen Sprache zu einer grossen Fertigkeit. Sie hatte den Zutritt zu der Fürstin und zu mehrern vornehmen Familien in der Gegend, wodurch ihre Bildung immer mehr gewann, so, dass sie nebst ihrer Mutter von der Fürstin den Auftrag erhielt, drey Gräfinnen von der Lippe bey sich zu erziehen. D. Haubers vortrefflicher Unterricht über moralische Gegenstände vollendete die Bildung der unter so günstigen Umständen aufwachsenden Christiane; sie dachte hierüber so ernsthaft, wie ihr Bruder, Büschings Jugendfreund, und trat sogar jenem oben erwähnten Bunde zur Beförderung religiöser

Gesinnungen bey. Das alles bereitete die zärtliche Verbindung vor, die ihr Büsching vor seiner Reise nach Petersburg antrug. Von dieser Zeit an unterhielten sie einen Briefwechsel, welcher von beyden Seiten alle Tage ohne Ausnahme fortgesetzt wurde, und eine tägliche Unterredung über alle nur einigermaßen erheblichen Vorfälle war; wöchentlich schickten sie, wo sie auch seyn mochten, ihre Briefe Ein- oder zwey Mahl ab. Büsching rühmt die Wirkung dieses Mittels, wodurch er in den feurigsten Jahren vor jeder Versuchung gesichert, und wodurch zugleich seine Freundin, trotz der Trennung, so standhaft sey erhalten worden, dass sie mehrere Anträge ruhig abgeschlagen habe. Ihr Briefwechsel war vielen ihrer Freunde bekannt, die ihn nachher gedruckt zu sehen wünschten; aber er wurde vor der zweyten Reise nach Petersburg in der Eile mit verbrannt.

Als Büsching 1750 seine Freundin von Itzehoe aus besuchte, sah er etwas von ihren Poesien, bat sich dieselben aus, und liess einige davon ohne ihr Vorwissen auf wenigen Bogen drucken, welche Beyfall erhielten. Bald darauf wurde Christiane Dilthey von der Göttingischen Deutschen Gesellschaft zum Ehrenmitgliede aufgenommen, und von dem damahligen Prorector der Universität Helm-

Helmstädt, Häberlein, zur Kaiserlichen gekrönten Dichterin ernannt. 1752 gab Büsching mehrere poetische Arbeiten, die sie ihm mitgetheilt hatte, unter dem Titel: Uebungen in der Dichtkunst, (15 Bog.) mit Nennung ihres Namens heraus. Sie haben keinen bleibenden Werth als Gedichte, aber sie zeigen von einem gebildeten Geiste. Sie selbst war weit davon entfernt, sich für eine Dichterin zu halten, und betrachtete dergleichen Versuche, die sie nachher nur selten noch machte, als eine unschuldige Liebhaberey. Aber ihr Verstand, der selbst durch diese poetischen Übungen an Bildung gewonnen hatte, ihre feine Lebensart und ihr Gefallen an literärischer Unterhaltung trugen viel dazu bey, die Achtung, die Büschings Haus in Göttingen, in Petersburg, in Berlin und an noch mehrern Orten genoss, zu erhalten und zu vermehren, und alles häusliche Leiden ihm zu erleichtern. — Der Anfang ihrer Oekonomie musste sehr beschränkt seyn; aber Ordnung und Verstand brachte sie von Jahr zu Jahr in bessere Umstände. —

Scheidt hatte Büschingen im J. 1755, als der Kanzler Mosheim auf dem Sterbebette lag, ermuntert, sich auf eine theologische Professur in Göttingen gefasst zu machen, welches nach Mosheims erfolgtem Tode

für die Univerſität noch wünſchenswerther würde. Inzwiſchen hatte Büſching ſein zeitheriges theologiſches Syſtem geprüft, und war, mit Verlaſſung der Baumgartenſchen, auf folgende Ideen gekommen: "Man müſſe diejenigen Stellen der Bibel aufſuchen, welche die Hauptwahrheiten der Religion in ausdrücklichen Worten enthielten; dieſe müſſe man für göttlich-gewiſſe Sätze halten, und davon ſorgfältig die Schultheologie, die Folgerungen, über welche die gelehrteſten Forſcher ſelbſt verſchiedener Meinung wären, als problematiſch und weniger wichtig unterſcheiden." — Seine Freunde, unter andern Hauber und Scheidt riethen ihm, mit dieſen neuen Jdeen ſo lange zurück zu halten, bis er wirklich Profeſſor der Theologie ſey; aber Büſching hielt es für ehrlicher, jetzt ehe er öffentlicher Lehrer dieſer Wiſſenſchaft ſey, ſeine Meinung über die Schultheologie bekannt zu machen; halte man ihn alsdann zu einem theologiſchen Amte für unfähig, ſo wolle er ſich darein zu finden ſuchen, und dann ſeine Zeit auf andere Wiſſenſchaften, als die Theologie, wenden. Der helldenkende Scheidt ſchrieb ihm darauf: er läugne nicht, daſs ſeine erſten Einwürfe gegen Büſchings Entſchluſs nach Menſchenfurcht ſchmeckten; — "ich ſage alſo nach näherer Ueberlegung der Sache: wenn Gott ihnen Freudig-

digkeit ſchenkt, etwas, auch wohl etwas Hartes zu leiden, und Ihre Fortüne der Wahrheit aufzuopfern, ſo ſollen Sie in Gottes Nahmen zufahren, und das Werk dem Druck übergeben. Vielleicht gefällt es Gott, ſolches überſchwenglich zu ſegnen, und die beſorglichen Leiden von Ihnen abzuwenden, u. ſ. w." — Büſching blieb bey ſeinem Entſchluſs, meldete ſich bey der Göttingiſchen theologiſchen Facultät zur Doctorwürde, und übergab ihr zugleich handſchriftlich ſeine *Epitome theologiae e ſolis ſacris literis concinnatae et ab omnibus rebus et verbis ſcholaſticis purgatae*, die er als Inauguraldisputation wollte drucken laſſen. Der damalige Dechant D. Feuerlein ſtieſs ſich an die Behauptung, daſs der Geiſt Gottes ſich auch bey denen zur Seligmachung wirkſam erzeigen könne, die nie Gelegenheit gehabt hätten, das Evangelium kennen zu lernen, aber dabey gutgeſinnte Menſchen wären. Der Greis D. Heumann und D. Ribov erklärten ſich zwar für Büſchings Meinung; dieſer aber gab nach und ſtrich die Stelle; doch würde er ſie, ſetzte er gleich hinzu, in die zweyte Ausgabe des Buchs wieder einrücken. Weiter hatte er keinen Anſtoſs bey den Göttinger Theologen, disputirte alſo den 7. Aug. 1756 öffentlich über ſeine als Diſſertation gedruckte Epitome und wurde Doctor der Theologie. Gleich darauf lieſs er dieſe

Abhandlung in Octav drucken; rückte die ausgelaſſenen Stellen ein, und fügte noch einen Anhang von problematiſchen Aufgaben bey, wohin er viele Lehrſätze rechnete, die zeither in der Theologie als erwieſene Sätze gegolten hatten.

Münchhauſen hatte anfänglich gar keine Bedenklichkeiten und wünſchte ihm (d. 13. Aug.) zur erlangten Doctorwürde Glück. Aber ſchon im September fing der Conſ. Rath Götten in Hannnover, Münchhauſens Beichtvater und ſein Rath in theologiſchen Angelegenheiten der Göttingiſchen Univerſität, an, den redlichen Büſching der Heterodoxie zu beſchuldigen, und als habe er wichtige Lehren des Chriſtenthums mit unter die ungewiſſen oder unwichtigen Sätze gerechnet. Münchhauſen ahndete unangenehme Folgen für ſeine Lieblingstochter, die Univerſität, und gab alſo, doch ohne eigne Überzeugung von der Verwerflichkeit der theologiſchen Ideen Büſchings, den eifrigen Vorſtellungen ſeines Beichtvaters nach. Büſching bekam am 14. Jan. 1757 ein Reſcript, worin ihm, da er in der Epitome von den recipirten Lehrſätzen der lutheriſchen Kirche abgewichen ſey, aufgegeben wird, künftig nichts theologiſches drucken zu laſſen, was er nicht vorher an das geheime Conſilium

nach

nach Hannover zur Censur eingeschickt habe; auch solle er sich vorerst der theologischen Vorlesungen, besonders der dogmatischen enthalten. Zugleich schickte ihm der Minister einen theologischen Aufsatz von Götten, der, wie Büsching sagt, eine schwache und grundlose Kritik der Epitome enthielt. Büsching sendete den Aufsatz mit treffenden Randanmerkungen wieder zurück, und beschwerte sich in einem Schreiben an das geheime Consilium und in Briefen an die einzelnen Ministers sehr freymüthig und nachdrücklich über dieses Verfahren, den Insinuationen solcher Formular-Theologen Gehör zu geben. "Und wenn, heisst es in seinem Schreiben an Münchhausen, Ew. Excell. mich unter der Bedingung, nichts als die gewöhnliche Schultheologie zu lehren, zum Kanzler der Universität machen und mir einige tausend Thaler Gehalt versprechen wollten, so würde ich solches Glück unterthänig verbitten." Er sagt darin, dass er in seiner jetzigen Lage kein theologisches Wort mehr werde schreiben und drucken lassen; dass Freunde der Wahrheit seinen Bemühungen Beyfall geben würden, indem er weiter nichts gethan, als dass er die göttlich gewissen Wahrheiten mit den Worten der heiligen Schrift gesammelt, in eine natürliche Verbindung gesetzt und den Weg betreten habe, den der selige Luther zu bah-

nen angefangen, den aber seine Schüler bald verlassen, und dadurch bis hieher die Klagen einsichtsvoller Wahrheitsforscher veranlasst hätten. — Die Sache machte in Hannover allgemeines Aufsehen und Büsching wurde auf das heftigste verläumdet; der Hofrath Scheidt und der Pastor Jacobi schrieben ihm allein noch Trostbriefe, hatten aber seinetwegen vielen Kummer auszustehen.*) Am auffallendsten war es, dass D. Baumgarten, der, mit dem Beyrath Büschings, welcher darum war gefragt worden, damahls die wirkliche Vocation zum Cancellariat nach Göttingen hatte, sich zu Büschings Gegnern gesellte, und theils in Privatbriefen an den Minister Münchhausen, theils bey Gelegenheit der Anzeige einer Schrift seines spätern Schülers Heilmanns, öffentlich Büschings Unternehmen sehr tadelte. Der gelehrte Baumgarten, den man mit Recht als den Restaurator der gründlichen wissenschaftlichen Theologie gegen die Anmassungen des ausgearteten und mit Gefühlen spielenden Pietismus ansehen kann, mochte es nemlich nicht so laut gesagt wissen, dass die wahre Religionslehre etwas so einfaches und in wenigen

*) Jacobi hatte nicht lange vorher auch von der Verketzerungsfucht gelitten. S. Nekrol. 1791. I, 213.

nigen Sätzen bestehendes sey, weil es ihm schien, als ob dadurch die Theologie als Wissenschaft, als Gelehrsamkeit zu sehr von ihrer Würde verliere u. etwas gar zu Populäres werde, welches ohne gelehrte historische und exegetische Kenntnisse doch bald wieder neuen Missdeutungen u. Zusätzen von Seiten frommer aber ungelehrter und schwärmerischer Christen werde unterworfen seyn. Dieser Beytritt Baumgartens bestärkte die Parthey in Hannover in ihrem Eifer gegen Büsching; der geheime Justitzrath Struben musste noch ein politisches Bedenken gegen die Epitome schreiben, welches Büsching wieder freymüthig beantwortete, und zugleich dem Minister das ehemalige Versprechen, ihn zum Professor der Theologie zu machen, mit Dank förmlich zurück gab. Münchausen, froh, dass sich der Handel dem Ende näherte, schrieb ihm d. 20. Febr. 57. "Es ist mir lieb, dass Ew. Hochw. meinem Anrathe Statt geben wollen; es kann vieles wahr, und dennoch nicht rathsam seyn, zu sagen. Sie können und werden sich mit andern nützlichen Wissenschaften so lange beschäftigen bis auf eine oder die andere Weise der Anstand gehoben ist."

D. Semler war um jene Zeit Präses bey einer Disputation, worin Büschings Epitome angegriffen wurde. Büsching nahm das

das übel und schrieb an ihn; Semler liess sich in seiner Antwort über einzelne Punkte ein, doch auf eine sehr bescheidene Art. Allein Büsching wurde dadurch nicht ganz befriediget, und man sieht, dass er noch als Greis eine gewisse Unfreundlichkeit gegen Semler beybehielt; da Semler hingegen in seiner Selbstbiographie mit uneingeschränkter Hochachtung von Büsching spricht. Semler dachte in seinen spätern Jahren gewiss über biblisches Christenthum mit Büsching sehr übereinstimmend; aber damahls (1757) war es sehr begreiflich, dass er manches mit Überzeugung an Büschings Epitome tadeln konnte; denn Semler konnte mit Recht glauben, zu jener Zeit, wo kaum die die durch den ausgearteten Pietismus in Verachtung gebrachte philologische und historische Gelehrsamkeit durch Baumgarten, der darüber so mancherley zu leiden hatte, wieder gehoben worden sey, müsse er als Baumgartens Schüler dessen mühvolles Werk fortsetzen, und als akademischer Lehrer die Würde der theologischen Gelehrsamkeit, der Büschings einfache, blos biblische Theologie nachtheilig zu seyn schien, aufrecht erhalten. In den letzten Zeiten von Semlers Leben hatten sich die Umstände geändert; Semler glaubte da mehr, dass eine absprechende Philosophie, unterstützt durch die

indess

indess gemeiner gewordenen Waffen der philologischen und historischen Gelehrsamkeit, die Bekenner des positiven Christenthums zu bedrücken drohe, und da suchte er alles in der Religion auf Rechtschaffenheit der Gesinnungen und Ausübung ihrer Vorschriften, die der Gelehrsamkeit so leicht entbehren könne, zurück zu führen, und in dieser Lage würde er sicher nun dem Unternehmen Büschings seinen Beyfall nicht versagt haben. — —

Büsching schrieb noch 1758 als Erläuterung seiner Epitome eine deutsche Schrift "von dem Vorzuge der biblischen Theologie vor der akroamatischen," ohne sie vor dem Druck an die Geheimeraths-Stube nach Hannover zur Censur zu schicken. Sie verschaffte ihm die Freundschaft seines nachherigen Collegen Spalding, der damals noch Pastor zu Barth in Pommern war.

So verlohr sich mit den Jahren 1756 und 67 das Aufsehen, das dieser Streit verursachte. Büsching hatte zwar nur gegen 400 rthl. Gehalt in Göttingen; aber der Minister liess ihm oft kleine Geldgeschenke machen, er hatte die Postfreyheit durch das Hannöverische, welches ihm jährlich bey seinem ausgebreiteten geographischen Briefwechsel einige hundert

dert Thaler ersparte, und alle Bücher, welche er brauchte, besass entweder die öffentliche Bibliothek schon, oder sie sie wurden doch sogleich angeschafft. 1759 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie, und die ersten Theile seiner Geographie hatten schon jetzt die dritte Auflage erlebt. Er konnte ungestört an seiner Erdbeschreibung arbeiten, und lehnte die Anträge ab, die ihm geschahen, unter denen einer nach Riga als Rector der Schule vorzüglich annehmlich war. Denn durch sein Buch über die Bildung der Hofmeister und Informatoren, worüber er in Göttingen Vorlesungen hielt, hatte er sich als gründlichen Denker über das Schul- und Erziehungswesen gezeigt, und daher kamen die Anträge dieser Art.

In den Zeiten des 7jährigen Kriegs von 1757—61 hatte Göttingen bekanntlich sehr viel zu leiden, besonders als es die Franzosen besetzten. Es wurden ihm in dieser unruhigen Zeit vier Kinder gebohren, und Krankheiten in der Familie erhöhten noch die Beschwerde, die durch den Mangel an nothwendigen Bedürfnissen entstand. Im Decbr. 1760 ward Büsching von einem hitzigen Fieber so heftig befallen, dass er glaubte, daran sterben zu müssen, und schon seine Gattin vorbereitete. An dem schlimmsten Tage der Krankheit kam ein Brief von dem

dem Kirchenconvent der lutheriſchen Peters-Gemeinde in Petersburg, worin Büſching zu ihrem Paſtor berufen wurde, da man ſich der bey ſeinem Aufenthalte in Petersburg in dieſer Gemeinde gehaltenen Predigten noch mit Beyfall erinnerte, und durch ihn auch die beſchloſſenen neuen Schulanſtalten gehörig einzurichten hoffte. — Den Tag darauf dictirte der Kranke, der wieder Hoffnung zum Leben geſchöpft hatte, ſeiner Gattin eine Antwort, worin er den Ruf annimmt, im Fall die Gemeinde ſeine Herſtellung und die Niederkunft ſeiner Gattin abwarten wolle, und er hoffen dürfe, daſs dasjenige, was er in ſeiner Erdbeſchreibung von Ruſsland ſage, ihm dort keinen Verdruſs machen werde. Da die Bedenklichkeiten gehoben wurden, ſo reiſte er im Jun. 1761. mit den Seinigen ab. Münchhauſen war nun bereit, ihm gröſsere Anerbietungen zu machen; allein er hatte den Ruf angenommen, ohne erſt anzufragen, und ſo war ſein Abzug von Göttingen nun nicht rückgängig zu machen; aber dennoch bewies ſich der Miniſter jezt und nachher noch immer fort als ſeinen Gönner.

Die Urſachen, warum er zu einer ſo beſchwerlichen Ortsveränderung bereit war und ſeine ruhige, der Schriftſtellerey ſo günſtige

Lage

Lage in Göttingen verliess, war unstreitig, theils seine Ueberzeugung, einem solchen unveranlassten Rufe, als einem Winke der Vorsehung folgen zu müssen, theils weil es ihm noch immer fort gekränkt zu haben scheint, dass er nicht in die theologische Facultät kommen konnte, da es ihm hingegen sehr wohl that, dass eine evangelische Gemeinde, ungeachtet man ihn als Irrlehrer verdächtig zu machen gesucht hatte, ihn so weit hin und mit so vielem Aufwande zu sich berief.

Seine durch eine kaum aus dem Wochenbette gekommene Gattin und vier Kinder, von denen das eine beym Anfang sehr krank war, beschwerliche Reise ging über Hannover und Stadthagen nach Hamburg, und allenthalben erhielt er als ein schon berühmter Gelehrter, viele Beweise von Achtung. Von Hamburg aus reiste er nach Elmshorn, wo er sich von dem Probst Gruner zum Predigtamte ordiniren liess, und in Itzehoe genoss er die Freuden des Wiedersehns besonders mit seiner Freundin Soph. Ern. v. Alefeld. Ueberall, wo er durchreiste, und besonders in Lübeck, wo sich damahls der Herzog von Mecklenburg aufhielt, war er wirksam für seine geographische Nachrichten-Sammlung. Nach einer glücklichen Fahrt von etwa 10 Tagen zur See, kam er am 24. Jul.

1761

1761 zu Petersburg an, wohin ein halbes Jahr vorher, ehe noch Büſching etwas von ſeinem eignen Rufe ahnden konnte, ſein Jugendfreund und Schwager Dilthey als reformirter Prediger gegangen war, mit welchem er alſo nun ganz unvermuthet wieder in Einer Stadt vereiniget lebte.

Die Einrichtung der dortigen Petersgemeinde iſt ſo, daſs die kirchlichen Angelegenheiten von dem Kirchenconvente, der aus den Patronen, den zwey Predigern und den Aelteſten beſteht, abhängen. Der erſte Prediger Treffurt war ein beſchränkter, an Formeln hängender Mann; aber Büſching gab ſich alle Mühe, mit ihm in Eintracht zu leben. Uebrigens erfuhr Büſching eine ſehr gute Aufnahme, er wurde reichlich und zum Theil fürſtlich beſchenkt, und für alles, was er bey dem Verkaufe ſeiner Sachen in Göttingen eingebüſst hatte, entſchädigt. Krankenbeſuche, Leichenbegleitungen und Parentationen nahmen einen groſsen Theil ſeiner Zeit weg, ſo daſs er gemeiniglich nur nach einer kurzen Vorbereitung und ungekünſtelt predigte. Ueber ſeine homiletiſchen Grundſätze ſagt er ſelbſt ſehr ſchön ſo: "den einigen wahren Gott und ſeinen geſandten Sohn Jeſum zur Anbetung, Liebe und dankbarſten Verehrung anzupreiſen, u. zum Gehorſam gegen ſeinen Wil-

 len

len zu bewegen; die Anhänglichkeit der Menſchen an die ſichtbaren, eiteln und vergänglichen Dinge zu mäſsigen, hingegen ihre Gedanken, Wünſche und Beſtrebungen auf das Unſichtbare, Vollkommne und Ewige zu ziehen, ſie zum ſtarken und freudigen Vertrauen auf Gott zu bringen, und ſie überhaupt davon zu überzeugen, daſs ſie nicht glückſelig ſeyn könnten, wenn ſie nicht gut wären, — das iſt der Hauptzweck aller meiner Predigten geweſen."

Das wichtigſte was er in dieſer Stelle that, war die Einrichtung einer neuen Schule, deren von dem vorigen Paſtor Zuckmantel entworfenen Plan er verbeſſerte, dem Kirchenconvente vorlegte, und zu deſſen Ausführung aufgemuntert wurde. Es beſtand zwar ſchon ſeit lange eine mit vier Lehrern verſehene Schule bey dieſer Gemeine; aber die Einrichtung war ſo mängelvoll, daſs man allgemein eine gründliche Verbeſſerung wünſchte. Knaben und Mädchen ſollten nun nach Büſchings Plan, auſser dem Unterricht im Deutſchen, Ruſſiſchen, Franzöſiſchen und einige auch in der lateiniſchen Sprache, in allen für das praktiſche Leben nöthigen Kenntniſſen nicht allein unterwieſen, ſondern auch in Fertigkeiten geübt, und auf dieſe Art Unterricht und Erziehung möglichſt mit einander

ver-

bunden werden, alles nach geläuterten Grundsätzen, und so, dass die zum Studiren bestimmten Jünglinge noch besondern Unterricht erhielten, das Ganze aber dahin abzweckte, verständige und geschickte Menschen für alle Stände zu bilden. Die Schule sollte nach seinem Plan sich selbst unterhalten, nur das schon angefangene steinerne Gebäude gab die Gemeinde dazu her. Er liess zwey Nachrichten über den Plan der Schule drucken, der Kirchen-Convent übertrug ihm die Direction und am 1. Oct. 1762 kam die Schule mit 50 bis 60 Knaben zu Stande. Er übernahm die zeitherigen vier Lehrer der Schule, die bis dahin aus der Kirche waren besoldet worden, um sie nun blos durch das eingehende Schulgeld zu bezahlen, suchte sie für seine Ideen brauchbarer zu machen, liess neue Lehrer kommen, und das angefangene Gebäude zu seinem Plane einrichten, woraus eine solche Mannigfaltigkeit der verschiedensten gelehrten und ökonomischen Geschäfte entstand, dass er, so feurig und thätig er war, doch zuweilen muthlos wurde und den Unternehmungen zu unterliegen glaubte. Im ersten halben Jahre war er täglich Vor- und Nachmittags in der Schule, unterrichtete selbst, gab Anleitung, und brachte es durch diese ausserordentliche Anstrengug dahin, dass im April 1763, beym Anfang des zweyten Schulhalben-

 jahrs

jahrs 500 Schüler und Schülerinnen von vielerley Nationen und christlichen Partheyen, Deutsche, Russen, Kalmucken, Armenier, Italiäner, Franzosen, Engländer, Schweitzer, Schweden, Esthen, Letten u. a. vorhanden waren. Der nachherige berühmte Technolog, Hofr. Beckmann in Göttingen, und der Oberhofpred. D. Stark in Darmstadt, kamen als junge Gelehrte von Göttingen an diese neue Schule; es wurde eine doppelte Pensionsanstalt für Knaben und für Mädchen angelegt, in der griechischen Religion durch einen griechischen Mönch Unterricht ertheilt, und alles Entworfene kam allmählig in Gang. Der alte Generalfeldmarschall Graf von Münnich, der seit Peters III. Thronbesteigung aus Sibirien zurück und wieder Patron der Gemeinde war, stand in der freundschaftlichsten Verbindung mit Büsching, ehrte ihn, rühmte ihn und seine neue Schule der Kaiserin Katharina II, wirkte von dieser ein Privilegium für die Schule aus, nach welcher sie von allen Polizey-Lasten frey seyn sollte, und munterte durch die grössten Zärtlichkeiten und Lobeserhebungen Büschingen auf, an seinem mühseeligen Platze nicht müde zu werden. Büsching war ihm dafür mit der grössten Verehrung zugethan. Einige reiche Glieder der Gemeinde schenkten zur Erbauung der Schulgebäude grosse Summen, zwey dar-

un-

unter jeder 5000 Rubel, die Kaiſerin 3000 Rubel, der Groſsfürſt 1000, und Büſching ſelbſt, dem der Convent ein Geſchenk von 400 Rubeln aufgedrungen hatte, nahm nur 100 Rubel davon an, und die andern 300 widmete er zum Anfang eines beſtändigen Fonds für die Schule, welcher durch ſeine fleiſsigen Collecten ſich ſchnell vermehrte. So glücklich war dieſs weitläuftige Unternehmen, das Büſchings ganze Thätigkeit ausfüllte, gediehen, als er im Herbſt 1794, nachdem die Schule zwey Jahre gedauert hatte, dem Convent Rechenſchaft von ſeiner zeitherigen Verwaltung ablegte, und zugleich um ſchriftliche Beantwortung zweyer Fragen bat: 1) ob man mit ſeinen Grundſätzen und ſeiner Verwaltung zufrieden ſey, 2) ihm, auf zeitlebens oder ſo lange er in Petersburg ſeyn werde, die alleinige Direction über die Schule beſtätigen wolle? Er ſelbſt geſteht ſpäterhin, daſs er der guten Sache wohl mehr genuzt haben würde, wenn er dieſs ſtillſchweigend für zugeſtanden angeſehen, und nicht auf eine feyerliche Erklärung gedrungen hätte. Man bewilligte nach einigen Debatten dieſe Forderung, aber es bildete ſich nun allmählig in dem Kirchenconvente eine ihm abgeneigte Parthey, die ihm von der Zeit an alles, was er für die Schule vorſchlug, ſehr erſchwerte. Büſching, der wie oben ſchon geſagt wur-

 de,

de, den Grundſatz hatte, nützliche Predigten vor einer gemiſchten Gemeine brauchten keine künſtlichen Reden zu ſeyn, hatte, beſonders bey den überhäuften Schulgeſchäften, oft nur herzliche Vorträge gehalten, und manche Gemeindeglieder hörten daher einige junge Geiſtliche an andern deutſchen Kirchen in Petersburg lieber, da dieſe, wegen ihrer wenigern andern Geſchäfte, ausgearbeitere Predigten hielten; auſserdem hatte er oft über die Menge ſeiner Arbeiten geklagt, und die Furcht geäuſsert, er werde ihnen noch unterliegen. Dieſe beyden Punkte nahm ſeine Gegenparthey, zu der ſich allmählig auch der Graf Münnich geſchlagen hatte, zu einem Vorwande, um ihn zu kränken. Graf Münnich, den Büſching als herſchſüchtig und rechthaberiſch gegen vornehme oder auch ſolche Perſonen beſchreibt, denen er gewiſſe Vorzüge des Geiſtes zugeſtehen muſste, ſo freundlich und gefällig er ſonſt ſeyn konnte, verſammelte im März 1765 den Kirchenconvent bey ſich, ohne die beyden Paſtoren, die nächſt dem Patron die erſten Glieder eines regelmäſsigen Convents waren, dazu zu nehmen; der Paſtor Treffurt nemlich lag ſchon ſehr ſchwach darnieder; und den Paſtor Büſching ließs er dieſsmahl nicht einladen. In dieſem gegen die gewöhnliche Form verſammelten Convente wurde beſchloſſen, noch einen

nen dritten geſchickten Prediger anzuſtellen, damit die Gemeindeglieder ſich nicht nach andern Kirchen, wo jetzt beliebte Kanzelredner ſtünden, ziehen möchten und damit zugleich der D. Büſching in ſeinen vielen Geſchäften erleichtert würde. Auſserdem kamen darin noch einige Punkte vor, durch die ſich Büſching gekränkt glaubte. Gleichwohl wurde ihm das Protokoll dieſer Verſammlung zur Unterſchrift geſchickt. Da wurde nun der lebhafte, ſich ſeiner uneigennützigen Anſtrengungen bewuſste Mann unwillig, und gab eine freymüthige Gegenvorſtellung ein, worin er die Nullität dieſes gegen die Form gehaltenen Convents behauptete, und die ihn betreffenden Punkte widerlegte, indem er zeigte, daſs die Gemeinde in den letzten Jahren nicht abgenommen habe, daſs die Collecten ſtärker als jemahls ausgefallen wären, und daſs beſonders der von ihm geſtiftete Schulfond ſchon über 5000 Rubel betrage. — Man bezeugte ihm zwar durch eine Deputation von Seiten des Convents, es ſey jene Verſammlung nicht in der Abſicht um ihn zu kränken, gehalten worden; aber in einer Sitzung, zu der er nun wieder gezogen worden war, brachte der Graf Münnich doch wieder vielen ſpöttiſchen Tadel über die Regierung der Schule an, ſo daſs Büſching aufſtand, und feſt erklärte, er lege hiermit die

rection der Schule nieder, und es fey dies auch der letzte Kirchenconvent gewefen, dem er beygewohnt habe. Er bereitete feine Gattin darauf vor, dafs er wahrfcheinlich unter diefen Umftänden auch fein jetziges Predigeramt niederlegen, und, ohne noch einen andern Ruf zu haben, nach Deutfchland zurückgehen werde. In einer folgenden Verfammlung liefs Graf Münnich einen Auffatz vorlefen, ob D. Büfching nicht zu Wiederübernehmung der Schuldirection zu zwingen fey; und da niemand fich diefer Maasregel zu widerfetzen wagte, fo wurden die drey Kirchenälteften abgefchickt, um Büfchings Erklärung darüber einzuhohlen. Diefer tadelte fie, dafs fie ihre Rechte nicht gebrauchten und den Feldmarfchall eigenmächtig handeln liefsen, erklärte ihnen aber nun fogleich, "dafs er fein Predigeramt an ihrer Kirche niederlegen werde, da er wohl fähe, dafs es fonft ohne Spaltung der Gemeinde nicht abgehen würde, und an diefer wolle er unfchuldig feyn; er werde alfo ohne weitern Ruf, im Vertrauen auf Gott nach Deutfchland zurück gehen." — Ob man nun dies nicht für Ernft hielt, oder ob Münnich es unter feiner Würde glaubte, nachzugeben, genug, man that keinen förmlichen Schritt, diefen Entfchlufs rückgängig zu machen, und fo kündigte Büfching nach feiner nächften Predigt

digt im April ſeinen Vorſatz der erſtaunten Gemeinde von der Kanzel an. Die Folge war, daſs ſtarke Bewegungen in der Gemeinde entſtanden, und man Unterſchriften von verſchiedenen Zünften zuſammen brachte, wodurch ſie Bericht von den vorgefallenen Streitigkeiten verlangten, und ihren lieben Prediger behalten zu wollen bezeugten. Büſching bewog ſie mit groſser Mühe, ihm das Memorial zu geben, und rieth ihnen, ruhig zur Wahl ſeines Nachfolgers zu ſchreiten, indem ſein Entſchluſs feſt gefaſst ſey. Er ſelbſt hielt die Vorbereitungs - Predigt vor der Wahlverſammlung; aber es entſtand Unruhe, man beſtürmte ihn in ſeiner Wohnung, Prediger an dieſer Gemeinde zu bleiben, und man kam mit der Wahl nicht zu Stande. Büſchingen griffen dieſe Vorfälle auſserordentlich an; er hatte wirklich geglaubt, zeitlebens in Petersburg zu bleiben, beſonders da es auch ſeiner Gattin hier ſehr wohl gefiel und ſie ſich ganz in die daſige Lebensart gefunden hatte.

Sein Entſchluſs, nach Deutſchland zurück zu kehren, machte in Petersburg groſses Aufſehen und die Kaiſerin Katharina ſtellte den Grafen Münnich darüber zu Rede. Sie lieſs dem D. Büſching durch ihren Miniſter Teplow den Antrag machen, mit

 Ab-

Ablegung ſeiner theologiſchen Würden, in Dienſte bey der Petersburger Akademie zu treten, und ſich ſeinen Gehalt ſelbſt zu beſtimmen; ſie wollte ihn bey ſeinen geographiſchen Arbeiten unterſtützen und durch ganz Europa poſtfrey machen. Büſching konnte ſich aber dazu nicht entſchlieſsen, da er es einmahl der ſo ſehr in ihn dringenden Gemeinde abgeſchlagen hätte, bey ihr zu bleiben, und ſonſt dadurch einen groſsen Anſtoſs geben würde. Die Kaiſerin rechnete darauf, ihn dereinſt wieder zurück rufen zu können, und ſagte ihm das bey der Abſchieds-Audienz ſelbſt.

Er hatte durch wohlthätiges Ausleihen und Verſchenken etwa 500 Rubel Schulden gemacht; aber die Gräfin Leſtocq legte bey einem Beſuche dieſe Summe in ſein Zimmer, und er erhielt überhaupt ſo viele Geſchenke, daſs er ſeine Rückreiſe ſehr gut davon beſtreiten und noch einige Monate in Deutſchland mit ſeiner Familie davon leben konnte. —

Für einen Mann von ſeinen Kenntniſſen und Verbindungen waren die vier Jahre, die er in Petersburg zubrachte, eine äuſserſt wichtige Periode. Als er 1761 ankam, lebte die Kaiſerin Eliſabeth noch; alſo fiel in dieſe Zeit die kurze Regierung Peters III, und

und die merkwürdige Thronbesteigung der Kaiserin Katharina. Es ist für einen Mann seines Standes ausserordentlich, mit wie vielen der wichtigsten Personen in Petersburg er auf einem vertrauten Fuss stand; Münnich, Bestuchef, Woronzow, Panin, Rumänzow, Lestocq und mehrere, gehören darunter; der Etatsrath Müller, der berühmte Schriftsteller und Reisende, war sein vertrauter Freund. Die Folge dieser Verbindungen waren die höchst interessanten Nachrichten, die er nachher über Russland in seinem historischen Magazin lieferte. Vieles davon, was er erst im neunzehnten Jahrhundert bekannt zu machen für gut hielt, muss sich noch unter seinen reichhaltigen Papieren gefunden haben.

Für die Gemeinde hatte er in diesen vier Jahren vieles gethan; ihre Kirchenakten von 1711 bis 1764 geordnet, und eine Geschichte der Kirche abgefasst; die neue Schule errichtet, (die jetzt noch fortblüht) durch seine Thätigkeit bis dahin ungewöhnlich grosse Collecten für die Kirche und Schule zusammen gebracht, (für die Kirche allein betrugen die Collecten und Geschenke in den vier Jahren 46000 Rubel, für die Schule aber 73000 Rubel,) einen Schulfond gestiftet, die Rechte der fremden Kirchen in Petersburg bey einem har-

harten Anfall auf dieſelben (S. ſeine eigene Lebensgeſch. S. 447 ff.) auf das muthigſte vertheidigt, und durch treue Verwaltung ſeines Predigtamts viele Glieder ſeiner Gemeinde zum Guten gelenkt. Auch hat er die Materialien zu ſeiner 1766 erſchienenen Geſchichte der luther. Gemeinden im Ruſſiſchen Reich, 2 BB., mit vieler Mühe zuſammen gebracht. Was für rührende Beweiſe von Liebe und Dankbarkeit er beym Abſchied erhielt, muſs man in ſeiner eignen Erzählung nachleſen; ſie überſteigen das Gewöhnliche bey weitem und ſind der auſserordentlichen Thätigkeit und Aufopferung angemeſſen, in welcher er dieſe 4 Jahre gelebt hatte.

Auf der beſchwerlichen Seereiſe, zu welcher er ſich den 13. Jun. 1765 in Cronſtadt einſchifte, ſtarb ihm ſein jüngſter Sohn, der noch an der Mutter trank. Erſt am 8. Jul. landete er auf der Inſel Rügen, und wählte nun Altona zu ſeinem Aufenthalte, um da ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fortzuſetzen, und den Ruf zu einem neuen feſten Platze abzuwarten.

Er brauchte hier den jungen D. Struenſee, nachherigen Dän. Staatsminiſter, zu ſeinem

nem und zu seiner Gattin Arzt,*) und durch kleine Reisen und Ruhe erholten sich beyde wieder von den Mühseligkeiten der letzten Zeiten. Der hannöv. Minister Münchhausen hätte ihn nun gern wieder nach Göttingen gehabt; Büsching verlangte hierzu, seinen vorigen Platz in der philosophischen Facultät, 1000 Thaler Gehalt und Postfreyheit. Dies meinte der Minister jetzt noch nicht geben zu können, bot ihm aber einstweilen eine Pension von 400 rthl. an, wenn er, statt in Altona, in Göttingen privatisiren wollte; er hatte im Sinn, ihm nachher die Direction der Ilefeldter und anderer Schulen zu übertragen. Aber Büsching sagt, er habe sich fest vorgenommen gehabt, niemals eine blosse Pension anzunehmen. — Er lebte in Altona sehr vergnügt, nur allzu sehr besucht und in seinen Studien gestört durch Gelehrte und andere, die durch Hamburg reisseten. Ob er gleich ohne festes Einkommen war, so fehlte es ihm weniger als jemals; die Hand-

*) Struensee veranlasste besonders Büschings Gattin, sich von dem häufigen Genuss des Thees zu entwöhnen, wodurch sich ihre Kräfte sehr erholten. Sie schätzte ihn als Arzt und deswegen ging ihr sein nachheriges Schicksal sehr zu Herzen, und lange konnte sie sich darüber nicht beruhigen.

Handwerker von seiner vorigen Gemeinde in Petersburg, als sie hörten, er lebe in Altona ohne ein Amt, colligirten noch 420 Rubel, andere reichere Glieder der Gemeine liessen ansehnliche Geschenke auszahlen, und die Gräfin Lestocq, deren vielfältige Freygebigkeit gegen ihn er selbst königlich nennt, schenkte ihm in diesem einen Jahre 1200 Rubel, so dass er über 2400 Thaler in Einem Jahre einnahm, und die 1000 Rubel, die er in Petersburg für seine Meublen gelöset hatte, noch erübrigte.

Der gelehrte und fromme Berlinische Ober-Consist. Präsident von Keffenbrink, der vorher Hofmeister bey einem Grafen Reuss und Hofrath in Greitz gewesen war, hatte seit langer Zeit die Verbindung und den Briefwechsel mit Büsching fortgesetzt. Er trug ihm jetzt, auf Veranlassung des Preussischen Ministers von Münchhausen die Stelle eines Schlesischen Oberconsist. Rathes und ersten Pastors an der Elisabethen Kirche in Breslau an; setzte aber gleich hinzu, wenn ihm dieses mit vielen Geschäften belastete Predigtamt nicht annehmlich scheine, so hoffe er ihm bald eine Stelle in Berlin anbieten zu können. Diess geschah auch im Aug. 1766, wo er ihm das Amt eines Directors der verbundenen Berlinischen

schen und Cöllnischen Gymnasien nebst Sitz und Stimme im Oberconsistorium anbot, und zu Ende des Octobers trat Büsching diese Aemter schon an.

So ungemein und musterhaft nun auch ferner in Berlin Büschings Thätigkeit war, und so grosse Verdienste er sich dadurch um das Schulwesen und die Literatur erwarb, (wovon hernach die Rede seyn soll,) so einfach waren von nun an die Schicksale seines Lebens. Er lebte hier allgemein geachtet und mit ehrenvoller Unterscheidung, die er von vielen vornehmen Personen genoss; aber er zog sich soviel möglich zurück und brachte fast alle Zeit, die ihm die gewissenhafteste Besorgung seiner Aemter übrig liess, mit gelehrten Arbeiten von mannichfaltiger Art zu. Ein hartes Schicksal traf ihn, als er 1777 am 22sten April die treue und geistreiche Gefährtin seines Lebens, und zwar des unruhigsten und mühseeligsten Theiles desselben, unvermuthet an einem Stickflusse verlor. Es herrschte eine heilige Freundschaft zwischen beyden, die auf die gröste gegenseitige Achtung gegründet war. Ihr gebildeter Verstand machte, dass in den ausserordentlich vielen Verbindungen mit vornehmen und wichtigen Personen, in denen ihr Mann stand, auch sie ihrer selbst wegen geachtet wurde, und dadurch die Würde ihres

res Mannes unterſtützte. Sie hatte eine groſse Anzahl gebildeter Freundinnen in ſo vielen Ländern und Orten, und viele Freunde ihres Mannes waren zugleich mit ihr durch gegenſeitige Achtung verbunden. Büſching liebte ſie noch immerfort mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers. Als die Gräfin Leſtocq 1769, alſo im 14ten Jahre von Büſchings Ehe, aus Riga durch Berlin kam, und daſelbſt ihre Freundin Chriſtiane Büſching, die immer fort eine groſse Neigung zum Reiſen behielt, mit ſich ins Carlsbad nahm, waren die ſechs Wochen ihrer Abweſenheit, welches die erſte während ihrer Ehe war, für ihn faſt unerträglich. "Verdenk mirs nicht, geliebte Chriſtiane!" ſchrieb er, "daſs ich mich über deine Abweſenheit gar nicht beruhigen und tröſten kann, und daſs ich dir dieſes in ſo vielen Klagebriefen ſchreibe. Ich weiſs mir in Wahrheit nicht zu helfen; ich ertrage deine Abweſenheit nur ſo, wie man ein ſchweres Leiden erträgt. Es iſt vergebens zu wünſchen und zu rathen, daſs ich anderes unſchuldiges Vergnügen ſuchen, und mir dadurch die Zeit verkürzen, oder vielmehr deine Abweſenheit erträglicher zu machen ſuchen möchte u. ſ. w." *)

So

*) Man kann ſich dabey der groſsen Zärtlichkeit des jüngern Plinius gegen ſeine Calpurnia

So blieb seine Empfindung gegen sie bis zu ihrem Tode und selbst nachher noch. Da sie stark von Körper war, der sich leicht verschleimte, so war ihr jährlich ein ländlicher Aufenthalt sehr erwünscht. Büsching kaufte daher wenige Monate vor ihrem Tode einen kleinen Garten mit einer Sommerwohnung, und sie freute sich sehr auf diesen neuen Genuss. Er hatte gleich beym Ankauf desselben beschlossen, dass dieses sein und der Seinigen Begräbnisort werden sollte, und hier liegt sie auch nebst seinen in Berlin verstorbenen Kindern, und endlich ihm selbst, unter Blumenbeeten begraben. Er brachte den ersten Sommer nach ihrem Tode ganz einsiedlerisch, nur mit seinen vielen Arbeiten umgeben, in dem Gartenhause, neben ihrem Grabe zu, und liess eine kleine Schrift zu ihrem Andenken drukken, die von der innigsten Zärtlichkeit durchhaucht

nia erinnern, die er mehrmals (Epist. Lib. VI, 4. 7.) auf gleiche Art bezeugt, besonders aber VII, 5, wo er sagt: *Incredibile est, quanto desiderio tui tenear. In causa amor primum; deinde, quod non consuevimus abesse. Inde est, quod magnam partem noctium in imagine tua vigil exigo; inde, quod interdiu, quibus horis te visere solebam, ad diaetam tuam ipsi me, ut verissime dicitur, pedes ducunt, &c.*

haucht iſt, und die man nicht ohne Rührung leſen kann. "Ich bin gewohnt, ſagt er darin, täglich einigemal, ſo wie für meine Anverwandte, Freunde, Gönner und Wohlthäter, alſo auch für die Meinigen zu beten, und Chriſtiane iſt natürlicher Weiſe allezeit die erſte geweſen. Einige Tage lang war es mir faſt unerträglich, daſs ſie in meinem Gebete fehlte;" u. ſ. w. Dann habe er ſich aber an den Gedanken zu gewöhnen geſucht, als ob er noch in Gemeinſchaft mit ihr ſey, und er erwarte zuverſichtlich, mit ihr wieder vereinigt zu werden. — Er lieſs eine Marmorplatte an das Gartenhaus, nahe bey ihrem Blumen-Grabe, einſetzen, auf welcher die von Ramler verfaſste Inſchrift ſteht:

Hier verblühen
und
Blühen Tauſendmahl wieder auf
Blumen der Erde.
Eine Blume verblühet hier,
die nur einmahl wieder aufblühet,
um ewig zu blühen.
Deinem Andenken ſey dieſe Stätte
heilig
Polyxene Chriſtiane Auguſte
Dilthey.
Dir weihet ſie dein Gatte
Anton Friedrich Büſching.
Berlin
Am 22. April. 1777.

In

In der folgenden Zeit vergröſserte er das Gartenhaus, und der Aufenthalt daſelbſt blieb ſeine tägliche und liebſte Erhohlung. Von den 7 Kindern, die ihm dieſe Gattin in Göttingen, Petersburg und Berlin gebohren hat, leben noch zwey Söhne, die beyde mit Ruhm in Königlich-Preuſsiſchen Civildienſten ſtehen.

Im December 1777 heirathete er ſeine zweyte Gattin, Marg. Cath. Eleon. Reinbeck, Tochter des Berliniſchen Predigers und Enkelin des Probſts Reinbeck; von ſechs, gröſstentheils zu früh gebohrnen Kindern aus dieſer Ehe überlebte ihn nur ein einziger Sohn.

So wie er bis dahin an allen Orten ſeines Aufenthaltes mit allgemeiner und ausgezeichneter Achtung war behandelt worden, ſo widerfuhr ihm dies auch in Berlin. Er wurde zu der Königin Eliſabeth, Friedrichs II. Gemahlin, und zu andern Perſonen der Königlichen Familie, oft zur Tafel geladen; da er aber niemahls eine Amtsarbeit darüber verſäumen wollte, ſo bat er, ihn in ſeinem Geſchäftszirkel und an ſeinem Schreibtiſche zu laſſen. Mit ſeinen Collegen und einigen andern der edelſten Einwohner Berlins lebte er auf dem freundſchaftlichſten

Fuſs; zuweilen machte er, beſonders in den erſten Jahren ſeines Berliner Aufenthaltes, kleine Reiſen, wovon er die eine mit ſeiner erſten Gattin nach Reckhan zu dem berühmten Domherrn von Rochow in einer eignen Schrift beſchrieben hat, die zwey Auflagen erlebte, (1771 und 1780) über die man hie und da wegen der Weitſchweifigkeit, womit kleine Umſtände erzählt werden, geſpöttelt hat, die aber, eben ſo wie die nach Kyritz in der Prignitz, voll wichtiger Bemerkungen für die Staatswiſſenſchaft iſt.

Die Geſchichte ſeiner Verdienſte um das Berliniſche Schulweſen hat an ſeinem berühmten Nachfolger, Hrn. Doctor Gedicke, (dem wir hier nachgehen,) einen würdigen Zeugen und Beſchreiber gefunden. Kurz vor Büſchings Ankunft in Berlin hatte man den Entſchluſs gefaſst, die beyden ſehr verfallenen Gymnaſien, das Berliniſche und Kölliniſche mit einander zu vereinigen, und neben dem Gymnaſium noch zwey Bürgerſchulen in Berlin und Kölln beſtehen zu laſſen. Büſching ſagt es mehrmals von ſich, daſs er niemahls eine beſondere Neigung zum Schulſtande gehabt hätte; aber da dieſer muſterhaft-gewiſſenhafte Mann einmahl gewohnt war, nicht nach Neigung, ſondern blos nach ſeiner Pflicht zu handeln, ſo hatte er ſchon in

Pe-

Petersburg mit der gröſsten Thätigkeit im Schulfache gearbeitet, und war eben ſo bereit, in Berlin abermahls alle ſeine Kräfte mit möglichſter Aufopferung für die Schulanſtalt zu verwenden, zu deren Verwaltung ihn die Vorſehung erwählt hatte. Es war kein leichtes Werk, was ihm hier zu treiben oblag. Die vorhandenen wenigen Lehrer waren gröſstentheils alt und ſtumpf; die Beſoldungen dürftig; die Abtheilung der Lectionen in öffentliche und Privatſtunden hatte oft Verwirrungen und Feindſchaft unter den Lehrern hervorgebracht; die Disciplin war geſunken; das Schulgebäude glich einem ſchmutzigen Kerker, indem die Lehrzimmer einige Ellen tiefer als die Straſse waren; zwey Lehrſtuben waren nur durch Bretter einige Ellen hoch getrennt, ſo daſs man in keiner von beyden Klaſſen laut ſprechen durfte, u. dgl. m. Büſching lieſs ſich nicht abſchrecken. Er brachte den erſten Winter damit zu, den Lectionsplan zu berichtigen, die Lehrer nach ihren Fähigkeiten anzuweiſen, und das Aeuſsere des Gymnaſiums, ſo gut es ſich thun lieſs, zu verbeſſern. Am 29. May 1767 übernahm er feyerlich die Direction; das vereinigte Gymnaſium wurde mit 20, die Berliniſche Schule mit 43, und die Kölniſche mit 5 Schülern eröffnet. Aber mit jedem halben Jahre mehrte ſich das Zutrauen des

H 3 Publi-

Publikums und die Anzahl der Schüler. Und wie hätte das auch anders ſeyn können! Täglich war Büſching in allen drey Schulen, um die Zucht und Lehrart zu beobachten, hielt ſeine Lehrſtunden über Geſchichte der Philoſophie, der ſchönen Künſte, der Literatur und Religion mit der ſorgfältigſten Vorbereitung, und übernahm oft ſelbſt in den unterſten Klaſſen freywillig Vicariatſtunden für verhinderte Lehrer. Das Studium der griechiſchen Sprache kam nun in die Höhe, es wurde eine öffentliche franzöſiſche Lection eingeführt, und Unterricht im Zeichnen. Das Gymnaſium ward dazu beſtimmt, nicht blos Jünglinge für die Univerſität zu erziehen, ſondern auch künftige Officiers, Oekonomen, Kaufleute, Künſtler und ſolche, die ſich für einen ſubalternen Platz bey den Landescollegien beſtimmten, vorzubereiten; die beyden Schulen ſollten theils wirkliche Bürgerſchulen ſeyn, theils dem Gymnaſium vorarbeiten.

Der ehemahlige Unterſchied zwiſchen öffentlichen und Privatlectionen hörte jetzt ganz auf, und die Lehrer wurden durch erhöhten fixen Gehalt entſchädigt. Es wurde ein öffentliches ſehr mäſsiges Schulgeld eingeführt, das in Eine gemeinſchaftliche Schulcaſſe nebſt den andern Hebungen zur Unterhaltung der Schule floſs, und von einem Rendanten verwal-

waltet wurde. Durch die zunehmende Frequenz ward die Summe des einlaufenden Schulgeldes nach und nach beträchtlich vermehrt, und ungeachtet man bey dem ersten Plane nur auf 700 Thaler gerechnet hatte, so kam es doch bald dahin, dass im Durchschnitte jährlich mehr als das Doppelte dieses Summe einkam, so dass am Ende 1500 rthl. die Etatsmässige Summe wurden.

Büschings Lieblingsidee war, dass jeder Lehrer sich auf Ein Hauptfach einschränken, und dieses durch alle Classen lehren sollte. Diese Einrichtung hat offenbar viel Gutes, und sein Nachfolger hat sie auch beybehalten, in so fern nicht andere, noch wichtigere Rücksichten in der Ausführung eine Modification nöthig machen. Er fasste nun nach und nach fast für alle Zweige des Unterrichts Lehr- und Lesebücher ab, über lateinische und französische Sprache, über Naturgeschichte, Historie, Geschichte der Religion, der bildenden Künste u. s. w., unter denen sein Entwurf der Bildhauer- und Steinschneidekunst (Berlin 1772. St. 1. u. 2.) und seine Geschichte der zeichnenden schönen Künste (Hamburg 1781) zugleich wahre Geschenke für das ganze Deutsche Publikum geworden und keinem Kenner und Liebhaber dieser Fächer entbehrlich sind. Es wäre theils vor-

 theil-

theilhafter, theils angenehmer für ihn geweſen, ſeine Zeit der Vollendung ſeines groſsen geographiſchen Werks zu widmen; aber er that lieber auf Einkommen und Ruhm Verzicht, um ſeiner Schule möglichſt nützlich zu werden.

So lebhaft er war, ſo ſuchte er doch die Disciplin auf ſeiner Schule mehr durch gelinde Mittel zu bewürken, und bat alle Lehrer dringend, ſich der körperlichen Strafen in der erſten Aufwallung des Unwillens ſo viel immer möglich zu enthalten. Er beſuchte die Lectionen aller Lehrer, theils um ſich von dem Fleiſse und von den Fortſchritten der Schüler zu überzeugen, theils durch ſeine Erkundigungen und durch ſeine Gegenwart bey den Lehrern überall den Geiſt des Fleiſses und der Ordnung zu beleben; natürlich geſchah dies anfangs häufiger, als nachher, wo allenthalben Lehrer nach ſeiner Wahl angeſtellt waren.

Vor ſeiner Direction waren gar keine öffentlichen Prüfungen mehr angeſtellt worden; ſo weit waren dieſe Schulen in der Achtung des Publikums geſunken, daſs ſich niemand mehr hierum bekümmerte. Er führte nun ſolche Prüfungen ein, die von aller Täuſchung entfernt waren und ihren Zweck auf das

beſte

beste erreichten. Er liefs jedesmal zur Einladung Programme drucken, deren Inhalt nicht gelehrt war, aber immer in Bezug auf Pädagogik stand, und die besonders dadurch ein zweckmäfsiges Local-Interesse erhielten, dafs er darin von den jedesmahligen Veränderungen, die bey der Schule vorgefallen waren, Nachricht gab, und beurtheilende Schilderungen der abgehenden Gymnasiasten beyfügte, — ein so lobenswürdiger Gebrauch, dafs ihn auch derjenige, der in diesem Fache unbestritten einen der ersten Plätze einnimmt, sein Nachfolger Gedicke und andere Schulmänner, denen ihr Beruf wichtig ist, nachgeahmt haben. Er schrieb immer Deutsche Programme, theils damit sie mehr gelesen werden möchten, theils weil er selbst gestand, dafs er auf den Ruhm eines eleganten lateinischen Stylisten keinen Anspruch mache. Er sprach in diesen Gelegenheitsschriften oft mit den Aeltern über die Hindernisse, die durch die Zerstreuungen einer grofsen Stadt, der Erziehung der Jugend in den Weg gelegt würden, über Arbeitsliebe, über Lehrmethoden, über Studirsucht, über den Begriff eines Gelehrten u. s. w. Dafs er überhaupt kein mechanischer Schulmann war, sondern über sein Fach viel gelesen und gedacht hatte, zeigte schon sein 1760 herausgegebener Unterricht für Informatoren und Hofmeister, und

dann die zweckmäſsigen Inſtructionen, die er beym Antritt ſeines Berliniſchen Amtes für alle Lehrer und ihre Lectionen entwarf.

Sein Urtheil über junge Leute, das ſich auf einen ſo geübten Beobachtungsgeiſt gründete, war gemeiniglich ſehr treffend; und der herzliche väterliche Ton, mit dem er in feyerlichen Anreden die Jünglinge auf die Akademie entlieſs, machte einen dauernden Eindruck.

Aber er war nicht blos ein ruhmwürdiger Schulvorſteher, ſondern auch ein eben ſo vortrefflicher Lehrer. Er beſaſs die nöthige Deutlichkeit und Lebhaftigkeit in einem hohen Grade, und nichts empfahl auch einen Lehrer in ſeinen Augen mehr, als ein munterer Vortrag. Alle hörten ihn daher gern, und auch für den ſchwächſten unter ſeinen Zuhörern war ſein Vortrag nicht ganz verlohren. Er lieſs ſich ungern abhalten, ſeine Lectionen ohne Zeitverluſt anzufangen, und Einladungen, ſelbſt bey den vornehmſten Perſonen, konnten ihn zu keiner Verſäumniſs bringen. Er hielt es für Pflicht des Lehrers, ſich auf alle Lectionen, ſelbſt auf die leichteſten und in den unterſten Claſſen, ſorgfältig vorzubereiten.

Er

Er trug gewöhnlich die Geſchichte der Religionen, der Philoſophie und der ſchönen Künſte vor; und in frühern Zeiten hielt er auch wöchentlich eine Lehrſtunde über die politiſchen Zeitungen. "Er baute, ſagt ſein ehemaliger Schüler, Hr. Prof. Spalding, ſeinen Unterricht in der Geſchichte der Wiſſenſchaften meiſtens auf geſammelte Stellen der Alten, um Sprachſtudium ſoviel als möglich das Geſchäft ſeiner Lehrlinge, auch in den nicht dazu beſtimmten Lehrſtunden, bleiben zu laſſen. Bey dem Vortrage der Geſchichte der Philoſophie erklärte er es ausdrücklich für ſeinen Zweck, daſs des Sectengeiſtes weniger dadurch werden müſſe. Daſs kaum etwas abentheuerliches denkbar ſey, das nicht einmal in irgend einem gelehrten Kopfe genährt worden, hörten wir oft genug von ihm. Aber dabey hütete er ſich vor jeder ſcurriliſchen Herabwürdigung groſser Denker, die etwa in einzelnen Sätzen oder in ganzen Syſtemen mochten gefehlt haben. Er lieſs dem Streben nach Wahrheit, um welche es ihm ſelbſt ſo ſehr zu thun war, ſtets Gerechtigkeit widerfahren, und lehrte uns, bald die Ahndung einer ſpäterhin vollendeten Entdeckung, in kaum verſtändlichen Sätzen erkennen, bald den Scharfſinn ſelbſt in miſslungenen Unterſuchungen bewundern. Die Tendenz der edelſten Geiſter

zu

zu Lehren der Moralität, der Übersinnlichkeit, stellte er gern ins Licht und arbeitete mit Theilnehmung dahin, dass wir die Sokraten und Platonen liebgewinnen sollten, was wir auch dereinst bey reiferm Urtheil über ihre Lehrsätze denken möchten. Fragen begleiteten beständig seinen Vortrag, und er warf sie mit der Lebhaftigkeit auf, als wenn er selbst um die augenblickliche Lösung derselben verlegen wäre. Durch manche kleine Vortheile, wie etwa ein herablassender Vater bey seinen Söhnen gebraucht, wusste er auch den trägsten zu einiger Anstrengung der Denkkraft zu reizen." — Wöchentlich einmal versammelte er die Gymnasiasten, und ein anderes Mahl die übrigen Schüler in dem grossen Hörsaal, und sprach zu ihnen über gute Sitten, Lebensweisheit und Religion, Stunden, die den grössten Eindruck auf seine Zuhörer machten. "In diesen moralischen Vorträgen," fährt Spalding fort, "wusste sein warmes Herz die Vorschriften des Verhaltens, die Lehren einer lautern Frömmigkeit, wozu er Redlichkeit und Wahrheitsliebe sich als das erste Erforderniss dachte, auch dem Leichtsinnigsten wichtig und rührend zu machen. Oft erzählte er von berühmten oder doch edeln Männern und von ihrer treu gebrauchten Jugend, dann auch ganz unbefangen von sich. Grosse Muster

hielt er ſo nöthig für die jugendliche Einbildungskraft, und ſchon das lebhafte Bewundern derſelben ſchien ihm der ſicherſte Anfang zum Nachahmen. Verirrungen des Herzens und des Verſtandes, des Lebens und des Studirens, ſchilderte er in ihrer Schädlickeit, und Arbeitſamkeit mit Redlichkeit! war die beſtändige Loſung ſeiner Moral."

Was Wunder, wenn unter einem ſolchen Vorſteher und Lehrer ſeine Schule aufblühte; das Beyſpiel derſelben wirkte allmählig auf die andern Schulen der Stadt ein, die zum Theil bey Verbeſſerungen mit wenigern Schwierigkeiten zu kämpfen hatten; man kann daher behaupten, daſs Büſching als der mittelbare Verbeſſerer des geſammten Berliner Schulweſens anzuſehen iſt.

Bey ſeiner gewohnten Thätigkeit glaubte er ſich mit Verbeſſerung ſeiner Schule niemahls am Ziele; auch das Aeuſsere und Oekonomiſche derſelben lag dieſem Gelehrten, der zugleich den richtigen Blick des Geſchäftsmannes hatte, ſehr am Herzen. Mit einem Muthe, den ſelbſt königliche Miniſter nicht hatten, ging er dreymahl unmittelbar an den König um Erbauung neuer Schulgebäude, erhielt aber jedesmahl abſchlägliche

Anwort. 1774 feyerte er das 200jährige Jubiläum ſeines Gymnaſiums, wobey er den Lehrern deſſelben den Titel der Profeſſoren durch unmittelbares Geſuch bey dem Könige auswirkte. Mehrere Tauſende wurden dem Gymnaſium während ſeines Directorats geſchenkt; unter andern war ſein Petersburgiſcher Freund, der Kaufmann Andreä, eben bey ſeiner Einführung gegenwärtig, und ſchenkte auf einmal ein Capital von 1000 Thalern zu Stipendien für fleiſsige Schüler. Aber das Erfreulichſte, was ihm begegnen konnte, war, daſs noch bey ſeinem Leben die groſse Streitiſche Stiftung angewendet und ausgeführt wurde. Bekanntlich hat in der Mitte dieſes Jahrhunderts ein ſehr reich gewordener Venediger Kaufmann, Siegmund Streit, aus Berlin gebürtig, der Schule zum grauen Kloſter in Berlin ein Capital geſchenkt, das 1793, nebſt den geſammelten Zinſen und davon beſtrittenen Ausgaben, gegen zwey Mahl Hundert tauſend Thaler ausmachte, über deſſen Anwendung er eine genaue Verordnung hinterlaſſen hat. Bis 1775 lebte Streit, und Büſching muſste, eben wie die andern von Streit ernannten Directoren dieſer Stiftung, öfters nach Italien mit ihm über die Schulangelegenheiten correſpondiren. Streit hatte Zutrauen zu Büſching gefaſst, und dieſer überzeugte

ihn

von dem Nutzen mancher neuen Einrichtung, die Streit anfangs, weil er das Ganze nicht überfehen konnte, gemifsbilligt hatte. Als er 1775 in Padua ftarb, feyerte Büfching deffen Andenken in einer eignen Gedächtnifs-fchrift; aber da Streit bey der ganzen Stiftung mehr die kommende Generation im Auge gehabt und überdies das Kapital einige Mahl grofsen Verluft erlitten hatte, fo fchoben die Directoren der Stiftung es damahls noch auf, fie in Gang zu fetzen, und wollten das Capital erft noch nach dem Willen des Stifters, durch die Zinfen fteigen laffen, damit es zu allen den von ihm verordneten koftbaren Einrichtungen hinreichen möchte. Büfching konnte es alfo auch, felbft bey feinem grofsen Verlangen nach zweckmäfsigen Schulgebäuden nicht wagen, jetzt fchon das nöthige Geld dazu aus diefem Fond zu verlangen; als er daher zu Anfang des J. 1786 zum drittenmahl mit feinem Gefuch um neue Gymnafiengebäude von dem Könige abgewiefen wurde, dachte der raftlofe Mann darauf, durch Subfcription fo viele taufend Thaler, als zum Bau nöthig wären, zufammen zu bringen. Aber unbefchreiblich wurde er erfreut, als um diefe Zeit feine beftellten Mitdirectoren der Streitifchen Stiftnng der Meinung waren, man könne nun fchon den neuen Bau von den Zinfen des Streitfchen Capitals

pitals unternehmen, und ſo die Ausführung einmüthig beſchloſſen.

Nun gingen mühſelige Jahre für ihn an. Der Bau der anſehnlichen neuen Gebäude für das Gymnaſium und deſſen Lehrer nebſt der Reparatur und Benutzung der alten wurde wirklich in den Jahren 1786 bis 1788 vollendet. Er war immer dabey gegenwärtig, und ging mit ſeiner Aufmerkſamkeit bis in das Einzelne. "Es war natürlich," erzählt Hr. Dr. Gedicke, "daſs manche ſeiner Ideen und Vorſchläge nicht durchgängigen Beyfall fanden; noch mehr hatte er mit den Schwierigkeiten des beſchränkten Locals zu kämpfen. Nach vieler Anſtrengung und manchem Verdruſs war endlich alles überwunden, und im October des J. 1788 konnte er ſelbſt ſeine neue Wohnung beziehen. Aber leider ward ſeine Freude durch die, in eben dieſem Jahre anfangende, ſchwere, langwierige Krankheit ſehr verbittert. Schon im May 1788 zeigten ſich die erſten Anfälle derſelben. Es war wohl unläugbar, daſs die überſpannte Thätigkeit bey dem neuen Bau zur Zerrüttung ſeiner Geſundheit ſehr vieles beygetragen hatte. Die Krankheit äuſserte ſich zuerſt durch Krämpfe in der Lunge, und durch eine groſse Engbrüſtigkeit; bald darauf vom Octbr. 1788 an durch öftere Stickflüſſe von ſolcher Heftigkeit,

keit, daſs es zu bewundern war, wie er ſie dennoch überſtand. Endlich zeigten ſich auch unverkennbare Spuren der Waſſerſucht. Sein Zuſtand war in dieſen letzten 5 Jahren auſserordentlichen Abwechſelungen unterworfen. Es gab Wochen und Monate, wo die Hoffnung einer völligen Wiederherſtellung ihn und noch mehr jeden ſeiner Freunde belebte; aber kaum hatte man ſich dieſer Hoffnung gefreuet, ſo ward ſie wieder durch neuere heftigere Anfälle vereitelt. Wenn er eine zeitlang ſich etwas erleichtert fühlte, ſo gönnte er ſich keine Ruhe mehr; er fing dann ſogleich wieder an, Unterricht zu geben; aber kaum hatte er ſelbſt und ſeine Freunde das angenehme Schauſpiel ſeiner wieder entfeſſelten Thätigkeit genoſſen, ſo hielten neue ſchwerere Feſſeln ihn wieder zurück in der Einſamkeit ſeines Studierzimmers. Nach neuen Kämpfen folgte neue Hoffnung des Sieges, und mit den erſten Strahlen dieſer Hoffnung wieder neue Verſuche eben der Thätigkeit, deren er in geſunden Tagen gewohnt war. Aber auch ſelbſt mitten im Kampf mit unausſprechlichen Leiden konnte er nicht unthätig ſeyn. Immer traf man ihn entweder mit einer gelehrten Arbeit oder für das Gymnaſium beſchäftiget, an[illegible] Denn wenn er auch das Zimmer nicht ver[illegible]en konnte, ſo war dennoch ſein Geiſt immer im Gymnaſium gen-

genwärtig. Er erkundigte sich nach allem, liefs sich von allem Bericht geben, bekümmerte sich um jede Lection, um jeden Schüler. Arbeit war ihm Bedürfnifs, ja eine Art von Arzney für ihn; wenigstens liefs sie ihn Stundenlang Schmerzen und Leiden vergessen. Noch im J. 1790 schrieb er in seinem Programm von dem Krankenbette aus diese äusserst rührenden Worte, die eine wirklich grosse und preiswürdige Gesinnung ausdrücken: „Gefällt es Gott, meinen Aufenthalt „auf der Erde zu verlängern: so wolle er mir „auch so viel Kräfte verleihen, dafs mein ir„disches Leben bis auf den letzten Augen„blick in nützlichen Arbeiten thätig seyn „könne; denn sonst wäre es für mich kein „wünschenswürdiges Leben, sondern nur et„was, das nach seinem Willen und Wohlge„fallen ertragen werden mufs und soll. Nach „meinem sehnlichen Wunsche müsse mich die „wichtigste und annehmungswürdigste aller „Vocationen, der Beruf zum Himmel, nicht „nur in geflissentlicher und nützlicher Arbeit „antreffen, sondern auch zu höhern Geschäf„ten tüchtig finden. Denn selbst ein Him„mel ohne Geschäfte, wenn er gedacht „werden könnte, wäre nicht für mich." — Wirklich war er ein Muster gelassener Ergebung in den Willen der Vorsehung, ein Muster eines philosphisch-christlichen Hero-

ismus

ismus in Erduldung der hefftigsten und langwierigsten Schmerzen.

Als ihm aber doch die Last der Direction bey der anhaltenden Krankheit zu schwer wurde, trug er d. 31. May, 1791 selbst darauf an, dass ihm der Ober Cons. Rath Gedicke, der bisherige Director des Friedrichwerderschen Gymnasiums, beygesezt werden möchte. Ungeachtet er wohl wusste, dass dieser vortreffliche Schulmann in Absicht auf manche Schuleinrichtung anderer Meynung war, als er, und also nach seinem Tode Veränderungen in dem von ihm getroffenen Einrichtungen machen würde, so wünschte er sich doch keinen andern Nachfolger als ihn; er sagte das selbst in seinem Programm von 1792, und giebt die Ursache an, weil dieser verdiente Mann mit beharrlicher Anstrengung aller seiner Kräfte an der fortschreitenden Vervollkommnung der ihm anvertrauten Anstalten arbeiten, und das Mangelhafte daran immerfort verbessern werde. — Sein Antrag wurde ihm bewilligt, und Gedicke nahm es unter der Bedingung an, dass Büsching nichts von seinen Einkünften verlieren dürfe. Büsching that ihm wiederhohlte Vorschläge zu einiger Belohnung für die übernommene Mitdirection; "aber, sagt Gedicke, ich fand mich durch sein Zutrauen

und durch das wehmüthige Vergnügen, ihm den trüben Abend seines Lebens etwas erheitern zu helfen, hinlänglich belohnt." — **Büsching** konnte sich übrigens doch nicht von den Geschäften trennen; er besorgte ferner noch alles, was er schriftlich und mündlich von seiner Stube aus besorgen konnte, und conferirte sehr fleissig über die Angelegenheiten des Gymnasiums mit seinem Mitdirector.

Er hatte noch die Freude, mit dem Anfange des J. 1793 die völlige Realisirung der Streitischen Stiftung zu erleben, und besorgte noch die dabey erforderlichen mannichfaltigen und zum Theil kleinlichen Geschäfte mit einer bey seinem Zustande fast unglaublichen Thätigkeit; aber das erlebte er nicht, dass die 800 rthl. die seit 1766 aus der Berlinischen Kämmerey für die Schule verwilligt waren, auf alle folgenden Zeiten, als jährlicher Fond bestätigt wurden; er konnte die königliche Genehmigung hoffen, aber sie selbst traf erst nach seinem Tode ein.

Im Frühling des Jahres 1793 erregte sein Gesundheitszustand wieder manche Hoffnung; aber bald fiel diese ganz dahin. "In der Nacht zwischen den 27. und 28. May desselben Jahres löschte ein freundlicher Genius die Fackel, die so lange Licht und Wärme in engen

gen und weiten Kreiſen verbreitet hatte. Er endigte ſein verdienſtvolles Leben im 69ſten Jahre ſeines Alters, nachdem er gerade volle 26 Jahre die Direction des Gymnaſiums (vom 29. May 1767 bis d. 28. May 1793) geführt hatte." — Sein Leichnam ward ſeinem Willen gemäſs ohne Gepränge, ohne Begleitung, um Mitternacht in ſeinem Garten beerdigt. Am 4ten Oct. 1793, wo ſein Nachfolger eingeführt und zugleich die erſte Gedächtniſsfeyer der Wohlthäter des Gymnaſiums begangen wurde, ehrte Hr. Prof. Spalding in einer vortrefflichen Gedächtniſsrede das Andenken des unvergeſslichen, preiſswürdigen Mannes, und Hr. D. Gedicke ſprach in ſeiner Antrittsrede von ihm mit aller der Wärme, die demjenigen natürlich ſeyn muſste, der ſo viele Tugenden, einen ſolchen Pflichteifer an ſeinem Vorgänger in der Nähe bewundert hatte, und durch die ganze Beſchaffenheit der Anſtalt, deren Vorſteher er nun wurde, zum Lobe deſſelben begeiſtert wurde. Dieſe Rede Gedicke's iſt nachher als Programm zum Oſterexamen 1794 gedruckt worden; noch ausführlicher ſchilderte er das Jahr darauf Büſchings Verdienſte in der Einladungsſchrift zum Examen 1795. Man hat hierbey das eben nicht alltägliche Vergnügen, einen verdienten Mann als Nachfolger eines andern verdienten Mannes in einem

wichigen Platze zu ſehen, und ſich dabey überzeugt zu halten, daſs das Lob, welches dem Vorgänger von dem Nachfolger ertheilt wird, nicht eine bloſse Sitte der Höflichkeit iſt, ſondern aus dem innerſten Herzen kommt.

Seine ihn überlebende Gattin hat auf ſein Grab im Garten ein Denkmahl durch Schadows Hand errichten laſſen, deſſen Inſchrift Gedicke mit Anſpielung auf die Blumen und Fruchtbäume, unter denen er ruhet, entworfen hat. Die Göttin der Gelehrſamkeit und der Genius der Jugend betrachten weinend das Bild des edeln Greiſes. Die Inſchrift lautet ſo:

Hier im Schooſs der Erde
Schlummert ihr Beſchreiber
D. Anton Friedrich Büſching
geb. d. 27. Sept. 1724. geſt. d. 28. May 1793.
Seines Lebens Blüthe welket nimmer;
Seiner Arbeit Früchte reifen für die Ewigkeit.
Sein Denkmahl ſind ſeine Werke und ſeine Schüler.
Nur ihrer Liebe ſetzte dieſs Denkmahl
Seine weinende Gattin
M. C. geb. Reinbeck.

*

Es

Es iſt faſt unnöthig, über die Denkungsart dieſes Ehrwürdigen noch beſonders etwas hinzuzuſetzen, da dieſelbe ſo deutlich aus ſeinem Leben und deſſen vielfacher Thätigkeit hervorleuchtet. Er ſelbſt ſchildert am Schluſs ſeiner Selbſtbiographie ſeinen Charakter ſo: "Ehrlich, redlich und offenherzig, dienſtfertig, gefallig und mitleidig; doch habe ich ſeit mehreren Jahren lernen müſſen, gegen viele Perſonen und in vielen Fällen hart zu ſeyn. Gott und dem Heiland der Welt aus Dankbarkeit aufrichtig ergeben, und derſelben Bekenner, ohne Kunſt und Verſtellung, auch ohne Furcht, durch vieljährige Erfahrung von der wahren und groſsen Glückſeligkeit, die dadurch erlanget wird, aufs ſtärkſte überzeugt; ſtark im Vertrauen zu Gott und völlig mit ſeinen Führungen zufrieden. Sehr lebhaft und feurig, zur kurzwährenden Heftigkeit in der Hitze geneigt, aber auch in manchem Fall für hitzig gehalten, wo nur natürliche und ordentliche Lebhaftigkeit war. Geſchwind und ſchnell, den Langſamen allezeit, den Muntern oft, und in einigen Fällen wirklich zu geſchwind, ſo daſs Übereilung daraus entſtehet, doch nicht ſo oft, als es dieſem und jenem vorkommt, der nicht gewohnt iſt geſchwind zu denken, ſich zu entſchlieſsen und zu handeln. Standhaft oft bis zum Schein des Eigenſinns; muthig, herzhaft und dreiſt, oft

in hohem Grade. — Mäſsig in allen Dingen, zufrieden' mit Wenigem, Herr und Meiſter des Appetits. — Im Umgang mir ſelbſt zu lebhaft und zu vielſprechend, alſo nach demſelben gemeiniglich ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt, und eben deswegen geneigt, den Umgang ſehr einzuſchränken und Geſellſchaften zu fliehen. Von Stolz frey, aber nicht von Ruhmbegierde, doch in beſtändigem innern Kampf und Streit mit derſelben, und bey hinlänglicher Überlegung vermögend, ſie ganz zu unterdrücken. — So arbeitſam, daſs die Arbeit mit zu meinem Lebensbedürfniſs gehört, und daſs der Trieb zu derſelben gröſser, als zu irgend einem ſinnlichen Vergnügen iſt." —

Seine Schnelligkeit, ſich zu etwas Wichtigem zu entſchlieſsen, hing genau mit dem lebhaften Vertrauen auf die Vorſehung zuſammen, von dem er durchdrungen war, welches beſonders bey ſeiner Niederlegung der Petersburger Predigerſtelle ſichtbar wird. Die hohe Ehrlichkeit in allem, was er ſagte und that, und der unverſtellte Eifer, der ihn für alles Gute belebte, trugen vorzüglich dazu bey, ihm ſo viele Freunde, die von Seiten des Geiſtes und Herzens ſchätzbar waren, zu erwerben und zu erhalten, und zugleich Leute, die ihm nicht wohl wollten und ihm ent-

ge-

gegen handelten, zu verwirren. Er liebte die Menschen, und war zu jeder Aufopferung für das allgemeine Wohl bereit; guten Menschen, die in nähern Verhältnissen mit ihm standen, war er mit Wärme ergeben. So wie überhaupt die Lebhaftigkeit seiner Gefühle bis ins Alter ausdauerte, so erhielt sich bey ihm mitten in seinem letztern Leiden und Beklemmungen eine Theilnahme an den angenehmen Begegnissen seiner Freunde und der jüngern Welt, und eine kindliche Mitfreude, deren Züge jeden, der sie hört, mit Rührung erfüllen müssen. — Seine Gewissenhaftigkeit war ungeheuchelt, war ihm natürlich geworden und zeigte sich überall in seinen Verhältnissen und Geschäften. Alles, was ihm oblag, betrachtete er als Pflicht, die ihm Gott auferlegt habe und richtete es mit Willigkeit und mit Eifer aus, selbst wenn er auch für sich keine entschiedene Neigung dazu hatte. Dieser pflichtmässige Gehorsam unter Gottes Willen zeigte sich selbst noch in seiner Ergebenheit beym Sterben; auch das sah er als ein ihm von Gott auferlegtes Geschäft an, bey dem er sich pflichtmässig benehmen und so den Seinen durch sein Beyspiel in diesen ernsthaften Tagen noch nützlich werden müsse. *)

Als

*) Es wird vielen angenehm seyn, die vortrefliche hierher gehörige Stelle aus Spaldings Rede hier

Als Schriftſteller war er überhaupt fruchtbar, und zählt man die einzelnen Schulprogramme, ſo ſteigen ſeine Schriften über hundert hinaus, die man unter vier Hauptklaſſen bringen kann; nemlich: Lehrbücher, und ſolche, die ſich auf Schulen und Unterricht beziehen; — theologiſche; — hiſtoriſch-geographiſche; — und endlich bio-

hier ſelbſt zu leſen: *Ut erat impatiens deſidiae, ita Dei legibus obtemperare in agendo, ejus quaſi ſocius fieri in opere divino homines juvandi, neque gloriam ullam appetere amabat, quae disciplina Chriſtiana abhorreret. Talis ille erat, quoad ardore plus quam virili fervebat, ſenectute interim obrepente; talis perſtabat moribundus, quippe qui crederet, etiam morte conſtanter oppetenda, partem aliquam divinitus ſibi impoſiti negotii a ſe geri, neque ex immenſa hac civitate Dei, animam efflando, ſe exulem diſceſſurum. Eſt hoc, Auditores, eſt incredibile bonorum ſolatium, ſui ſimiles viros intueri, quam aequo animo mortem expectent. Praeſtitit Büſchingius civibus ſuis, et familiaribus imprimis, ultimum hoc officium, ut eorum oculos et animos paſceret viri conſtanter morientis ſpectaculo. Nimirum erat, quod vires et patientiam et fortitudinem ei ſufficeret. Mentis imprimis*

biographische. Sein Vortrag ist nirgends geschmackvoll, und in seinen historischen Schriften, Reisebeschreibungen und Biographien überaus weitschweifig und wiederhohlend. Man sieht es allen seinen Schriften an, dass sie von einem vielfach beschäftigten Manne herrühren, der auf die äussere Einkleidung und auf abermahliges Überarbeiten keine Zeit und Aufmerksamkeit verwendete, und auf dessen ganze Jugendbildung die schöne Literatur und die musterhaften Werke derselben keinen beträchtlichen Einfluss gehabt hatten. *)

Von

mis conscientia, optimorum consiliorum atque factorum testis, quae neque doloribus neque morte a nobis divelli potest, et, quae solet hujus comes esse et amica, spes immortalitatis. Quibus praesidiis firmatum quid est, bone Deus, quod possit percellere et affligere?

*) Unter die Eigenheiten seiner Schreibart gehört eine vernachlässigte Interpunction; er setzt z. B. selten ein Colon vor die angeführten Worte eines Andern, dahingegen er dies Interpunctionszeichen an sonst ungewöhnlichen Stellen braucht. Wenn er vom Christenthume spricht, sagt er gegemeiniglich: das herrliche Evangelium des seeligen Gottes (nach 1 Timoth. 1, 11.) — Einen Theo-

Von seinen pädagogischen Schriften und Schulbüchern ist schon oben bey der Darstellung seines Verdienstes um das Berlinische Schulwesen gesprochen worden. Seine Programme waren mehrentheils sehr kurz und er wendete nicht vielen Fleifs darauf, weil er glaubte, dafs diese Art Blätter doch selten mit gehöriger Aufmerksamkeit gelesen würden; aber sie wirkten doch manches Gute wegen der verständigen Wahl ihres Inhaltes und wegen des herzlichen Tones, der darin herrschte. Seine Lehrbücher der verschiedenen Zweige des Schulunterrichts sind zwar neuester Zeit gröfstentheils durch noch zweckmäfsigere verdrängt; aber theils haben sie diese vielleicht mit veranlafst, theils besitzen einige darunter, wie oben erwähnt wurde, einen grofsen Werth und sind noch nicht übertroffen.

Seine theologischen Schriften hatten, wie man aus seinen Streitigkeiten in Göttingen sieht, alle die lobenswürdige Richtung, das Christenthum immer mehr von menschlichen Zusätzen zu reinigen und es in seiner Lauterkeit darzustellen. Das war der Zweck sei-

Theologen, den er loben will, nennt er oft einen vortreflichen Evangelisten, z. B. Haubern. — S. Beyträge B. VI. p. 40. — Und so andere Kleinigkeiten mehr.

ſeiner Epitome, und auch ſeiner Harmonie der vier Evangeliſten. ("Die vier Evangeliſten mit ihren eigenen Worten zuſammengeſetzt und mit Erläuterungen verſehen. Hamburg, 1766. 8.") — In der "Unterſuchung, warum und durch wen der freyen evangeliſch-lutheriſchen Kirche die ſymboliſchen Bücher zuerſt aufgelegt worden. 1789. 8." — trat er noch als Greis mit Muth auf, und erklärte ſich gegen die verbindende Kraft unſerer ſymboliſchen Bücher. In der Schrift ſelbſt drückt er die Frage ſo aus: "Wenn und durch wen das Joch der ſymboliſchen Bücher zuerſt aufgelegt worden;" und ſo hieſs es auch urſprünglich auf dem Titel; aber auf Veranlaſſung der Cenſur änderte er denſelben. — Es mag ſeyn, daſs er dieſe Unterſuchung nicht beſtimmt genug angeſtellt und ſie nicht erſchöpft hat, (S. A. L. Z. 1789. III. 237) aber es zeigt doch von ſeinem nach Wahrheit forſchenden, muthigen Geiſte, daſs er ſich dieſe wichtige Frage zu beantworten vornahm, und es nutzte auf jeden Fall der guten Sache einer freymüthigen Unterſuchung, daſs ein ſo frommer Verehrer und Freund des Chriſtenthums es doch mit ſeiner treuen Anhänglichkeit an daſſelbe vereinigen konnte, ſich ſo laut und freymüthig gegen die verbindende Kraft und gegen die Nothwendigkeit der vorhandenen ſymboliſchen Bücher

zu

zu erklären, indem er ſich theils auf die Natur ſolcher Symbole, theils und vorzüglich auf die Geſchichte ihrer Entſtehung berief. — Seine Geſchichte der evangeliſchen Kirchen in Rußland (1766) und in Polen und Lithauen (1784.88.) ſind ſchätzbare Beyträge zur neuern Kirchengeſchichte.

Sein gröſstes Schriftſtelleriſches Verdienſt hat er indeſs unſtreitig als Geograph. Bis auf ſeine Erdbeſchreibung hatte weder Deutſchland noch irgend eine Nation ein ſolches Werk von der Art, daſs es auf wiſſenſchaftliche Behandlung, und auf einige Vollſtändigkeit Anſpruch machen konnte. Er behauptet alſo den erſten Platz unter den Geographen unſerer Zeit und ſeine Erdbeſchreibung, die ſeit 1754 nach und nach in einzelnen Bänden herausgekommen iſt, und während der Lebzeit ihres Verfaſſers acht rechtmäſsige Ausgaben erlebt hat, iſt nach den unvollkommnen Verſuchen ſeiner Vorgänger das erſte claſſiſche Werk in dieſem Fache, dem bis jetzt noch keine Nation ein ähnliches an die Seite ſtellen konnte. Es umfaſst Europa und von den übrigen Erdtheilen nur das ruſſiſche Aſien; allein die Menge der in demſelben zuſammengedrängten Nachrichten, die vor ihrer Aufnahme ſorgfältig geprüft wurden, iſt ſo groſs, daſs ſie den Kenner mit der gröſsten Achtung und Bewunderung über den

aus-

ausdauernden Fleiſs des Sammlers erfüllt. Syſtematiſcher Geograph iſt Büſching nicht, in dem Sinne, wie es z. B. Gatterer iſt. Man findet daher weder in der allgemeinen Einleitung zu ſeiner Erdbeſchreibung, noch auch in den Einleitungen zu jedem einzelnen Lande, Data und Winke, die auf eine Ueberſicht der Erde und ihrer Theile, nach ihrer natürlichen urſprünglichen Beſchaffenheit, nach Gebürgen, Strömen und dergl. hindeuten. Auch in der mathematiſchen und phyſikaliſchen Erdbeſchreibung iſt er zu kurz und mangelhaft. Sein groſses, allgemein anerkanntes und noch von Niemand übertroffenes Verdienſt bleibt, die für den Plan und Umfang des Werks, mit kluger Auswahl des Zweckmäſsigen, allgemein Brauchbaren veranſtaltete, u. mit möglichſter Sparſamkeit der Worte zuſammengedrängte, überaus vollſtändige Topographie der einzelnen Länder, die beym Nachſchlagen nur in ſeltenen, weniger bedeutenden Fällen in Verlegenheit läſst. Seine Einleitungen zu den beſondern Länderbeſchreibungen enthalten nicht nur ſchätzbare Nachrichten von der Beſchaffenheit eines Landes überhaupt, von deſſen natürlichen Producten und Fabricaten, von den verſchiedenen Verhältniſſen der Einwohner in Anſehung ihrer Induſtrie, ihres Handels, der Literatur und kirchlichen Verfaſſung, ſondern ſie zeichnen ſich auch beſon-

ders

ders dadurch vortheilhaft aus, daſs ſie über die verſchiedenen Zweige der Staats- und Regierungs-Verfaſſung, die auf den Flor des Landes und die Cultur derEinwohner den gröſsten Einfluſs haben, einiges Licht verbreiten, und dem Leſer über manche ſonſt unerklärbare Erſcheinungen in der bürgerlichen, wiſſenſchaftlichen und kirchlichen Verfaſſung den nöthigen Aufſchluſs geben. Zu Büſchings Zeiten wurden Nachrichten dieſer Art noch allgemein als Staatsgeheimniſſe verborgen gehalten, und auch noch jetzt am Ende unſers Jahrhunderts, weis man von manchem Ländchen innerhalb den Gränzen Deutſchlands in jener Rückſicht ſehr wenig. Ein ausgezeichnetes Verdienſt Büſchings iſt es daher, daſs er es wagte, die Schranken einer ängſtlichen übelverſtandenen Politik zu durchbrechen und dem Urtheile ſachverſtändiger Männer ein weiteres Feld zu eröffnen. — Seine Reiſen, der Aufenthalt in fremden Ländern und die zahlreichen Verbindungen mit wichtigen Männern trugen vorzüglich dazu bey, den unermüdeten Geographen in den Stand zu ſetzen, das zu leiſten, was er geleiſtet hat. Sein "Magazin für die neuere Hiſtorie und Geographie. Zwey und zwanzig Theile in Quart; von 1767 bis 1788." enthält eine Menge ſehr wichtiger Actenſtücke, und konnte gleichfalls nur von einem Man-

Manne herausgegeben werden, der theils selbst der Zeitgenosse und Zuschauer wichtiger Begebenheiten, theils in Verbindung mit bedeutenden Staatsmännern gewesen war. — Die "wöchentlichen Nachrichten von neuen Landcharten u. s. w.", die er in 15 Jahrgängen von 1773 bis 1787 herausgab, waren das einzige kritische Blatt, das wir über diese wichtigen Producte im Reich der Wissenschaften, in Deutschland hatten, und bis jetzt hat es noch nicht gelingen wollen, ein anderes, den geographischen Charten und der dazu gehörigen Literatur gewidmetes Blatt, unter unsern Landsleuten wieder in Aufnahme zu bringen.

Gehörig ausgearbeitete Biographien hat er nicht geliefert; aber die biographischen Nachrichten von wichtigen Personen unter den Staatsmännern und Gelehrten, die wir theils in seinen Beyträgen (1783 bis 89) theils in eigenen kleinen Schriften von ihm haben, sind wegen der bewährten Gewissenhaftigkeit des Erzählers und wegen seiner vielfachen Bekanntschaft mit merkwürdigen Personen, sehr wichtig für die neuere politische und Literatur-Geschichte. Wer auf Annehmlichkeit des Vortrags Verzicht thun kann, findet beym Durchlesen derselben so viele wichtige und glaubwürdige Nachrichten, dass man

man dem vielerfahrnen Greisse herzlich für die Mühe dankt, die er sich, besonders gegen das Ende seiner Laufbahn, nahm, die guten und edeln oder auch sonst wichtigen Menschen, mit denen er in Verbindung gewesen war, dem Andenken der Nachwelt zu übergeben.

Den 22. Aug. 1791
starb
Johann David Michaelis,
Professor der Philosophie zu Göttingen, königl. Grossbrit. und Kurbraunschweig-Lüneburgischer geheimer Justitzrath, Ritter des Königl. Schwedischen Nordstern-Ordens etc.

Es wäre doppeltes Verbrechen, einen Mann, dem die Dankbarkeit von dem ganzen gelehrten Europa gebührt, mit kaltem Blute ins Todtenregister einzutragen, und man ist daher bey keinem so sehr, als bey ihm, in Gefahr, über der Stimme seines Ruhms und dem Glanze seines litterarischen Verdienstes seine

feine Schwächen und Fehler zu vergeffen. Aber ftrenge Wahrheitsliebe, die feinen moralifchen, wie feinen gelehrten Charakter prägte, würde ohne Zweifel ihm felbft für die befte Huldigung feines Biographen gelten, und überdiefs find die kleinen Flecken feines Bildes durch fo hervorftechende Züge der Gröfse erfetzt, dafs die letztern durch jene nur noch mehr hervorgehoben und in ihr volles Licht geftellt zu werden fcheinen.

Michaelis war zu Halle den 27. Febr. 1717 geboren, und der einzige Sohn des damaligen Profeffors der Theologie und der orientalifchen Sprachen, Chriftian Benedict. Den erften Schulunterricht ertheilten ihm bis Michaelis 1729 mehrere Hauslehrer, deren einer ihn unaufhörlich bey dem Vater verklagte, weil der lebhafte Knabe durch das langfame Lefen der Schriftfteller und durch das grammaticalifche Analyfiren rebellifch ward. Einem unter ihnen, dem zu Lüneburg als Prediger geftorbenen Zur Linden verdankte er das Meifte, indem diefer die lateinifchen Autoren curforifch mit ihm las und ihn bis zum mechanifchrichtigen Lateinfchreiben brachte. Auch rückte er unter ihm in der Geographie und Gefchichte nach Hübner, ziemlich vor; aber das Griechifche wurde bis in das letzte halbe Jahr des Hausunterrichts ausgefetzt, ein Verfehen, das Michae-

 lis

lis nie wieder gut machen konnte. Nun ging er in die öffentliche Schule des Waisenhauses wo gerade der Unterricht im Griechischen schlecht war; über das Hebräische hörte er schon damals einige Collegien bey seinem Vater. In der Theologie hatte er Baumgartens Unterricht, der ihm auf der Schule besser als hernach auf der Universität gefiel. Indessen machte er sich damals in einigen Stücken eine eigne Theologie, und ward, da er im Anfange des funfzehnten Jahres confirmirt werden sollte, als ein halber Pelagianer befunden. Am meisten verdankte er Baumgarten in der Philosophie, die er für die Schüler in Selecta und für Studenten zugleich las. Obgleich die Wolfische Philosophie damals in Halle aufs äusserste verboten war, so lehrte man sie doch unter der Firma des Waisenhauses mit Weglassung einiger Stücke, z. B. der vorher bestimmten Harmonie, von denen blos historischer Unterricht ertheilt wurde. Mit diesen Vorlesungen zufrieden hörte er nachher auf der Universität nie philosophische Vorlesungen, da sie, wenn er in ihnen bisweilen hospitirte, ihm nur lange Weile machten, und er das Trügliche der damaligen Wolfianischen Modebeweise fühlte. Am vortheilhaftesten war ihm in den letzten anderthalb Jahren in Selecta der Unterricht Goldhagens, der als Uebersetzer des Herodot bekannt und als

Rector

Rector zu Magdeburg gestorben ist. Ueberhaupt war ihm Selecta desto nützlicher, je weniger Schüler in derselben sassen, da die Meisten aus den vorhergehenden Classen abgingen, und je mehr praktische besonders Disputir-Uebungen hier gehalten wurden. So disputirte Michaelis geraume Zeit mit Goldhagen allein, indem beyde wechselsweise bald den Opponenten, bald Respondenten machten, eine Uebung, die ihn, nach seinem eignen Geständnisse, sowohl an das Lateinreden, als an das ordentliche Denken gewöhnte, und für seine künftigen Studien reichlich gewuchert hat. Sein erster lateinischer Lehrer auf der Schule, Boltzius, nachher Prediger der Salzburger in Georgien, machte ihn schnell zum prosodischrichtigen lateinischen Versemacher; auch wurden von ihm in der Folge lateinische Gedichte gedruckt; seitdem er aber nach Göttingen gekommen war, gab er dieses Geschäft als Pedanterey auf. Den einzigen Vortheil hatte er davon, dass er den Virgil sehr lieb gewann, ihn unaufhörlich las, und beynahe auswendig behielt, so, dass dieser Dichter bey ihm die Stelle der Grammatik vertrat, gegen welche er immer eine Abneigung fühlte. Unter seinen Mitschülern, einem Reiske, Alexander und Nathanael Baumgarten, Krüger, und Mittelstädt, war seines Genies wegen der letzte sein Liebling.

So wenig er ſich auch dem damals auf dem Waiſenhauſe beliebten Pietismus hingab noch überall für religiöſe Eindrücke ſehr empfänglich war, ſo blieb er doch nicht ungerührt bey den Religionsvorträgen, die Baumgarten auf der Schule hielt, und die noch im ſpäten Alter ſeinem Gedächtniſſe vorſchwebten. — Er muſste Oſtern 1733 die Univerſität beziehen, da die Claſſe in der er bis jetzt war, einging. In dem Programm, das Baumgarten damals für die Abgehenden ſchrieb, erhielt unſer Michaelis die Note: Man dürfe ſich viel von ihm verſprechen, *ſi illos ſcopulos praetervectus fuerit*, die er erſt in der Folge von ſeinen Commilitonen, gegen welche der Lehrer geäuſsert hatte, daſs M. ein Religionsſpötter werden würde, verſtehen lernte. Daſs dieſe Ahndung unerfüllt blieb, wiſſen unſere Leſer.

Auf der Univerſität war mancher Zweig des Unterrichts ſehr ärmlich. So wurde z. B. Gelehrten-Geſchichte und Bücherkunde faſt gar nicht getrieben; auch hatte die Univerſitätsbibliothek in Halle viele Lücken. Seine Wahl eines Studiums war ſo gut wie zufällig, obgleich nicht völlig willkührlich, da die Aeltern vorausſetzten, daſs er Theologie ſtudiren würde, und der Vater dabey den Wunſch zu hegen ſchien, ihn einſt in der Profeſſur der morgenländiſchen Sprachen zu ſei-

ſeinem Nachfolger zu erhalten, ob er gleich zum akademiſchen Leben eben keine Neigung bey ſich ſpürte.

Sobald er auf die Univerſität kam, gab ihm der Vater Wolfs Metaphyſik, ein damals noch halb verbotenes Buch, in die Hände. Er las, ward, ohne es zu wiſſen, ein Wolfianer, und gleichwohl gefiel ihm das Ganze nicht; insbeſondere aber ſchien ihm der Beweis von dem Satze des zureichenden Grundes auf dem Doppelſinne einer deutſchen Redensart zu beruhen. Gerade dieſe Zweydeutigkeit eben dieſes Buches gab 25 Jahre nachher der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften Veranlaſſung zu der Preisaufgabe vom Einfluſſe der Sprache in die Denkungsart und der Denkungsart in die Sprache des Volks, und Michaelis Abhandlung erhielt bekanntlich 1767 den Preis. — Mit deſto mehrerm Eifer legte er ſich auf Matheſis, die er vornehmlich beym Prof. Lange ſtudirte, deſſen Unterricht jedoch nicht über Wolfs Anfangsgründe hinausreichte; vorzüglich gewann er einige Theile der angewandten Mathematik lieb. Zum Studiren der Geſchichte, dem er ſich am liebſten gewidmet hätte, war in Halle keine recht erwünſchte Gelegenheit. Schmeitzel füllte ſeine univerſalhiſtoriſchen Stunden mit Späſsen aus, und beging

ſo grobe Fehler gegen die europäiſche Staatengeſchichte, daſs ſie ſelbſt der junge Michaelis wahrnahm. Ludwigs Reichshiſtorie wurde ihm doch auch etwas durch den ganz juriſtiſchen Blick und den übertriebenen Patriotismus für das Haus Brandenburg verleitet. Griechiſch muſste Michaelis gröſstentheils für ſich ſelbſt aus den Autoren lernen, da er auſser den Collegien über das N. T. bey ſeinem Vater, nur bey dem gelehrten Schulze über einen Theil Homers und Herodians, aber auch deſto beſſer hören konnte. Er hörte bey ſeinem Vater über die ganze Bibel, über das Rabbiniſche, Syriſche, Arabiſche, und, nebſt dem Dr. Clauſewitz, einen damaligen Collegen des alten Michaelis, und Boyſen, auch das Aethiopiſche. Die Schwäche ſeines Vaters, geſuchte Vergleichungen orientaliſcher Wörter mit deutſchen anzuſtellen, fühlte er ſchon damals mehr, als manche ſeiner Comilitonen, z. B. Semler, der ſich oft Mühe gab, auf ein mit einem Arabiſchen ähnliches deutſches Wort zu rathen. Die Baumgartenſche akademiſche Theologie miſsfiel ihm wegen der tabellariſchen Einförmigkeit, wegen des beſtändigen Dictiren, und wegen der mangelhaften Beweiſe. Kirchenhiſtorie lehrte ihn Knapp, den er gern hörte und deſſen vertrauter Freund er wurde. Frühzeitig ermahnte ihn ſein Vater das Predigen nicht zu verſäumen,

men, indem es dem letztern in Absicht einer theologischen Professur hinderlich gewesen war, daſs er nicht predigen konnte. Dieser benutzte daher die Gelegenheit, daſs der Sohn bey einem Pfarrer auf dem Lande die Brunnencur brauchte, ihm eine Predigt auftragen zu lassen, die den ganzen Beyfall des Dorfes erhielt. Er predigte hernach in Halle noch häufig, und zwar immer mit Beyfall, noch häufiger in England, nie aber in Göttingen. Um sich zum akademischen Vortrage vorzubereiten, muſste er in der Schule des Waisenhauses in den obersten Classen unentgeltlichen Unterricht im Lateinischen und Hebräischen ertheilen, eine Uebung, die er sehr nützlich fand. Er las zum Behufe des Unterrichts im Latein die Röm. Autoren durch und abstrahirte sich bey seiner Lektüre Sprachbemerkungen, die er seinem Exemplar von Fabers Lexicon beyzeichnete. Classiker pflegte er für sich laut und in einem weg zu lesen, doch so, daſs er da, wo er anstieſs, einen Strich am Rande machte; und beym zweyten Durchlesen waren gewöhnlich alle Schwierigkeiten verschwunden, eine Erfahrung mehr, die für die Nützlickeit des cursorischen, wiewohl deshalb nicht flüchtigen Lesens, spricht. In Rücksicht seiner Denkungsart änderte er sich in e i n e m Stücke auf der Universität merklich. Anstatt, daſs sie auf der Schule

religiös, aber auch nicht unmoralisch war, stimmte sie sich nun, durch den Missverstand einiger Bibelgebote, auf welche er die buchstäbliche Auslegungsmanier anwenden wollte, welche man ihm in der lutherischen Abendmahlslehre zur Pflicht gemacht hatte, in solche religiöse Aengstlichkeit um, dass sie einige Zeit selbst seiner Gesundheit nachtheilig ward. Die lange Weile, welche er nach und nach auf der Universität, die ihm nicht viel Neues mehr geben konnte, empfand, verbunden mit dem Vorschlage seines Vaters, vermochte ihn 1739 zu promoviren, welches unter dem Vorsitze des letztern, durch die Vertheidigung einer Dissertation *de antiquitate punctorum vocalium* geschah. Die zweyte *pro loco* über Ps. 22, 17. hielt er als Präses. Nachdem er beynahe ein Jahr mit ziemlichem Beyfalle gelesen hatte, trat er gegen Ostern 1741 seine Reise nach England an, wo er ein halbes Jahr länger, als anfangs beschlossen war, und also anderthalb Jahre blieb, weil er für den deutschen Hofprediger in London, Ziegenhagen, der kränklich war, die Nachmittagspredigt in der Schlosscapelle übernahm, oft auch Vormittags für ihn predigte. Dass die Reise ganz ohne Plan und bestimmten Endzweck gewesen sey, bemerkt er selbst ausdrücklich; auch hatte er an Niemanden, als den erwähnten Ziegenhagen

hagen, eine Empfehlung. Unterwegs machte er in Holland die Bekanntſchaft des berühmten Schultens, und mit ſeiner Aufnahme in England, beſonders aber in Oxford, wo er einen Monat blieb, hatte er vorzüglich, und ſogar mehr als andere Deutſche, Urſache zufrieden zu ſeyn, wovon ein Grund, den ihm ein Engländer ſelbſt entdeckte, der war, daſs er nie geäuſsert hatte, in England bleiben zu wollen. Seinen Aufenthalt in England, und beſonders in Oxford nutzte er bey weitem nicht, wie er gekonnt hätte. Verwöhnt durch den Umgang mit den damals berühmteſten Männern in England verſäumte er es, mit Lowth, der nachher ein ſo groſser Mann und nächſt Pringle ſein wärmſter Freund wurde, perſönliche Bekanntſchaft zu machen, und hörte ihn nur ſeine zweyte öffentliche Vorleſung *de poëſi ſacra Hebraeorum* halten. Die Bekanntſchaft dieſes Mannes würde ihm auch von der Bodlejaniſchen Bibliothek, auf welcher M. ſich täglich von 10 Uhr Vormittags bis Nachmittags halb 2 Uhr unter den Handſchriften einſchlieſsen lieſs, eine reichere und wichtigere Aerndte verſchafft haben. Denn Lowth war einer der erſten, der an der durchgängigen Übereinſtimmung der hebräiſchen Codices in den Conſonanten zweifelte. Dafür ſah Michaelis nach den Aufträgen ſeines Vaters nur auf Punkte und gram-

ma-

matische Kleinigkeiten. In einem Stücke änderte sich seine theologische Denkungsart in England ganz. Bücher und Umgang besonders der mit Ziegenhagen, vollendeten in ihm den Pelagianer. Im September 1742 reisete er über Hamburg in sein Vaterland zurück, und — man sehe den ängstlich gewissenhaften Pelagianer! Er suchte in Hamburg den Senior Wagner hauptsächlich in der Absicht auf, um ihm seine Zeweifel gegen die übernatürliche Gnade vorzutragen, welche jener keineswegs befriedigend löste. In Halle las er nun wieder mit Beyfall, theils über die Bibel, das Syrische, Chaldäische, theils über Naturgeschichte und lateinische Schriftsteller, eröffnete im Namen seines Vaters, der Bibliothekar war, die Bibliothek und wurde bey Gelegenheit des Geschäfts, dass er einen Katalog verfertigte, durch den Verleger desselben mit dem Buchhandel bekannt; aber Mangel der Aussicht auf ein versorgendes Amt machte ihm Halle sehr widrig. Desto willkommner war ihm Münchhausens Antrag nach Göttingen, wohin er, vornur als Privatdocent und mit einem sehr kleinerst nen Gehalte um Michaelis 1745 abging. Sein sehr warmer Freund ward im kurzem der sonst etwas argwöhnische Haller.

1746 wurde er ausserordentlicher und 1750 ordentlicher Lehrer der Philosophie; nie aber hat er den Charakter eines Prof. der morgenländischen Sprachen gehabt, wie man ihn gewöhnlich nannte. 1751 erhielt er das Secretariat der neugestifteten Societät der Wissenschaften, entwarf lateinisch die Gesetze derselben, dirigirte nach Hallers Abgang seit 1753 die gelehrten Anzeigen, resignirte 1756 das Secretariat, wurde nach Gesners Tode 1767 Director der Gesellschaft, legte 1770 diess Amt wegen gewisser Misshelligkeiten mit seinem Collegen nieder und trat zugleich auch als Mitglied aus der Gesellschaft heraus. Dennoch behielt er zeitlebens den Jahrgehalt von 200 rthl., den er als Director gezogen hatte. 1761 bekam er das Prädicat eines Hofraths.

Der siebenjährige Krieg, in welchem die Universität Göttingen überhaupt viel Auszeichnung genoss, war für ihn ganz besonders erträglich. Zwar waren 1757 die Professoren von aller Einquartirung frey; aber da diese Freyheit bey der neuen Besetzung der Stadt durch die Franzosen 1760 aufhörte, so kündigte unserm Michaelis der General de Vaux selbst an, dass sein Haus auf besondern Befehl des Marechal de France Broglio, künftig diese Immunität zu geniessen habe. Auch der

der nachher in Deutſchland commandirende General d'Etré erneuerte die Exemtion. Dieſs Alles, wie er bald erfuhr, auf die Vorſtellung ſeines warmen Freundes, des Arztes Thierry in Paris: Michaelis dürfe in ſeinen Geſchäften, und ſonderlich in der Abfaſſung der Fragen für die arabiſche Reiſegeſellſchaft, nicht durch Einquartirung geſtört werden. Thierry ſtand nemlich in guter Achtung bey dem Miniſter, unter deſſen Couvert auch Michaelis Correſpondenz mit jenem Gelehrten auf der franzöſiſchen Poſt ging. Kurz hierauf brachte ihm, ohne ſeine ausdrückliche Bitte, der Marquis de Loſtanges das Manuſcript von Abulfeda's Geographie, aus welchem er Abulfedas Aegypten wirklich edirte, aus Paris mit, und überlieſs es ihm auf unbeſtimmte Zeit zum Gebrauche unter der einzigen Bedingung, daſs die Hannöverſche Regierung dafür gutſagte. Dieſer Marquis wurde hierauf ſein genauer Freund, und veranlaſste es eigentlich, daſs 1764 die *Academie des Inſcriptions* unſern Michaelis zu ihrem Correſpondenten ernannte, welches ihm 1789 die in der That ſeltne Ehre verſchafft hat, an Bartoli's Stelle wirkliches auswärtiges Mitglied zu werden. Zu der vorzüglichen Achtung der franzöſiſchen Generalität, welche Michaelis genoſs, trug nicht nur die Ordre, welche ihn von Einquartirung befreyte, ſondern insbeſon-

besondere die damals herausgekommene französische Uebersetzung der Fragen für die arabische Reisegesellschaft und seine durch Merian und Premontval französisch übersetzte in Berlin gekrönte Preisschrift *Dissertation de l'influence des opinions sur le langage* etc. das Ihrige bey. Auch die Officiere des Regiments *Royal Pologne*, das 1757 und 1758 in Göttingen lag, hegten gleichsam eine Nationalzuneigung zu ihm, da sie grösstentheils Schweden waren, und Michaelis viele, selbst vornehme Schweden, zu Zuhörern hatte. Selbst als Richelieu, im Fall er sich zurückziehen müsste, den grausamen Anschlag gefasst hatte, das ganze Land zur Wüste zu machen, und die Befehle, nicht blos Pechkränze, sondern auch andere das Löschen hindernde Materien in Bereitschaft zu halten, auch nach Göttingen gekommen waren; liessen ihm Officiere jenes Regiments davon durch einen seiner Zuhörer Nachricht ertheilen, nebst dem Rathe, Säcke, mit Wachstuch überzogen, wozu man ihm gleichfalls die Vorschrift gab, machen zu lassen, damit er seine Bücher, Schriften und andere nöthige Sachen durch ihre Officierpferde transportiren lassen könnte; ein Rath, der aus der Meinung der Officiere, dass blos Göttingen abbrennen sollte, entsprang. die Vorsehung vereitelte den Anschlag, und die Franzosen

zo-

zogen unvermuthet in aller Stille ab. 1758. wollte er nach Berlin reisen, um bey Scholtz das Koptische zu lernen; allein die Gefahr in jenen Gegenden bewog Münchhausen die zur Reise schon gegebene Erlaubniss schlechterdings wieder zurückzunehmen; und so sah er Berlin nie. Hier muss die Herausgabe seiner lateinischen Dogmatik (1760) bemerkt werden, weil sie aus seinen seit 12 Jahren mit besonderer Erlaubniss der königlichen Regierung gehaltenen dogmatischen Vorlesungen, welche er bisweilen für Juristen, bisweilen für Theologen hielt, und welche ihm ein paar Mal von der theologischen Facultät Anfechtungen zuzogen, entstanden ist. Man verklagte ihn in Hannover, beschuldigte ihn, dass er reformirt denke und das *absolutum decretum* lehre; er schickte daher zur Verantwortung seine Dictaten ein, und die Theologen wurden eines Bessern belehrt. Eine Hallerische Recension einer reformirten Dogmatik in den gelehrten Anzeigen, welche er damals dirigirte, verursachte eine nochmalige Beschwerde, deren Folge aber zu M. Zufriedenheit ein Rescript war, wodurch ihm die Censur in theologischen Artikeln, auch in dem, was die Rechte des Königs betrifft, aufgetragetragen wurde. Der Geheimerath von Schwichelt in Hannover schrieb ihm scherzhaft über seine Dogmatik: er wünsche, dass,

dafs, weil Michaelis, anftatt etwas Nützlicheres zu fchreiben, eine Dogmatik gefchrieben habe, die Theologen, wie Bienen über ihn herfallen möchten; ein Wunfch, der in Deutfchland nicht in Erfüllung ging, da das Buch, bey allen feinen Abweichungen vom gewöhnlichen Lehrtropus, weder viel Auffehen, noch ftarken Widerfpruch erregte. Ganz anders in Schweden, wo es bekanntlich confiscirt ward. Der erfte Schwede, der es nun mit Aufmerkfamkeit las, der Reichsrath, Graf Höpken, damals Kanzler der Univerfität Upfal, deren Werk eigentlich die Confiscation war, bezeugte über diefs Verfahren öffentlich feinen Unwillen und ward feitdem Michaelis Gönner. Als Urfache der Confiscation foll man den 118 §. angegeben haben: *poffintne fine fide falvari, qui evangelium fine fua culpa ignorant?* Eigentlich aber foll Forskål, ein Schwede und einft fehr eifriger Zuhörer von Michaelis, der dem vornehmften Profeffor der Theologie zu Upfal in einer Disputation als *Opponens extra ordinem* fehr befchwerlich fiel, daran Schuld gewefen feyn; denn der Prof. glaubte, Michaelis richte feine Zuhörer ausdrücklich darauf ab.

In die Zeit des fiebenjährigen Kriegs fällt auch der Anfang der auf Koften des Königs von Dännemark, Friedrich des Fünften, nach

Arabien unternommenen gelehrten Reiſe. Dieſe war ganz das Werk von Michaelis. Er hatte an den verſtorbenen Geheimenrath von Bernſtorf geſchrieben: daſs man von dem glücklichen Arabien ſo wenig wiſſe, und daſs durch die Reiſe eines verſtändigen Mannes dahin ſonderlich für die Geographie, Naturkunde, Sprachkunde und Bibelerklärung ſehr viel zu gewinnen ſey; zugleich hatte er die Anfrage hinzugefügt: ob nicht der König von Dännemark, der ſo viel für die Wiſſenſchaften gethan habe, über Tranquebar einen Gelehrten dahin ſchicken könne? Das ſehr kleine Projekt wuchs bald unter Bernſtorfs Hand. Michaelis muſste einen ausführlichen Aufſatz machen; der Miniſter legte ihn dem Könige vor, dieſer billigte ihn und erkannte unſerm Michaelis die Direction der Reiſe und die Ernennung der Reiſenden zu. Auch die Inſtruction des Königs an die Reiſenden, welche den Fragen vorſteht, iſt das Werk des deutſchen Gelehrten. Zum Reiſenden bot ſich ein Herr v. Haven aus Koppenhagen, ein ehemaliger Zuhörer von Michaelis, an, welchen der König vorher nach Rom ſchickte, um das Arabiſche noch vollſtändiger zu lernen. Für die Naturgeſchichte — denn der Plan dehnte ſich glücklich aus — ward der Schwede Forskål gewählt. Der von Käſtner auf Michaelis Bitte vorgeſchlagene Mathe-

thematiker war Niebuhr, welcher zugleich die Casse führen sollte. Nach dem ersten Plane sollte Afrika umsegelt, und dann die Reise von Tranquebar aus nach dem glücklichen Arabien fortgesezt werden. Auf einen andern, aber kostbarern und zugleich gefährlichern Weg, über Egypten und das rothe Meer, verfiel Bernstorf selbst, da M. nicht gewagt hatte, ihn vorzuschlagen; und so ist die Länderkunde durch diese Reise noch reicher geworden. Diesen Weg benutzten in der Folge Engländer und Franzosen, um geschwind Nachrichten nach Ostindien zu bringen. Die volle Frucht der Reise konnte freylich nicht gewonnen werden; theils weil die Fragen, welche den Reisenden nach Egypten nachgesandt wurden, an Niebuhr erst in Tranquebar, ehe er zum zweyten Male nach Arabien zurückreisete, an Forskål und Haven hingegen gar nicht gelangten; theils, weil vier von der Gesellschaft (Forskal, Haven, der Arzt und Maler, welche diese Reise mitmachten) starben und nur der einzige Niebuhr zurückkam; theils, weil sie, gegen die Instruction, keine vollständigen Tagebücher geführt hatten. Die Gegenparthey Bernstorfs in Dännemark ermangelte indessen nicht, die Reise verhasst zu machen, indem sie sogar in Schwedische Zeitungen, die nach Dännemark gingen, setzen liess, dass Niebuhr

nach Koppenhagen über Göttingen gehe, um der Societät der Wissenschaften Rechenschaft von seiner Reise abzulegen. Der unglaubliche Eifer und die seltene Betriebsamkeit, welche M. bey den Vorbereitungen zu dieser Reise, auch durch die Schrift: Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer. Frf. 762. bewiesen hatte, und worüber sich die vollständigen Aktenstücke in Michaelis literarischem Briefwechsel von Buhle Th. 1. finden, wurde vom König von Dännemark mit einem Geschenk von 400 Dukaten und mit manchen andern Beweisen königlicher Huld belohnt.

Nach Gesners 1761 erfolgtem Tode übernahm Michaelis nicht nur einstweilen, bis Heyne berufen wurde, das philologische Seminarium, sondern auch das Bibliothekariat, weil den Custoden von den französischen Officieren, welche die Bibliothek fleissig besuchten, bisweilen unhöflich begegnet wurde, und also ein Bibliothekar nöthig schien, auf den jene sich berufen könnten; auch entwarf er Bibliothekgesetze, und den Eid für die Custoden. Ferner erhielt er an jenes Stelle das Directorat der Societät, so wie das Decanat des *collegii saxonici Brandisiani*, einer Stiftung, aus welcher 8 oder 9 Hildesheimern vierteljährig Stipendien gezahlt werden, und wel-

welche, nach dem vom Senior der Brandischen Familie mit der Universität Erfurt, wo die Stiftung zuerst gewesen war, geführten Processe, der letztern vom Reichskammergerichte zu Wezlar zuerkannt wurde, dass also das Stipendium von Göttingen nach Erfurt zurückfiel. Das Bibliothekariat verwaltete M. kein volles Jahr, behielt aber zeitlebens die ihm für dieses Amt bewilligte Besoldung.

1763 erhielt Michaelis aus Potsdam von Guichard oder Quintus Icilius einen Brief, worin ihm königlich-preussische Dienste angeboten wurden, so dass er sowohl Ehrenstelle und Beschäftigung, als Gehalt bestimmen konnte. Die Veranlassnng dazu gab d'Alembert, der die Schrift: *De l'influence des opinions sur le langage etc.* gelesen und mit dem Könige vom Verfasser derselben gesprochen hatte. M. gab, ohne weder mit sich, noch mit sonst jemanden weiter zu Rathe zu gehen, was er zu thun, oder wie er den Vorfall zu benutzen habe, gleich den folgenden Tag abschlägige Antwort, welche er sodann nach Hannover berichtete, ohne einen neuen Vortheil dadurch zu erhalten. Ja! man gab ihm selbst in der Folge, 25 Jahre hindurch, keine Verbesserung und änderte sogar das Betragen gegen ihn, welches auch von seiner Seite Kaltsinn und Zurückhaltung gegen Münchhausen

wirkte, und ihn bewog, die Correſpondenz mit dem Miniſter nur auf die Fälle des Wohlſtandes und auf das, was die ſtrenge Pflicht forderte, einzuſchränken. Er nahm alſo nachher an öffentlichen Angelegenheiten ſo gut als keinen Antheil mehr.

Im Sommer 1766 bekam er Gelegenheit zu den wichtigen Bekanntſchaften mit Pringle und Franklin, welche mit Empfehlungen an ihn nach Göttingen kamen, und mit deren erſterm, einem ſehr eifrigen und gewiſſenhaften Religionsforſcher, er unter andern über den Ausſatz der Häuſser in Moſe und über die 70 Wochen Daniels correſpondirte, welche letztere Correſpondenz Pringle 1773 in London drucken ließs, nachdem M. ſchon denſelben Gegenſtand im Jahre 1771 in dem Verſuch über die 70 Wochen Daniels bearbeitet hatte. Mit Franklin hatte er einſt bey Tiſche eine merkwürdige Unterredung. Man ſprach von Amerika, dem ſchnellen Aufblühen der engliſchen Colonien, u. ſ. w. und als Michaelis den ſchon ehemals gehabten Gedanken äuſserte, ſie würden ſich einſt von England trennen, behauptete dagegen Franklin geradezu die Unmöglichkeit eines ſolchen Abfalls, weil die wichtigſten Plätze der Amerikaner den engliſchen Flotten ausgeſetzt wären, und inſonderheit Boſton durch ein Bombardement leicht zerſtört werden könnte.

Ein

Ein doppeltes Verdienst erwarb sich M. um die Ehre der Societät der Wiss. vor dem Austritte aus derselben, das hier wenigstens Erwähnung verdient. Er überwand die vielen Bedenklichkeiten Münchhausens und Tobias Mayers selbst, die den letztern abhalten sollten, seine der Societät vorgelesenen Mondstafeln nach England zu schicken, wo sie, wie der Erfolg zeigte, die verdiente Aufmerksamkeit der Admiralität fanden, welche dem Verfasser oder vielmehr seinen Erben, wirklich einen, der auf die Bestimmung der Meereslänge gesetzten Preisse (3000 Pf. Sterl.) auszahlen liess*). Indessen durften, wenn Mayer sich des Preisses nicht unfähig machen wollte, diese Mondstafeln in den Commentarien der Societät nicht vorläufig abgedruckt werden. Den schon angefangenen Druck musste man also cassiren, und es entstand

*) M. bewies in dieser Angelegenheit aufserordentliche Betriebsamkeit und Thätigkeit für seinen Collegen, wie man schon aus seinem Briefwechsel mit Beſt im literärischen Briefwechsel Th. 1 sieht. Da Mayer vor Entscheidung der Sache starb, so vermachte er dem M. ein Legat, welches ihm ausgezahlt werden sollte, wenn er seinen Erben wirklich den Engl. Preis verschaffe, welches dieser auch bewirkte.

ſtand nun Streit darüber, ob 3 Bogen (ſoviel betrug das Memoire der Tafeln) oder 5 (ſo viel muſsten caſſirt werden) dem Verleger Luzac bezahlt werden ſollten. Es kam zu einem langwierigen Prozeſſe und die Commentarien der Societät ſchienen darüber eines zweyten literariſchen Todes zu ſterben. Endlich zeigte ſich Dietrich geneigt, ſie in Verlag zu nehmen; Michaelis ſchlug vor, kein Honorar von Dietrich zu nehmen, damit er bey dem nicht ſehr lohnenden Honorar beſtehen könnte; dieſs wurde genehmigt, und ſo kam der Druck wieder in Gang. Hierauf (1770) trat er aus der Societät heraus.

1775 meldete ihm der Reichsrath Graf Höpken, daſs ihm vom Könige von Schweden der Nordſtern-Orden beſtimmt ſey. Die Veranlaſſung dazu gab die Vorſtellung des Grafen, daſs die Confiscation der Michaelisſchen Dogmatik eine Nationalſatisfaction nothwendig mache. Michaelis berichtete ſeine Bereitwilligkeit, den Orden anzunehmen, und der Reichsrath, Graf Schäffer überſandte ihm denſelben im Namen des Königs. Der neue Ritter nahm ſein mütterliches Wappen an, weil ihm kein väterliches hinterlaſſen war, mit dem ſelbſtgewählten Motto: *libera veritas.*

1782 überfiel ihn die damals grassirende Influenza, indem er Abends 9 Uhr beym Schreiben eine ausserordentliche Müdigkeit spürte, die so zunahm, dass er endlich ohne Bewusstseyn vom Stuhle fiel. Alles Geschriebene bis auf das halbe Wort hatte den vollen Zusammenhang, und war nur mit immer schlaffer werdender Hand geschrieben. Aber eine weit härtere und langwierigere Krankheit hatte er 1784 auszustehen. Es war eine Gicht, an der er schon vor mehrern Jahren leiden musste, aber diessmal mit einem gallichten Fieber und mit vielen krampfhaften Zufällen verbunden. Während derselben verlor er zwey seiner besten Freunde und Collegen, den Conf. Rath Walch, und den Otto Dav. Heinr. Beckmann. Von dieser Krankheit dauerten die Folgen gewisser Maassen fort; denn selbst das Reiten, das ihm anfangs dienlich schien, musste er einstellen.

Noch widerfuhren ihm kurz hintereinander drey Ehrenbezeugungen. Er ward 1787 Grossbritannischer geheimer Justitzrath, 1789 auswärtiges Mitglied der *Academie des Inscriptions* zu Paris, und in demselben Jahre auch Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu London. Nie war er übrigens Prorector, und nie hatte er Lust, Professor der Theologie zu werden. Vom erstern suchte

und erhielt er jedesmal Dispensation; zu dem letztern konnte er früh durch einen auswärtigen Ruf gelangen, den er ausschlug, und in Göttingen war nur einmal davon die Rede.

Verheyrathet war er zuerst seit dem 28. October 1749 mit Joh. Christi. Friedrike Schachtrup, Tochter eines Kaufmanns zu Clausthal, die ihm nur einen Sohn, den jetzigen Hofrath und Professor der Medicin in Marburg, Christian Friedr. Michaelis gebahr, und 1759 starb. Das zweytemal verband er sich in eben diesem Jahre mit Luise Philippine Antonette, Tochter des Oberpostmeisters Schröder zu Göttingen, welche ihm Mutter von 9 Kindern geworden ist, von denen noch 1. Sohn, Gottfried Philipp, Doktor der Medicin, und 2 Töchter leben, wovon die ältere mit dem Rath Schlegel in Jena, die jüngere mit dem Prof. Wiedemann in Braunschweig verheyrathet ist.

Seit jener Krankheit im J. 1782 war M. nicht wieder zum vollen Gebrauch seiner vorigen Kräfte gekommen. Vorzüglich merklich aber verliessen ihn dieselben gegen das Jahr 1789. Im Sommer 1791 wurde die Abnahme seiner Gesundheit immer grösser; er fing zwar noch zu Anfang desselben Vorlesungen an, und hielt sie so lange es ihm möglich war;

aber

aber endlich sah er sich dazu genöthiget, sie aufzugeben. Merkwürdig ist die Art, mit welcher er diess that. Er liess seine Zuhörer, die sich, wie gewöhnlich, in seinem Auditorium, um ihn zu hören versammelt hatten, zu sich auf sein Zimmer kommen, und erklärte ihnen: "Er sey jetzt nicht im Stande, das angefangene Collegium zu vollenden; — sollten seine Kräfte zurückkehren, so werde er seine Arbeiten gewiss fortsetzen; aber daran zweifle er sehr, und wolle also jetzt von ihnen wahrscheinlich auf immer Abschied nehmen." — Und eben so setzte er seine schriftstellerischen Arbeiten so lange, als es ihm nur irgend möglich war, fort. Von seinen Anmerkungen zum Neuen Testament zeigte er einem Freund noch wenige Wochen vor seinem Tode wohl 10 bis 12 Bogen Manuscript, die er in kurzer Zeit geschrieben habe. Als sich dieser aber nach den Supplementen zu den hebr. Lexicis erkundigte, bekam er zur Antwort: "daran könne er jetzt nicht arbeiten, dazu gehöre Genie," und nicht undeutlich gab er zu verstehen, er glaube nicht, dass er je an diese Arbeit wieder werde gehen können. — — Da ihn derselbe zum letzten Mahl an einem Abend noch spät sprach, war er zwar in Rücksicht seines Körpers schon so schwach, dass er kaum mit Sicherheit allein gehen konnte; aber demungeachtet zeigte er eine

bey

bey diesem körperlichen Zustand gewiss bewundernswürdige Festigkeit der Seele. So klagt er z. B., dass er des morgens zu früh aufwache, und dann von sonderbaren Ideen beunruhiget werde; setzte aber gleich in eben dem determinirten Ton, der ihm sonst eigen war, hinzu: "Ich will aber nun auch gewiss gleich aufstehen, sobald ich erwache, und mich nicht von meinen Phantasien quälen lassen." — Vor dem Tode hatte er nicht die geringste Furcht; er wünschte ihn sich lange, und soll seinen Arzt in den letztern Monaten seines Lebens häufig gefragt haben: "Sterbe ich noch nicht bald?" Das Gefühl der abnehmenden Kräfte musste ihm, dem einst so viele Kraft zu Theil ward, nothwendig das Leben zur Last machen, und nicht wenig trug gewiss auch diess dazu bey, dass er die Epoche seines grössten Ruhms schon lang überlebt hatte, dass sein akademischer Beyfall abnahm und sein Hörsaal nicht mehr voll war, endlich, dass er sich so sehr isolirt sah. Seine ältern Freunde waren fast alle vor ihm gestorben, und im Alter errichtet selten Jemand, am wenigsten ein Mann wie Michaelis, noch neue Freundschaften. So starb er lebenssatt den 22. August 1791.

Was Michaelis als Lehrer seinen Zuhörern, als Schriftsteller einem grossen Publikum,

kum, und als Gelehrter überhaupt der Welt war, läſst ſich genau beſtimmen, da Männer, die ihn nicht nur ſelbſt hörten, ſondern auch ſoviel Achtung gegen ſeine Vedienſte und zugleich ſoviel Beurtheilungskraft zu einer gerechten und unpartheyiſchen Würdigung ſeines literariſchen Charakters mitbrachten, uns ſein Bild vorgezeichnet haben. Frey von manchen Pedantereyen der Katheder wuſste Michaelis ſein immer zahlreicheres Auditorium in dem natürlichſten Converſationstone, in dem ſtrömendſten Zuſammenhange, mit einer hinreiſſenden Sprache, unterſtützt von einer auſserordentlichen Lebhabſtigkeit der Darſtellung und von einer unerſchöpflichen Mannichfaltigkeit in Wendungen, Bildern und Vorſtellungarten, auf das einnehmendſte zu unterhalten. Seine Vorleſungen waren nach den zwar gründlichen, aber wenigſtens nicht ſogleich genieſsbaren eines W a l c h und Z a c h a r i ä die ſtärkendſte Erholung, da er ſeine Zuhörer mit Leichtigkeit zur Überſicht des Ganzen zu führen und dem Weſentlichen ſeines Vortrags auserleſene Beobachtungen über Sitten und Gebräuche, phyſiſche und hiſtoriſche Winke, überhaupt intereſſante Nebenbetrachtungen ſehr geſchickt einzuweben wuſste. Freylich war es von dieſer ſeltnen Vortrags - und Darſtellungsgabe eine natürliche Wirkung, daſs ſeine glühende Einbildungs-

dungskraft u. geläufige Zunge, da ihm die mannichfaltigsten Kenntnisse aus allen Theilen der Wissenschaften zu Gebote standen, oft in Erzählungen und Dramatisirungen einer Geschichte und eines Räsonnements überging, die ihn von seinem Ziele entfernen mussten; dass er nicht leicht Bilder, Anspielungen und Bonmots, die ihm auch nur auf halbem Wege entgegen kamen, verschmähte; und dass er sich dann selbst mit einem gewissen Wohlbehagen hörte. Da er sich auf jede Vorlesung den Tag vorher gewissenhaft vorbereitete, und jedes noch so oft gelesene Collegium, zumal in den ersten zwey bis drey Monaten, immer wieder von neuem überarbeitete, wozu es ihm bey seinen anderweitigen vielen Geschäften gleichwohl an hinlänglicher Zeit gebrach: so hatte er oft nur für die erste halbe Stunde pertinenten Stoff, und musste nun, um die zweyte mit Ehren zu füllen, Alles herbeyziehen, was mit dem Hauptzwecke in der entferntesten Verbindung stand. So brachte er z. B. in die Erklärung des Jesaias eine Menge europäisch-statistischer und politischer Angelegenheiten, debattirte sie so angelegentlich, als möglich, und schob dabey zugleich einen grossen Theil von den Heften seiner Moral ein. Wenn er sich nun in der ersten Hälfte des Semester zu lange aufgehalten hatte, so fand er sich in der zweyten zu schnellern

Fort-

Fortſchritten und eben deswegen zur Beobachtung einer gröſsern Präciſion und zur Vereinfachung ſeines Vortrages genöthiget; daher war die letztere Hälfte ſeiner Collegien meiſt brauchbarer für die Anfänger, ſo wie die erſtere für die Geübtern, die von ihm den ganzen Gang der Unterſuchung lernen konnten. Gewöhnlich hielt er ſich in ſeinen altteſtamentiſchen Vorleſungen bey lexicaliſchen Sprach-erörterungen auf, gab eine Menge zerſtreuter philologiſcher und kritiſcher Bemerkungen zum Beſten, zeigte die gelehrten Kunſtgriffe der Unterſuchung, und ward ſo dem gelehrtern Zuhörer weit nützlicher, als dem groſsen Haufen, der für ſeinen Zweck in jeder Stunde zu viel und auch zu wenig lernte. Beym Neuen Teſtament nahm er auf Sprache und Eigenthümlichkeit derſelben wenig Rückſicht, ſchränkte die Kritik nur auf das ein, wozu ihn die Wettſteiniſchen Collectaneen führten, ſuchte nur dann Varianten, wann ihm der gemeine Text nicht behagte, und dachte nie an eine durchweg verbeſſerte, auf feſte Regeln gebaute Recenſion. Scharf und richtig unterſchied er zwar in den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel das Ort- und Zeitmäſsige im Allgemeinen; aber er würde doch ſowohl hierin als in der Kritik des Textes weit mehr geleiſtet haben, wenn er ſich hätte überwinden können, die Semlerſchen

Auf-

Aufklärungen unbefangener und fleissiger zu benutzen. Hatte M. schon in seinen jüngern Jahren häufige Abschweifungen bey seinen Vorträgen geliebt, so war das noch viel mehr in seinem höhern Alter der Fall, wo er mit wahrer Redseligkeit oft eher von allem andern als von dem, was unmittelbar zum Zweck gehörte, sprach, Anekdoten erzählte, polemisirte, Gegenstände des Tages abhandelte, scherzte. — O dass unsere verdienten Greisse so selten darnach streben und das zu geniessen wissen, was die alten Schriftsteller als *honesta quies* so anziehend schildern!

Michaelis, der akademische Lehrer, ist von Michaelis dem Schriftsteller, der Hauptsache nach nicht unterschieden. Derselbe Reichthum der Ideen, dieselbe Lebhaftigkeit des Vortrags, dieselbe Unerschöpflichkeit mannichfaltiger Kenntnisse, die eben so reichlich strömende Ader des Witzes; aber auch eben die Umständlichkeit, eben die Einmischung einer Menge Anekdoten, eben das Streben nach Bonmots, eben die Geschmacklosigkeit mit den weitschweifigsten Wiederholungen. Dazu kam, dass er in den letzten 20 Jahren im eigentlichen Sinne Vielschreiber ward; eine Ausartung, zu welcher freylich arbeitsame und für die Wissenschaften interessirte akademische Lehrer sich so leicht versucht füh-

fühlen können, und welche bey einem M. vielleicht noch durch Durst nach Ruhm und durch kaufmännische Betrachtungen begünstiget wurde. Diefs Alles darf indessen Niemanden abhalten, einen wohlgegründeten schriftstellerischen Ruhm anzuerkennen. Aber diesen Ruhm verdankt er vorzüglich derjenigen wohlthätigen Geistesrevolution, wozu seine Reise nach Holland und England nur die erste fruchtbare Bewegung gab. Einige vom J. 1739—1745 zu Halle herausgegebne Schriften, worin er sich der Welt als Bibelphilologe ankündigt, lassen den Mann noch nicht ahnen, der er zehn Jahre nachher zu werden begann und zwanzig Jahre darauf vollkommen war. Die gelehrten Göttingischen Bekanntschaften mit den vielseitigsten Köpfen, mit den gelehrtesten, hellsten, betriebsamsten Männern aus jedem Fach, der Besitz der vorvortrefflichsten Hülfsmittel an den reichen Schätzen der königl. Bibliothek, gaben ihm ausser der Erweiterung seiner wirklichen Kenntnisse, grosse Vielseitigkeit und Geschmeidigkeit des Geistes, welche ihn zur Cultur mehrerer Felder der Gelehrsamkeit geschickt machte. Seine Studien nahmen eine ganz veränderte Richtung. Er lernte Bibelerklärer werden, ohne durch die Brille der Dogmatik und Polemik zu sehen, kümmerte sich weniger um das strenge Richtmaafs der

 Glau-

Glaubensanalogie, und behandelte die Lehren der Kirche, wenigstens in Nebenpunkten, mit einer entfesselten Liberalität. Sein Compendium der Dogmatik hatte daher für die Zeit seiner Erscheinung glänzende Vorzüge von Seiten des freyen Urtheils sowohl, als der Auswahl der Beweisstellen. Aber freylich wird dieses Werk eben so wenig, als seine andern philosophisch-theologischen Schriften seinen Namen auf die Nachwelt bringen. Von Schultens lernte er das Hebräische aus den lebenden morgenländischen Dialekten, besonders aus dem Arabischen, erläutern, — eine in Deutschland ehehin so gut, wie ganz verkannte Hülfe; und Michaelis war der erste Ausländer, der diese Schultensische Behandlungsart ausserhalb Holland verbreitet hat. Ueberhaupt hatte die frühe persönliche Bekanntschaft mit ausländischen Gelehrten, und noch mehr die nachherige Benutzung ihrer Schriften, — sichtbaren Einfluss auf seine ganze Denkungs- und Behandlungsart der Bibel; obgleich auf der andern Seite nicht zu läugnen ist, dass er über der Hochachtung gegen das Verdienst des Auslandes das Einheimische zu sehr vergass, dass ihm Lardner mehr, als Semler, Benson und Pearce mehr, als Mosheim und Ernesti waren. Zu seiner Bibelübersetzung und zur Einrichtung der sie begleitenden Anmerkungen fasste M.

auf seiner Studirstube den ersten Gedanken bey einer Unterredung mit Lessing, welcher die spöttelnde Bemerkung machte, dass die Christen so wenig von dem erführen und benutzen könnten, was die Schriftgelehrten auf ihren Studirzimmern erfänden und für ihres Gleichen vortrügen. So sklavisch, und bisweilen geschmacklos die Uebersetzung selbst ist, so viel Reichthum an Gelehrsamkeit und an fruchtbaren Winken für den Gelehrten enthalten die Anmerkungen für Ungelehrte, die nur in Verbindung mit den hieher gehörenden Abschnitten in der orientalischen Bibliothek und mit seinen *Supplementis ad Lexica hebraica* ganz verstanden und benutzt werden können, und überall nichts weniger als für Layen und Ungelehrte geeignet sind. Diese Supplemente, ein Werk von erstaunlicher Gelehrsamkeit, haben vorzüglich eine sehr vollendete Seite, die geographische und naturhistorische, da M. der erste Philolog war, der für die Bibel Reisebeschreiber benutzte; auch hat er darin, wie vor ihm noch Niemand, zu sichrer Bestimmung der Bedeutungen einzelner Worte die ältesten Uebersetzer gebraucht. Hier sind alle seine Textesverbesserungen des A. T. aufbehalten, und seine hebräischphilologischen Grundsätze als die zuverlässigsten bewährt. In die Gerichtshöfe ward sein Name eingeführt durch zwey sei-

ſeiner gedachteſten und gelehrteſten Werke, durch ſeine Abhandlung von den Ehegeſetzen Moſis, welche die Heirathen in die nahe Freundſchaft unterſagen, und, durch ſein Moſaiſches Recht, wo die ſcharfſinnigſten politiſch-philoſophiſchen und hiſtoriſchen Erörterungen mit ihren Reſultaten den Sprachentwicklungen freundſchaftlich die Hand bieten. Wie viel neue einzelne Ideen ſind nicht in ſeinen Diſſertationen und Commentationen niedergelegt, an deren frühern die Meiſterhand unverkennbar iſt. Mit der Erklärung des A. Teſt. ſtehen noch ſeine Anmerkungen und Abhandlungen zu Lowth's *Praelectionibus de poeſi S. Hebraeorum* und ſeine Fragen an die nach Arabien Reiſenden in Verbindung. Wenn man in England die Arbeit von Lowth mit nichts geringerm, als mit dem Biſsthume von London und mit einer Stelle in der daſigen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften belohnen zu können glaubte: was hätten wohl die auserleſenen Kenntniſſe des Morgenlandes und der profanen Litteratur verdient, welche Michaelis in ſeinen Zuſätzen zum Buche des Biſchofs darlegte? Wenigſtens war die unbegränzte Achtung bey den Engländern und bey Lowth ſelbſt ſeine Belohnung. Seine arabiſchen Fragen aber, das Reſultat eines groſsen Gedankens, der unſerm Michalis in einem noch nie verſuchten Umfange glückte, mach-

machten seinen Namen zuerst in Frankreich bekannt, indem die Akademie der Inschriften die Reisenden mit ihren Aufträgen beehrte; u. man konnte sich daselbst, bey aller darin dargelegten Sprachgelehrsamkeit, nicht überzeugen, dass ihr Verfasser ein Philolog sey, sondern er wurde wegen der vielen und feinen naturhistorischen und medicinischen Kenntnisse, die zwar eigentlich dem (damals in Göttingen wohnenden) Hofrath Büttner zugehörten, aber doch durch die Manier der Behandlung Michaelis Eigenthum geworden waren, für einen Arzt gehalten. — Seine Arbeiten über das N.T. stehen bekanntlich weit unter denen über das Alte. Wollte ein junger Mann, wie er, einen Heumann, den damaligen Monopolisten, im Fache der neutestamentlichen Exegese, der mit reichen Collectaneen den Geist des Widerspruchs und der Neuerungssucht, um sich geltend zu machen, verband, hinter sich zurücklassen: so musste er einen in Deutschland minder betretenen Weg einzuschlagen suchen. Diess war der Weg der englischen Paraphrasen. Michaelis schloss sich an Clark, Hammond, Whitby, Dodridge, Benson, Peirce an, übersetzte Benson's Paraphrase und Anmerkungen zum Briefe Jacobi lateinisch und setzte eigne Anmerkungen dazu; liess Peirce's ähnliche Arbeit über den Brief an die Hebräer in gleicher

Form folgen; und nahm schon auf Hallets Paraphrase Pränumeration an, als die geringe Anzahl der Pränumeranten ihn merken liess, dass der Geschmack für diese Behandlungsart sich ziemlich verloren habe. Dennoch konnte er sich von der einmal beliebten Methode nicht wieder ganz losreissen. So wenig auch, besonders die Paulinischen Briefe, sowohl von Seiten der Sprache, als der Kritik und des Inhalts damals bearbeitet waren, so sind doch der eignen Ideen in M. unabhängigen Werken über jene Schriften wenige, und selbst seine Erklärung des Briefes an die Hebräer ist mehr scharfsinnig und gelehrt, als zweckmässig und brauchbar. Desto mehr erhöhte er sein Verdienst um das N. T. durch zwey andere Werke, welche seinem Andenken immer Ehre machen werden, durch seine Einleitung in die göttlichen Schriften des N. Bundes und durch seine Anmerkungen für Ungelehrte über das N. Test. Das erstere, wenn gleich durch Weitschweifigkeit ermüdend und oft zu einseitig und absprechend, war gleichwohl bis jezt an Vollständigkeit und Gründlichkeit das einzige Buch in seiner Art, mit welchem nunmehr aber Hänleins Einleitung wetteifert; das zweyte, als eine zusammenhängende Sammlung von seinen mehrmals geprüften Erklärungen und Räsonnements über das N. Test., setzt den Leser völ-

völlig in den Stand, den Gesichtspunkt, aus welchem der gelehrte Mann diesen Theil der Bibel betrachtete, genau zu fassen. — Mögen also immerhin in M. schriftstellerischem Charakter eine gewisse Sucht, den Universalgelehrten zu machen; Mangel an durchgängiger unpartheyischer Gerechtigkeit gegen manche seiner Zeitgenossen, mit welchen er sich auf Einer Laufbahn befand; zuweilen auffallende Geschmacklosigkeit; und die Dreistigkeit, ohne genugsame Kenntniss der Kirchengeschichte und ohne Bestimmtheit philosophischer Begriffe das Gebiet der Dogmatik und Moral zu bestreifen, — mögen diese Flecken an dem grossen Manne noch so unverkennbar seyn: so verschwinden sie doch gegen den Glanz seiner eben so unverkennbar grossen Verdienste, und seine Werke werden wegen der Menge kritischer und philologischer Materialien für die Bibel; seiner Urtheile über die Vorstellungsarten Anderer; schätzbarer Winke zu weitern Nachforschungen immer unentbehrlich; sie werden des weitumfassenden Gebrauchs, den er für die Interpretation von den morgenländischen Dialekten und von allen noch so heterogenen Wissenschaften mit so viel eigner Kenntniss und mit solcher Eigenthümlichkeit der Manier machte, und wegen des philosophischen Geistes und Räsonnements, der in ihnen lebt, immer bewundert

 blei-

bleiben. Mit einem Wort, M. hat ungemein viel zu einem verständigern, liberalern Bibel-Studium und zu Verbreitung der morgenländischen, insonderheit arabischen Literatur beygetragen, welche durch ihn Modestudium wurde. In der Geschichte der Literatur wird man es immer erwähnen, dass er hierin Epoche gemacht habe. In seinen jüngern Jahren trat M. auch als schöner Geist, in der Uebersetzung der 4 ersten Theile der Klarisse auf, welcher Arbeit man itzt freylich keinen Geschmack abgewinnnen würde. Als Politiker und Finanzier zeigte er sich in dem Räsonnement über die protestantischen Universitäten.

M. Charakter mag sich uns darstellen, wie er aus unbezweifelten Thatsachen hervorgeht, ohne gutgemeynte Künsteley und Nachhülfe. Das vornehmste Triebwerk, das schon in seiner Jugend in ihm wirkte, war eigentliche Achtung für das, was er als Pflicht ansah, die einfache, lautere Rücksicht auf Recht und Unrecht, und eine unzweydeutige Entschiedenheit für Alles, was ihm Sache des Gewissens war. So sehr man die pietistische Aengstlichkeit, in welche er in seinen Studentenjahren verfiel, als er gewisse moralische Bibelgebote wörtlich verstehen wollte, beklagen muss; so sehr leuchtet doch dabey die Ehr-

Ehrwürdigkeit einer allgemeinen moralischen Gesinnung hervor, welche lieber den quälendsten Zweifeln Gehör gibt, als daſs sie sich der Unbequemlichkeit einer Sittenvorschrift durch selbstgeschaffne entschuldigende Dunkelheit oder durch die Tücke gesuchter Ausflüchte entschlüge. "Hätte ich, sagt er selbst, damals bemerkt, was vollkommne und geläufige Kenntniſs der griechischen Sprache hier zur Auflösung von dergleichen Zweifeln thun könnte; so würde ich eigentlich aus Gewissenhaftigkeit sie mit dem gröſsten Eifer studirt und es auf Universitäten weiter gebracht haben." Von eben diesem Zuge zeugt folgende gleichfalls von ihm selbst erzählte Anekdote. Einer seiner Zuhörer gab sich im siebenjährigen Kriege damit ab, Spion zu seyn, und der Hannöverischen Armee auſserhalb Göttingen allerley Nachrichten zu bringen. Einmal glaubte er, eine sehr wichtige zu haben, die zu rechter Zeit angebracht, die Ueberrumpelung der Stadt (Göttingen, welche von den Franzosen besetzt gehalten wurde) bewirken könnte und bat, weil er in der Stadt kein Pferd erhalten konnte, Michaelis mit voller Entdeckung der Absicht um das seinige. "Ich antwortete ihm, sagt dieser, daſs ich es nicht thun könnte, und die Sache wider mein Gewissen wäre. Vielleicht möchte man fragen, ob ich nicht als Patriot hätte anders handeln

sol-

sollen? Nach meinen Grundsätzen konnte ich es nicht." Aengstliche Gewissenhaftigkeit und moralischer Rigorismus, machten den Charakter seiner sittlichen Denkungsart aus.

Was sich schon von selbst erwarten läſst, daſs an diese strenge Pflichtliebe sich eine Wahrheitsliebe anschlieſsen werde, welche da, wo es die unabhängige Würde und Wichtigkeit gilt, keine Ausnahme kennt, und ihr jede Neigung ohne Bedenken aufopfert, das ist auch hier der Fall. Auf Partheylichkeit und unverdienten Glimpf durfte selbst Michaelis Freund nicht rechnen, gesetzt auch, daſs jener darüber die Vortheile der Freundschaft hätte aufgeben müssen; und man könnte ihn in dieser Rücksicht eher zu strenge als zu nachgiebig finden. Einen Beleg hierzu giebt sein verändertes Verhältniſs gegen den Kritiker **Kennicott.** M. hatte von dem Werke desselben im Ganzen sehr rühmlich gesprochen. Beyde waren Freunde und Correspondenten. Gleichwohl deckte dieser jenem in einer Recension des ersten Theils seines Alten Test. beträchtliche Mängel auf. Dieſs verdroſs Kennicot, der geglaubt hatte, Freundschaft müsse der Wahrheit vorgehen; und ein solches Miſsverständniſs schien unserm M. Grund genug, sich zurückzuziehen. "Da er so von Freundschaft dachte, hatte ich auch

kei-

keine Luft, sie je wieder mit ihm zu erneuern, und habe ihm nachher auf seine Briefe zwar höflich, aber kalt geantwortet." Mängel, die ihm eben nicht zur Ehre gereichen konnten, gestand er selbst dann ein, wenn diess Geständniss ihm wesentliche Vortheile entzog. Daher verbat er so dringend das Bibliothecariat, welches er durchaus übernehmen sollte, indem er seine Unkunde in der Litterärgeschichte bey dem Minister anklagte. So schien bey ihm die Liebe zur Wahrheit überhaupt Aufrichtigkeit, strenge Beurtheilung und Würdigug seiner selbst, und eine seltene Geradheit der Seele zu erzeugen. Dabey fehlte es ihm aber freylich auch nicht an einem lebendigen Gefühl seiner wahren und allgemein anerkannten Grösse, die ihn wohl zuweilen etwas vornehm auf seine Nebenbuhler, Gegner und überhaupt auf seine meisten Landsleute herabsehen liess. Hiermit war eine gewisse Eitelkeit auf den Ruhm, ein Universal-Gelehrter zu seyn, auf äussere Ehrenbezeugungen, ein gewisses Streben nach Beyfall der Menge vorzüglich unter seinen Zuhörern verbunden. Diese Eigenschaft schlich auch mit ihm in seinen Hörsaal, und machte oft seine Vorlesungen weniger geniessbar. Der klatblütigere, lernbegierigere Theil seiner Zuhörer durfte von da an nur auf Unterhaltung, nicht mehr auf eigentlichen Unterricht rech-

rechnen, wann etwa ein Fremder von seinem scharfen, alle Winkel des Auditoriums durchlaufenden Auge ausgespäht wurde. Der ward sicher mit ein paar Bonmots unterhalten, die weil sie meist auf Wissenschaften, welche ganz auser dem Gebiete der Theologie und Bibel lagen, vorzüglich auf Jurisprudenz, Beziehung hatten, den Gast nothwendig überraschen und mit Bewunderung des Lehrers erfüllen musten. Der grosse Mann war zuweilen klein genug, sich an dem vollen Gelächter der rohern Menge, und dem gefälligen Lächeln der wenigen gebildeten zu vergnügen, — so zu vergnügen, dass ers nicht selten recht mühsam darauf anlegte, dass diese Zeichen des Beyfalls in das Ende der Stunde fallen mussten, da er dann unter lautem Jubel, gleichsam im Triumphe aus dem Hörsaale weggieng, und noch in der Thüre einen danksagenden Blick an die Zuhörer zurückwarf.

Die mannichfaltigen Proben der Uneigennützigkeit, welche M. gab, dass er z. B. nach Gesners Tode die Direction des philologischen Seminars unentgeldlich übernahm, widerlegen den Vorwurf niedriger Habsucht und Eigennützigkeit. Freylich wusste er den Werth des Geldes zu schätzen, es auf jede erlaubte Art zu erwerben und aufzusparen; sah gern sein Auditorium voll, schenkte nicht leicht

leicht jemanden das Honorar, ließs sich vom Buchhändler, so viel er nur erhalten konnte, bezahlen. Dies zusammen zog ihm häufig den Vorwurf des Geizes zu. Allein eine gewisse kalte Härte ausgenommen, die wohl in seiner Natur lag, und dadurch, dafs er nie aus eigner Erfahrung kannte, was Noth sey, vermehrt wurde, war doch auch hierin seine Handlungs-Weise das Resultat seiner Grundsätze. Den Vorwurf hörte man am häufigsten, las ihn auch sogar in Romanen, dafs er so schwer zu bewegen sey, seine Collegien frey zu geben. Allein er handelte hierin seiner Ueberzeugung getreu, man müsse ärmern Leuten, (oder vielleicht richtiger: jungen Leuten von niedrigem Stande) das Studiren durchaus nicht erleichtern. Den Einwurf: "dafs auf diese Art mancher gute Kopf den Wissenschaften entzogen werde", beantwortete er sehr richtig: "Künste und Handwerker brauchen eben so sehr gute Köpfe als Wissenschaften." Ueberdiefs hatte ihn auch die Erfahrung misstrauisch und hart gemacht, dafs oft solche Zuhörer die Collegien frey baten, die beträchtliche Summen mit Ausreiten und auf Bällen vergeudeten. An einzelnen Beyspielen von Wohlthätigkeit gegen arme Studirende fehlt es doch auch nicht. Dem Gelde legte M. freylich einen sehr hohen Werth bey und er sprach recht eigentlich *con amore*, wenn er

z. B. in feinen Vorlefungen auf Geldfachen zu reden kam; aber gewifs fammelte er das Geld (wie dies bey den Geitzigen doch der Fall ift) nicht um des Geldes willen; er entzog fich und den Seinigen zuverläfsig nichts, machte einen feinem Stande vollkommen gemäfsen Aufwand, und gab in die Armencaffe reichlich. Nur auf der Strafse gab er keine Allmofen und eben fo wenig erhielten der Regel nach reifende Bettler etwas von ihm, die zu ihm auf die Stube kamen. Diefe Leute, glaubte er, hätten der Regel nach die Präfumtion gegen fich. Diefs ift ein Beweis, dafs er nicht im Charakter des Geizigen fammelte, dafs er bey feinem aufserordentlich grofsen Erwerb dennoch kein Reicher, fondern nur ein wohlhabender Mann ward; allerdings hielt er aber den Reichthum für ein grofses Gut, und er priefs ihn auch in feiner Moral, "weil er uns unabhängiger von andern mache, und uns dadurch in vielen Fällen die Erfüllung mancher Pflicht fehr erleichtere." Das Gefühl feiner Superiorität ging zuweilen in etwas über, das der Herrfchfucht ähnlich fah, der Unwille gegen feine Widerfacher, deren er freylich nah und fern manche hatte, ergofs fich in bittern Spott und in Satire, feine Heftigkeit entfernte Viele von ihm; er hatte unter feinen Collegen nur wenige Freunde und man befchuldigte ihn der

Un-

Unverträglichkeit. Diese Leidenschaften mochten die Quelle seines so lange dauernden Missverständnisses mit der Gesellschaft der Wissenschaften seyn. Aber so gut er beleidigt werden, Freundschaft und collegialische Verbindung verlassen und zürnen konnte; so konnte er doch auch verzeihen. Er suchte den Verdacht gegen das wiederkehrende Wohlwollen seines Herzens zu entfernen und eine ihm widerfahrne, nun aber ausgeglichene Beleidigung konnte der Grund werden, dass er dem Beleidiger neue Wohlthaten erwies. Diess war auf eine in der That interessante Art mit dem Hrn. von Haven der Fall, den er auf seine Bitte, ungeachtet mancher obwaltenden Bedenklichkeiten, zum Reisenden nach Arabien blos deswegen vorschlug, weil er ihm sehr grobe Unartigkeiten zu verzeihen gehabt hatte. Dieselbe gute Eigenschaft wird auch mit Recht in Heynens vortrefflicher *Memoria Michaelis* gepriesen, auf Veranlassung des Legats, welches M. der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, von der er sich doch schon längst getrennt hatte, vermacht hatte. Die Worte in M. letztem Willen lauteten so: "Der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, mit der ich viele Jahre in Verbindung gestanden habe, welche mir auf mehr als eine Weise nützlich gewesen ist, vermache ich 200 Thlr. in Louisd'or à 5 Rthl. und bitte

ſie inſtändig, dieſes ſonſt freylich nicht beträchtliche, noch meinem Wunſche gleiche Legat geneigt anzunehmen; ergreife auch dieſe Gelegenheit, ſie noch beym Abſterben meiner, ungeachtet der Aufhebung jener Verbindung fortdauernden Hochachtung und beſten Wünſche für ihren Ruhm und für den Nutzen, den ſie den Wiſſenſchaften verſchafft, zu verſichern. Göttingen, den 20. May 1789."

Michaelis war, ſeine letzten Jahre abgerechnet, mehr als bloſser Gelehrter; er war Geſchäftsmann, ſtand in einer Menge bedeutender Verbindungen, ward häufig um Rath erſucht, wirkte nach ſo vielen Seiten und auf ſo mannichfaltige Art, hatte ſo viele Erfahrungen gemacht, und war ſo aufgelegt, zu reflectiren, daſs er aus dem Allen den Gewinn einer ausgezeichneten Klugheit ziehen muſste, ſo wie auf der andern Seite Klugheit nöthig war, um der gemeinnützige Welt- und Staatsbürger zu ſeyn, der er wirklich war. Es iſt bekannt, wie viel er bey den Höfen von England, Dännemark und Preuſſen galt (er ward auch Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin); in welchem Anſehen er bey Münchhauſen ſtand und wie viel Einfluſs er dadurch erhielt. Mit Weltklugheit und Mäſsigung benahm und behauptete er ſich lange in dieſem vertrauten Verhältniſſe

mit

mit dem Minifter und mit Würde zog er fich zurück, als der Minifter kaltfinnig gegen ihn zu werden fchien. Von feiner unermüdeten, regelmäfsigen, vielfachen Thätigkeit zeugen feine Unternehmungen und Schriften. Schwerlich möchte es möglich gewefen feyn, bey unregelmäfsiger Thätigkeit fo viel zu leiften, als M. leiftete. Befonders ift hier zu merken, dafs er nie in die Nacht arbeitete, und auch nicht vorzüglich früh aufftand. Von fpäten Arbeiten hielt er überhaupt nichts; und gewöhnlich pflegte er, wenn davon die Rede war, fein Mifsfallen zu äufsern und hinzuzufetzen: "der Herr giebt denen Schlaf, die er lieb hat." — Wer weifs, ob er nicht vorzüglich dadurch feine nützlichen Kräfte der Welt fo lange erhielt.

Weder feine Talente, noch die Eigenfchaften feines Herzens konnten fich in dem weitern oder engern Zirkel, im Umgange mit fogenannten guten Freunden, oder mit feiner Familie, als Gatte oder Vater verleugnen. Der Ort, an dem er lebte, die Univerfität, deren Zierde er war, verloren an ihm viel. Aber fein Andenken ehrt mit ihnen ganz Deutfchland.

Es würde eine Lücke in Michaelis Leben und Charakter-Schilderung bleiben, wenn die Verhältniffe, Zwiftigkeiten und Mifsverftändniffe zwifchen ihm und Reiske, die

bekanntermaſsen ſo viel Aufſehen erregt haben, hier ganz übergangen würden. Da nun über dieſe vor kurzen authentiſche und mit Aktenſtücken belegte Aufſchlüſſe von Ms vertrautem Freunde, dem Hofr. Schlözer, in in einer Abhandlung Michaelis und Reiske im Journ. Deutſchland, Jahrg. 96 St. 5 N. 1. S. 163—228. gegeben worden ſind; ſo liefern wir hier als Anhang eine kurze Erzählung derſelben. Der erſte Streitpunkt betraf *Abulfedae vita Muhamedis a Gagnier verſa*, mit Reiske's beygeſchriebenen Varianten und einem Mſcpt. des Abulfeda ſelbſt, welche Reiske im J. 1755 an Michaelis geliehen hatte und ihm erſt im J. 68 wieder abforderte. Auf das Mſcpt beſann ſich M. bald und gab es zurück, aber, daſs er Gagniers Überſetzung des Abulfeda von R. erhalten, war ihm bey ſeinen vielfältigen Geſchäften, durch die Länge der Zeit und bey der ihm eignen Vergeſslichkeit gar nicht mehr erinnerlich. Er leugnete es alſo ab oder vielmehr, er behauptete, das Exemplar des Gagnier ſey ſein Eigenthum. Letzterer Irrthum entſtand daher, daſs M. wirklich aus der Mosheimiſchen Auction ein Ex. des Gagnier, dem ebenfalls die Reiskiſchen Varianten beygezeichnet waren, beſaſs. Endlich klärte ſich die Sache auf. M. hatte 2 Gagniers ſiegen, fand den Reiskiſchen wieder auf und gab ihn ſeinem

Ei-

Eigenthümer zurück. Der Verdacht der Falſchheit, den Reiskens Wittwe in dieſer Sache noch auf M. wirft, ſcheint daher wirklich von M. abgewälzt werden zu können. Der zweyte Anlaſs zur Entzweyung jener beyden Männer waren die arabiſchen Typen, die Münchhauſen auf Rs Antrag aus England kommen lieſs. R. ſtellte dem Miniſter Münchhauſen ſchriftlich vor, er habe viele wichtige arabiſche Schriften zu drucken; in London wären ſehr vorzügliche arabiſche Typen, weswegen er bäte, Münchhauſen möchte auswirken, daſs der König 2 Güſſe dieſer Typen machen lieſse und den einen Göttingen, den andern ihm zum Abdruck arabiſcher Werke ſchenkte. Michaelis unterſtützte dieſe Bitte. R. äuſserte auf M. Bedenken, woher er denn die Koſten zum Abdruck arabiſcher Bücher beſtreiten wollte: er werde den Verlag ſelbſt übernehmen und gern daran wenden, was er nur erübrigen könne. Als Münchhauſen von M. erfuhr, daſs ein vollſtändiger Guſs der arabiſchen Lettern auf 180 rthlr. kommen würde, beſtellte er nur Einen Guſs für die Göttingiſche Univerſität und lieſs Reisken durch M. melden, die Lettern ſollten ihm auch zum Drucke ſeiner arabiſchen Schriften in Göttingen zu Dienſten ſtehen. Das verſtand R. nun ſo, als wollte man ſeine Werke in Göttingen

 verle-

verlegen, und auf eigne Kosten drucken lassen. Aber M. suchte ihm darüber das Verständniss zu öffnen. R. antwortete und legte ein Dankschreiben an Münchhausen bey, welches M. zugleich mit dem Briefe, den R. ihm hierüber geschrieben hatte und welches den Minister ungeduldig machte, überschickte. Unrecht war es, dass M. Rs Privatbrief dem Minister zuschickte. In einem Briefe vom 28. Dec. 56. an M. äusserte Reiske den Wunsch zu einem Rufe nach Göttingen, wäre es auch zum Schein, weil seine Umstände dadurch dürften verbessert, und er mehr in Stand gesetzt werden, der arabischen Literatur zu nutzen. Er erklärte zugleich, er werde die arabischen Lettern nicht brauchen können, es sey denn, dass er nach Göttingen komme, oder dass man ihm eine beträchtliche Menge davon zum Gebrauch auf seine Lebenszeit überlasse. Er schreibt ganz im Tone der Verzweiflung über seine dürftige, hoffnungslose Lage, antwortet zuletzt auf den Vorschlag, ihn auf Reisen gehen zu lassen, den M. dem Minister gemacht zu haben gegen R. versicherte, und machte Bedenklichkeiten. "Michaelis war, fährt hier Schlözer S. 211 fort, ein Mann von strenger Moral, sogar von pietistisch-ängstlicher Gewissenhaftigkeit; aber er war dabey ein harter Mann, weil er aus väterlicher und Waisen-

fenhäuser-Zucht unmittelbar in volle Unabhängigkeit gekommen war; und wenn er gleich, wie die allermeisten Gelehrten, klein und dürftig angefangen, doch in seinem Leben nie Noth im eigentlichen Verstande gelitten hatte. Also — hatte er kein Gefühl von des, ihm im Alter gleichen, ihm in einigen Arten gelehrter Kenntnisse (z. B. im Arabischen) überlegnen und damals ohne alle Ressourcen verlassnen Rs Lage; sondern haschte aus dessen Jammer, Klagen und Vorschlägen blos die Bitte um eine Scheinvocation nach Göttingen auf, fand darin etwas Unredliches, sandte dessen Brief selbst mit einer nicht empfehlenden Vorbereitung an den Minister und veranlasste dadurch eine empfindliche Resolution v. 17. Jan. 57. Ohne Zweifel schickte M. diese Resolution dem unglücklichen Manne selbst zu. Diess war nun zum zweytenmal hart." Aus einer Art von Verzweiflung über dieses durch M. veranlasste harte Rescript liess nun R. eine grobe, aber viel Wahres enthaltende Invective gegen Michaelis in der Gesch. der königl. Acad. der schönen Wissenschafften zu Paris Lpz. 1757 8. 148—200 drucken. M. verschmerzte diesen Ausfall nie und rächte sich seinerseits seitdem durch beissende Spöttereyen, die er in seinen Vorlesungen über Rs Fehler und auffallenden Mangel an Geschmack ausgoss.

Den 22. May, 1792

starb in der chursächsischen Landstadt Döbeln

Johann Gottfried Illig,

Diaconus zu Döbeln.

De mortuis nil nisi vere.

In dem Zeitalter allgemein verbreiteter Cultur und feststehender Staats-Verhältnisse verlieren sich unter den Nationen solche Menschen immer mehr, die sich durch originelle abweichende Denkungsart über allgemein-interessirende Gegenstände und durch daraus entspringende Handlungen, auffallend vor ihren Zeitgenossen auszeichnen. Vorzüglich ist diess in Deutschland der Fall, wo zu den Ursachen, die wir mit andern Völkern von gleichem Grad der Cultur gemein haben, noch einige besondere kommen; ich rechne dahin: die Zerstückelung des grossen Volkes Deutscher Nation in so viele kleine Staaten; die hieraus entstehende Vervielfältigung von beschränkten Verhältnissen und Abhängigkeiten; die grössere Herrschaft, die das *qu'en dira-t-on?* eben deswegen über uns ausübt; und endlich auch die charakteristische Disposition des Deut-

Deutschen für alles Gemäfsigte, nach Regeln, oder wenigstens nach Convenienz Geordnete. — Um so mehr zieht uns der seltnere Landsmann an, der über die gezogene Linie, in der sich Alles dreht, durch originelle Denkungsart hinüber schreitet; der nicht fragt: "was ist allgemeine Sitte? was lehrt man bey Euch? wie hält man es dort? damit auch ich so lehre und halte;" sondern der in seinem feurigen Geiste und Herzen die innere Stimme findet, die zu ihm wie ein Gott spricht; der den Muth hat, ihr zu folgen, und, seinen eignen einsamen Pfad gehend, das Weisen mit Fingern auf ihn und selbst die ernste Gefahr nicht fürchtet, — der mit einem Herzen voll Menschenliebe die Seelenstärke eines Märtyrers verbindet.

Ich denke, die Hauptzüge dieses Bildes finden sich in Sillig. Der Nekrolog zieht den Nahmen dieses starken und edeln Menschen aus der Dunkelheit; er verdient, dafs ihn Deutschland kenne. Der Enthusiasmus für Tugend hat etwas so Erhabenes, dafs man nothwendig mit Achtung bey dem Manne verweilen mufs, bey dem er Triebfeder seiner gesammten Thätigkeit ist; der in einem nicht unbeträchtlichen Kreise mit dem Ansehen eines Vaters, ja selbst mit dem Nachdrucke eines Apostels, Moralität und Religion beför-

befördert, und ohne äußere Unterstützung und Begünstigung blos mit der Gewalt seines Geistes mächtig auf das Volk wirkt. Und wenn denn auch eben dieser Eiferer für Redlichkeit und Liebe zu Gott einige Sätze behauptet, die mit Gründen der Vernunft nicht gehörig unterstützt sind: so entzieht ihm deshalb der billige Beurtheiler seine Werthschätzung nicht, sondern sieht auf den edlen Willen, der alles Thun desselben belebt. Sillig gab noch dazu durch seine Meinungen seinem äußern Schicksale eine unangenehme Wendung; er wurde bey dem redlichsten, gesetzmäßigsten Willen, in der That das Opfer seiner Originalität; auch selbst das vermehrt noch unsere Theilnahme an ihm, und läßt zugleich so manchen Blick in das Leben ähnlicher Männer der alten und mittlern Zeit thun. *)

Sein Vater, Johann Ehrenfried, war Diaconus in Waldheim, wo auch dieser Johann Gottfried, am 13. Aug. 1734 geboren wurde. Seine ersten Kenntnisse hatte er in der dasigen Stadtschule gesammelt, war hierauf nach Meissen auf die Fürstenschule gegan-

*) Diese hier folgende Biographie ist aus den glaubwürdigen Papieren zweyer unpartheyischen Zeugen entstanden.

gegangen, und hatte sich dann sechs Jahre lang in Leipzig, besonders unter Leitung der beyden Ernesti und noch mehr des D. Crusius der Theologie gewidmet. Seine Erziehung war es nicht, durch die er der feste und originelle Mann wurde, den man später in ihm erkannte. Er selbst erzählte von sich, er sey bis ins 14te Jahr ein weinerlicher Knabe gewesen. Seine Mutter war ihm im ersten Jahre seines Lebens gestorben, und der Vater hatte sich bey seinem weitläuftigen Amte, als Diaconus in Waldheim, wenig um ihn bekümmern können. "Auf der Fürstenschule in Meissen habe ich wohl, sagte er, gelehrte Sprachen gelernt; (er schrieb ein leichtes und gutes Latein) aber wenn ich an die herrschende Sittlichkeit denke, und was zur Beförderung derselben gethan ward, so kömmt mir jedesmal der Grau an." — Das meiste in Absicht auf Moralität verdankte er dem frommen D. Crusius in Leipzig und dessen Vorlesungen über die Moral.

Anfangs war er willens gewesen, Lehrer auf der Universität Leipzig zu werden; allein ein unvermutheter Beruf zum Diaconat nach Döbeln stellte ihn 1762 auf den Platz, wo er nach dem Willen der Vorsehung mit so vielem Erfolge wirken und so ungewöhnliche Erfahrungen machen sollte Doch ehe man

man dem Leser Silligs Schicksale erzählt, ist es nöthig, ihn erst mit dem handelnden merkwürdigen Manne selbst näher bekannt zu machen.

Schon seine ansehnliche Gestalt, seine edle Gesichtsbildung, sein durchdringendes Auge, sein feingebauter Mund, kündigten gleich bey dem ersten Anblick etwas Vorzügliches an, und flösten Hochachtung Liebe und Vertrauen ein. Dazu kam, daſs er mit jedermann, Hohen und Niedern, gleich im ersten Augenblicke frey und ungezwungen sprach; man war, ohne die gewöhnlichen Einleitungen der Höflichkeit, sogleich mit ihm bekannt und schon seine ersten Worte gaben immer sogleich zu einem nützlichen Gespräche Anlaſs.

Der Hauptzug seines starken und lebhaften Geistes war die Anlage, Alles aus einem eignen Gesichtspunkte anzusehen, es nicht zu scheuen, auf seinem Wege ganz allein und ohne Begleiter zu wandern und von andern Menschen ein Sonderling genannt zu werden. So war seine Erklärungsart der Bibel und sein theologisches System, und eben so seine Meinung über die wichtigsten Gegenstände des Lebens, abweichend von andern und unabhängig von aller fremden Autorität. Die Bekannt-

kanntschaft mit den Schriften und Meinungen Anderer konnte von dieser Originalität nichts wegnehmen und mildern. Denn so sehr er bey seinen Talenten und Vorkenntnissen den Gelehrten hätte machen können, so sehr verachtete er, besonders bey zunehmenden Jahren, zwar nicht nützliche Kenntnisse, aber wohl unsere Literatur und Gelehrsamkeit, wie sie getrieben wird, als Tand und als etwas Unnützes zur Beförderung menschlicher Wohlfahrt. Er las, doch wenig, und gern und meist Paradoxen, weil er in diesen am ersten Wahrheit zu finden glaubte.

Nächstdem zeichnete ihn seine Liebe zur Annahme des Wunderbaren und Ausserordentlichen aus, und dass er fast allenthalben unmittelbare göttliche Wirkungen sah und erwartete. Diese Neigung hing ganz genau mit seiner Art, die dahingehörigen Bibelstellen zu erklären, zusammen, und hatte also für ihn einen eben so festen Grund, als seine Religion selbst. — Gestützt auf göttliche Aussprüche, deren Ausleger er war, und als Priester Gottes, der den Menschen zu Strafe und und Trost dessen Willen verkündigte, hatte er eine hohe Meynung von seinem Amte und von der Würde seiner Person; fast schien er zu glauben, als könne er nicht fehlen, und als sey er von einem höhern Geiste getrieben, dem

dem die Menschen Folgsamkeit und Achtung schuldig wären. Seine starke Art sich auszudrücken gab ihm daher oft den Anschein einer grofsen Anmafsung, und in der That brachte ihn auch wohl der allzugrofse Anhang und Beyfall, der von Jahr zu Jahr immer mehr wuchs, in den letzten Zeiten etwas von der Demuth ab, die ihm früher bey allem freymüthigen Wesen und hohen Tone, in welchem er zuweilen sprach, ganz unbestritten eigen war. Daher war auch seine Art zu disputiren die allerheftigste und gränzte oft an Beleidigung; viele Personen nahmen sich deswegen sorgfältig in Acht, mit ihm in Streit zu gerathen, weil sie seine harten Ausdrücke fürchteten, die zwar nicht so böse gemeynt waren als sie lauteten, aber doch dazu beytrugen, ihm manchen Feind zuzuziehen, und ihn in einem nachtheiligen Lichte zu zeigen.

Seine Rechtschaffenheit, die ganz auf Religion gebaut war, und aus seinem Glauben an Gott und Christum, den er gegen jedermann freymüthig bekannte, herflofs, war so anerkannt, dafs auch selbst seine Feinde sie nicht leugneten oder zu leugnen wagten. Er entbrannte recht eigentlich im Geiste, wenn er unmoralische Dinge sah oder davon hörte, und strafte sie mit Freymüthigkeit an Jedermann; dann schonte er auch seines besten

Freun-

Freundes nicht und keines Standes; aber eben dieser Eifer für Recht war es, der ihm viele Feinde zuzog. Er konnte ein allgeliebter und allverehrter Mann seyn bey den ausserordentlichen Gaben und Liebenswürdigkeiten, die an ihm sichtbar waren, wenn er nur die Menschen mehr geschont, und die Welt nicht so gar ernstlich gestraft hätte; aber er verachtete alle Gunst und Achtung, die er nicht anders als mit Verläugnung des geraden Sinnes und des ehrlichen Mannes haben konnte, und wollte lieber Hass und Verfolgung leiden.

Er hatte einen solchen unerschrockenen Muth, dass er kaum wusste, was Furcht und Schrecken sey. In den grössten Gefahren sah man ihn unbeschreiblich ruhig und muthvoll, und wenn alle um ihn her zitterten und zagten und weinten, so war er der Einzige, der fröhlich war in Hoffnung und eines guten Ausgangs gewiss. Sein natürlicher Muth wurde durch sein starkes Vertrauen auf Gott und dessen Verheissungen noch erhöht. Bekümmerten und zur Traurigkeit und Schwermuth geneigten Gemüthern ward daher auch jedesmahl in seiner Gegenwart wohl, denn sein Muth theilte sich ihnen gleichsam mit.

Es war nicht zu verwundern, dass seine Predigten bey dem Volk so ungemeinen Bey-

fall fanden, und dafs die Menfchen viele Meilen weit auch in der rauheften Witterung herbeykamen, fo dafs fie die weite und grofse Kirche oft kaum fafste. Seine Predigten waren nicht, wie gewöhnliche Abhandlungen eines Gemeinfatzes ausgearbeitet und abgemeffen nach Regeln, fondern freye Herzensergiefsungen über den jedesmahligen Text, über welchen er predigte, in einem Feuer und mit einem Strom der Rede, wie etwa Luther zu feiner Zeit mag geredet haben, und mit einer Popularität, die unnachahmlich ift; er fchrieb nichts auf, fondern fprach ganz aus der Fülle feines Herzens, und oft mochte er wohl kaum eine Stunde über feine Vorträge gedacht haben; denn alles, was er nur angriff, ging ihm mit Leichtigkeit von ftatten.

So viel mag vorläufig hinreichen, um den Lefer für diefen Mann von ungewöhnlichen Eigenfchaften zu intereffiren, und die Schickfale begreiflich zu machen, die ihn gerade diefer Eigenfchaften wegen trafen. Eine Nachlefe von befondern Zügen feines Charakters und feiner Denkungsart über mehrere Gegenftände foll weiter unten die Gefchichte feines Lebens befchliefsen.

Sillig hatte fchon in Leipzig, da er noch den Vorfatz hatte, fich zum akademifchen De-

Docenten zu bilden, eine kleine exegetische Schrift drucken lassen;*) jetzt, nachdem er etwa 7 bis 8 Jahre im Amte war, trat er wieder als Schriftsteller auf mit der Untersuchung: "Warum mangelt es bey dem täglichen Wachsthum der Wissenschaften gleichwohl noch so sehr an guten Predigern? *Quibusdam somnia. Juven.* Leipz. bey Hilscher. 1771. 134. S. 8." — Diess war die erste Schrift, die Sillig ohne Nahmen bekannt machte. Sie wurde durchgängig sehr vortheilhaft recensirt. Erst zählt er darin einige körperliche und angeborne Eigenschaften eines guten Predigers auf; dann rechnet er unter die erworbenen: Fertigkeit in der Muttersprache, richtige Declamation, geschickte Action, gründliche Erkenntniss der göttlichen Wahrheiten und ein gutes Herz. Als allgemeine Ursachen von dem Mangel an guten Predigern nennt er: Mangel an Aufsicht über die studirenden Theologen; Verabsäumung derselben auf Schulen und Akademien in Absicht auf diejenigen Dinge, die einem guten Prediger unentbehrlich sind; ferner den Vorzug, den man der systematischen Theologie vor der biblischen einräumt; die allzugrosse Nachsicht gegen La-

*) *Triga regularum criticarum, quae multis V. T. locis varie vellicatis prodesse posse videntur. Lips. 1762. 4.*

sterhafte Prediger; den zu geringen Einfluss der Gemeinde in die Wahl der Prediger. Als besondere Ursachen werden von ihm angeführt: Bestimmung noch ungeborner Kinder oder sonst ganz unfähiger Köpfe zu dem Predigtamte, und also der Zwang, aus dem mancher diesen Stand wählt; niedrige Herkunft und Armuth vieler Prediger; die unzeitige Begierde, ein grosser Redner zu werden; Mangel an guten Freunden, die dem Prediger seine Fehler sagen; Liebe zum Youngschen Geschmake; Bestreben biblisch zu predigen, indem man Sprüche auf Sprüche häuft; der Mangel an gutem Gedächtniss; die vielen schlechten und Wirthschaftspfarren; endlich die Verachtung des Standes. Alles dieses ist in einem muntern und witzigen, bisweilen zu jovialischen Tone vorgetragen; das Ganze enthält manche feine Bemerkungen und Spuren des Selbstdenkens.

Kurz darauf erschien von ihm: "Zuverlässiger Briefwechsel über die merkwürdige Geschichte eines zweyten Josephs, in der Person des Sächsischen Amerikaners, welcher bisher in Döbeln gewesen ist. Vier Stücke. Amsterdam, 1772. 248 S. 8." — Diese Schrift enthält die wahre Geschichte eines aus Döbeln gebürtigen Tuchmacher-Gesellen, der in holländischen Diensten nach Surinam

ging,

ging, und daselbst durch eine Heirath sein Glück machte. Er kam 1771 nach Döbeln und handelte überall als ein reicher und grofsmüthiger Mann. Die Geschichte ist mit geographischen und historischen Nachrichten über Surinam, auch hie und da mit moralischen Reflexionen durchwebt, und zeigt überall von der Denkungsart ihres für Tugend eifernden Verfassers.

Ungleich wichtiger für den Verfasser wurde ihrer Folgen wegen eine um diese Zeit von ihm in den Druck gegebene Predigt. Die Jahre der schrecklichen Theurung von 1771 und 1772 drückten auch Sachsen sehr, und die allgemeine Calamität war ein Gegenstand der täglichen Klagen, und wurde natürlich auch oft auf der Kanzel erwähnt. Als Sillig im J. 1772 nach der hergebrachten Gewohnheit am 10ten Sonntag nach dem Trinitatisfeste die Geschichte der Zerstörung Jerusalems von der Kanzel ablesen und dabey eine passende Ermahnung an seine Zuhörer halten mufste, hatte er sich, wie er zu thun pflegte, einen kurzen Entwurf aufgesetzt, den er dann erst auf der Kanzel weiter ausführte. Diefsmahl nun trug er die sonderbare Behauptung vor: dafs alle diejenigen, welche durch die Hungersnoth an ihrer Gesundheit gelitten oder das Leben verloren hätten, sehr grofse

Sünder, obgleich nicht in einerley Grade, gewesen wären; denn dem Frommen sey Schutz in der Theurung versprochen worden, Ps. 37, 19. 132, 15. 33, 18. 19., und allgemeine Landplagen würden in der Bibel stets für Strafen der Sünder ausgegeben. Im zweyten Theile sprach er davon, dass man nicht entscheiden könne, ob alle diese Verschmachteten verdammt worden wären; und im dritten Theile endlich beantwortete er die Frage: ob alle die, welche bisher dem Hunger und dem Tode entgangen oder gar durch die Theurung reich geworden wären, nur allein fromm seyen? Er theilt die Erretteten in drey Classen: Einige wären von jeher fromm und tugendhaft gewesen; andere wären durch das Unglück gebessert worden; noch andere aber beharreten in dem Bösen, und diese werde daher noch mehr Elend treffen. Diesen ruft er daher zu: "Ich sage euch im Nahmen des Herrn, der mich zum Wächter über sein Volk bestellt hat, und ich kann es euch nicht verschweigen: Wo ihr euch nicht bessert, so werdet ihr alle auch also umkommen. Bessere dich, Sachsen! bessere dich Döbeln! ehe sich Gott von dir wende, und er dich zum wüsten Lande und zur wüsten Stadt mache, darin niemand wohnt." — Nicht lange darauf kam er zu einem Prediger auf das Land, und hörte da, dass so ungleiche Urtheile

theile über diese Predigt gefällt würden und dass sie viele Verdrehungen und Missdeutungen veranlasste. Er war anfangs gar nicht gesonnen gewesen, diese Predigt drucken zu lassen; aber nun glaubte er, den falschen Auslegungen und Zusätzen nicht besser begegnen zu können, als wenn er sie öffentlich bekannt machte, weil er sich nicht vorstellen konnte, etwas Heterodoxes gepredigt zu haben.*) War aber vorher schon das Aufsehen gross, das die gehaltene Predigt erregte, so gab nun gar die gedruckte Predigt Veranlassung zu einer heftigen theologischen Streitigkeit. Der D. Ernesti in Leipzig sagte zwar: "Er wundere sich sehr, dass man einen solchen Lärmen über diese Predigt machen könne, dass sie nichts als den gewöhnlichen Postillen-Schlendrian enthielte." Aber so dachten die andern nicht. Wir übergehen hier die vielen Briefe, die Sillig darüber mit seinem Superintendenten, dem Hrn. von Brause in Oschatz, mit mehrern gelehrten Theologen und mit vielen andern Unbekannten wechselte, und schränken uns hier auf

*) "Drey wichtige Fragen an die Christen seiner Zeit. Eine Predigt, am 10ten Sonntag nach Trin. zu Döbeln gehalten. Leipz. 1772." — Diese Predigt und einige Gegenschriften sehe man beurtheilt in der A. D. Bibl. Th. XX. p. 521.

die gedruckten Streitschriften ein. Die ganze Zahl derselben beläuft sich auf zwölf. Die härtesten, bittersten und eines gelehrten Streites unwürdigsten sind zwey von dem damaligen Stadtschreiber Wolf in Rosswein, und eine des M. Wagners in Marienberg; die billigsten und sanftesten Widerlegungen sind in drey Schriften des M. Oesfeld enthalten; und nur einige Bogen zweyer Ungenannten erschienen zu Silligs Vertheidigung. Soll diese Streitfrage aus der Bibel entschieden werden, so haben bekanntlich beyde Partheyen Stellen für sich anzuführen und es kömmt auf die Auslegungsart an, welche man als zulässig annimmt, die buchstäbliche oder die auf den Sinn und Zusammenhang sehende und zugleich andere Begriffe und Erfahrungen mit zu Hülfe nehmende. — So gern und heftig sonst Sillig im Umgang disputirte und so leicht er da aufzubringen war: so sehr wusste er in diesem langwierigen Streite an sich zu halten, worin er von einigen seiner Gegner auf das unglimpflichste behandelt und nur von wenigen mit Gründen widerlegt wurde. Dieses Schweigen zeugt von der Stärke seines Geistes, die man dann besonders beurtheilen kann, wenn man die bittern Angriffe seiner Gegner mit den Anmerkungen vergleicht, die er an seine Exemplare der gegen ihn gerichteten Angriffe beygeschrie-

ſchrieben hat. Auſser dem hat er noch, mehr, wie es ſcheint zu ſeinem Vergnügen, als für das Publikum, eine Vertheidigung ſeines Vortrages aufgeſetzt, die zugleich eine Geſchichte der ganzen Streitigkeit enthält, und gleichfalls mit Ruhe und ohne alle Perſönlichkeiten nur die ſtreitigen Sätze unterſucht. *)

Von welchem Feuer für Beförderung des Guten auf neugebahnten Wegen dieſer Mann durchglüht war, ſieht man beſonders daraus, daſs er an allem Neuen und Frappanten, was ſein Zeitalter in dieſer Hinſicht hervorbrachte, ſogleich Antheil nahm. Jeder originelle Kopf, was für eine Tendenz er auch haben möchte, fand an dieſem ungemeinen Mann ſeinen Schätzer, und er ſuchte Verbindung mit ihm, bis ſich bey näherer Bekanntſchaft zeigte, daſs ihr beyderſeitiger Weg unmöglich derſelbe ſeyn könnte. Wer ſollte es denken,

*) Da dieſer Streit längſt vergeſſen iſt, ſo kann die Herausgabe dieſes Manuſcriptes jetzt kein allgemeines Intereſſe haben; Doch würde ſie vielleicht in einem der Kirchengeſchichte gewidmeten Magazine, z. B. in dem Henkiſchen, einer Stelle nicht unwerth ſeyn, und dazu würde ſie wahrſcheinlich die Familie des Verſtorbenen hergeben.

ken, daſs Sillig mit ſo ganz verſchiedenen Männern, als Bahrdt, Lavater und Baſedow ſind, von freyen Stücken in einen eifrigen Briefwechſel trat?

Sein Eifer nemlich, an der Reformation der Theologie Theil zu nehmen, die er, wie man ſchon aus dem oben angegebenen Inhalt ſeines Buchs über Verbeſſerung des Predigerſtandes ſchlieſsen kann, für nothwendig hielt, veranlaſste ihn um das Jahr 1770 zu einem Briefwechſel mit dem Dr. Bahrdt. Wirklich lieferte er auch dieſem einen Beytrag in ſeine "Vorſchläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unſerer Kirche." Riga, 1771. p. 183. Lange konnte wohl Silligs Verbindung mit Bahrt nicht dauern, da er bald ſehen muſste, daſs Bahrdt unmöglich denſelben Zweck haben könne wie er.

Wie ſehr Erziehung als Sache der ganzen Menſchheit dem edlen Sillig am Herzen lag, zeigten ſeine eignen, freylich wieder allzuſehr originellen Schriften in dieſem Fache, und ſein Briefwechſel mit dem Deſſauiſchen Inſtitute, als Baſedow das Philanthropin anlegte. Er unterſtützte auch dieſs Unternehmen thätig nach ſeinen Kräften mit einigen Beyträgen an Geld. Es iſt rührend und erhebend zu leſen, wie dieſe, ſich von Perſon nicht

ken-

kennenden und nur durch gemeinschaftlichen Eifer für die gute Sache vereinigten Männer, Basedow und Sillig sich gegenseitig zum Ausharren, Feststehen und Fortfahren ermuntern, sich ihre Erfahrungen mittheilen und ihre Herzen gegen einander ausschütten. Sillig brach aber diesen Briefwechsel ab, weil er glaubte, von den Lehrern des Instituts bey einer Bitte, seine Uebersetzung des Matthäus betreffend,*) nicht artig genug behandelt worden zu seyn. — Sillig hatte selbst eine zahlreiche Familie und also einen dringenden Beruf, über Erziehung nachzudenken, und so ist er auch als Schriftsteller über dieses Fach aufgetreten; aber mit ganz andern Grundsätzen, als derjenige vermuthen wird, der bis jetzt gelesen hat, dass er ein Beförderer der Basedowschen Bemühungen war, mit welchem er freylich den einen sehr wahren Grundsatz gemein hatte, dass Erziehung eine Angelegenheit von grösserer Wichtigkeit für das ganze Menschengeschlecht werden müsse. Seinen Hauptgrundsatz über Erziehung findet man in weni-

*) "Das neue Testament, Luthers Uebersetzung unbeschadet, zum täglichen Gebrauche für unstudirte Christen aller Art durchaus verständlich aufs neue übersetzt. Matthaeus. Leipz. 1772. — Markus. ebend. 1778. — Lucas. 1781. — Johannes. 1786. 8.

wenigen Blättern mit folgendem Titel aufgestellt: "Ueber ein allgemeines, für alle Nationen brauchbares Mittel, gleich von den ersten Jahren ihres Lebens an Menschen absolut gehorsam und tugendhaft zu erziehen. Ein Dreyhellers-Pfennig eines Vaters von sieben Kindern zum heutigen Educationswesen. Frankf. und Leipz. 1781. 35 S. 8." — Der Verfasser bezeichnet diess Mittel mit den Worten Salomos und Sirachs: Wer sein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthe und züchtiget es bald. Zur nähern Bestimmung des bald denkt er sich drey verschiedene Temperamente: träge und schläfrige Kinder, meynt er, bedürfen der Ruthe am wenigsten und nur dann, wenn sie etwas lernen sollen; mittelmässige Köpfe müssen schon früher durch diess Mittel in Respect erhalten werden; bey feurigen und sehr lebhaften Kindern aber solle man nicht einmal das erste Jahr vorbey lassen, ohne die gehörige Strenge gegen sie zu gebrauchen. Junge Menschen, die ihren Verstand noch nicht brauchen könnten, müssten als Thiere behandelt werden. Diese Methode habe sich ihm durch siebenfache Erfahrung als gut bestätigt. Der Vortrag ist eifrig und heftig; eben so in der folgenden Schrift: "Erziehung, ganz allein Sache des Staats, *exceptis excipiendis*, sonst wird nichts draus. Als Pendant zum Universalmittel

tel des absoluten Kindergehorsams für alle Nationen; oder: noch Ein Dreyhellerspfennig eines Vaters von sieben Kindern zum heutigen Educationswesen. Fr. und Lpz. 1782. 38 S. 8." — Um die Erziehung ganz zur Sache des Staats zu machen, wünscht der Verf. folgendes: Ein eigenes Educations-Collegium für jedes Land und jede Provinz, eine militärische Einrichtung bey dem Schulwesen, so dass die Kinder in Listen geführt und in Corporalschaften eingetheilt wären; eine allgemeine Schulcasse; eine allgemeine Schulmethode, doch mit den gehörigen Abänderungen in der Anwendung bey Nebenumständen; gleiches Recht aller Unterthanen von jedem Stande, zur Erziehung das Ihrige beyzutragen; Entscheidung des Staats, was aus den Kindern gebildet werden solle. Am Ende der Schrift ist noch ein Vorschlag zu einem Erziehungs-Institute, das Sillig mit seinem Hauslehrer in Döbeln anlegen wollte.

Nach dieser Theorie erzog er nun seine vielen Kinder wirklich. Er behandelte sie im Anfang wie junge Thiere. Sie bekamen oft schon in den ersten Wochen, wenn sie sich heftig bewiesen, Schläge von ihm; diese aber hörten auf, wenn sie fähig wurden, Vorstellungen anzunehmen, und alsdann regierte er

sie

ſie blos durch Gründe. "Wenn andere Leute, ſagte er, anfangen, ihre Kinder zu züchtigen und zu ſchlagen, ſo bin ich fertig." — So viel es ſeyn konnte, lieſs er ihnen ihre Freyheit ohne viel Gebot und Geſetz; aber war etwas einmal befohlen, ſo muſste auch abſoluter Gehorſam erfolgen. Durch ſeine würdige Gattin, die zu den edelſten ihres Geſchlechts gehörte, erfreute ihn Gott mit Kindern von vielen Gaben des Verſtandes und Herzens, welche ihm das ſonſt ſo ſchwere Geſchäft der Erziehung überaus leicht machten, wobey er aber auch keine Koſten ſparte. Er war ſo glücklich, zum Miterzieher ſeiner Kinder, einen jungen Mann zu finden, der in ſeinem Hauſe alt ward. Zwanzig Jahre lang war der vortreffliche Lehmann, jetzt Pfarrer in Schlöben bey Jena, ſein Hausgenoſſe und Freund, der ihn in allen ſeinen Bemühungen für ſeine Kinder unterſtützte. Zur Erleichterung des Unterrichts ſchaffte Sillig auch eine Menge Bücher an, und unter ihnen ſogleich im Anfang die koſtbaren Werke Baſedows. Da man guterzogene Kinder, ſo lange ſie noch nicht in die bürgerliche Geſellſchaft eingetreten ſind, Exempel ohne Proben nennen kann, wie einer unſrer geiſtreichſten Schriftſteller ſagt, ſo kann nur über wenige von Silligs Kindern ein vollſtändiges Urtheil gefällt werden, da von 14 Kindern 11 in der Kind-

Kindheit und Jugend starben. Der eine seines Söhne ist jetzt (1797) als Hofmeister in Freyberg und zeigt jetzt schon durch ein edles Herz und einen gebildeten Geist, daſs seine Erziehung nicht miſslungen ist. Unter jenen vielen frühverstorbenen Kindern Silligs war auch seine hoffnungsvolle Tochter Wilhelmine und ein vielversprechender Sohn, Wilhelm, der nach des Vaters Tod im Dec. 1795 auf der Universität Leipzig starb. Der erstern hat der betrübte Vater in der kleinen Schrift: "So dachte und so schrieb Wilhelmine Sillig in ihrem 16ten und letzten Lebensjahre. Leipz. und Dess. 1783. 55. S. 8." ein Denkmahl gesetzt. Sie war ein Mädchen von vielen liebenswürdigen Eigenschaften, mit einer Menge Kenntnisse ausgerüstet und von einem fein empfindenden Herzen. Aber zu früh entstand zwischen ihr und einem Jünglinge, der noch Unterricht von Silligs Hauslehrer genoſs, ehe er die Universität bezog eine Zuneigung, die bey den Verhältnissen in einer kleinen Stadt ihr manche unangenehme Stunden machte und ihre ruhigen Tage störte, ja die sogar die Quelle manches Ungemaches für sie hätte werden können, wenn sie länger gelebt hätte. Der Leser jener wenigen Blätter wird nicht ungerührt bleiben, und Aeltern werden die Lehre daraus schöpfen, daſs Töchter von einem solchen Tem-

Temperamente eine sehr sorgfältige Führung verlangen; dass sanfte, gute, fein empfindende und nachdenkende Mädchen einer weit grössern Gefahr ausgesetzt sind und weit leichter in einen unglücklichen Liebeshandel verflochten werden können, als leichtsinnige und flatterhafte, auf die selten ein dauerhafter Eindruck gemacht wird. —

Einige Jahre später, als sein erwähnter Briefwechsel mit Bahrdt und Basedow, fing seine schriftliche Unterhaltung mit Lavater an, über die Kraft des Glaubens und des Gebets und über die Möglichkeit der Wunder in neuern Zeiten. Dieser Briefwechsel dauerte über zehn Jahre. Sillig theilte Lavatern seine gemachten Erfahrungen mit, um diesen zu überzeugen, dass Gott durch ihn vermöge seines Glaubens Wunder gewirkt habe. Da aber Lavater nicht alles gleich als sichere Erfahrung gelten liess, sondern immer vor Schwärmerey, vor Selbstbetrug und Täuschung warnte, und liebreich und brüderlich ihm Vorsicht empfahl, so brach Sillig diesen Briefwechsel nach ungefähr 12 Jahren auch ab. Diese Briefe Lavaters sind, wie Personen versichern, die sie eingesehen haben, äusserst interessant, und er, den so viele einer ganz unbedingten Neigung zu allem Wunderbaren

baren schuldig halten behält, in den Augen des Unpartheyischen den Vorzug vor seinem feurigen und enthusiastischen Freund.

Silligs Glaube an wundervolle Einwirkungen Gottes gewann mit der Zeit immer mehr Stärke, verwebte sich immer fester mit seiner ganzen Denkungsart und erstreckte sich immer weiter. Unter seine sonderbaren Meinungen gehörte sein Urtheil über Aerzte und Wein, welches genau mit seiner buchstäblichen Schriftauslegung, mit seinem Glauben an die Kraft des Gebets und an Wunder zusammen hing. Wer in Krankheiten einen Arzt brauchte, hatte, seiner Meinung nach, keinen Glauben an die Wirkung des Gebets; Wein aber galt ihm für eine Art von Universalmedicin. Kein Arzt durfte in sein Haus, auch wenn alle die Seinigen bedenklich darnieder gelegen hätten, es wäre denn, dass es die Kranken selbst begehrt hätten, welches aber nicht geschah. Seine würdige Gattin, die er gewiss recht zärtlich liebte, lag einmal auf den Tod krank, wurde mehrmals für todt gehalten, und brachte länger als ein Vierteljahr in dieser Krankheit zu. Alle Menschen legten es ihm übel aus, dass er keinen Arzt brauchte, und glaubten gewiss, sie werde sterben. Allein er sagte immer: "Will sie einen Arzt, so wehre ichs ihr nicht; genug sie

ſtirbt nicht." Sie genaſs auch wirklich, und dieſs beſtärkte ihn in ſeiner Meinung. So machte er es auch in den Krankheiten ſeiner Kinder, wo man ſich wundern muſs, daſs die vielen Sterbefälle unter ihnen ſeinen Grundſatz nicht wanken machten. — Ja ſelbſt über Dinge des alltäglichen Lebens erſtreckten ſich ſeine ſonderbaren Meinungen. So hielt er z. B. in der Gärtnerey das Pfropfen und Okuliren der Bäume für menſchliche Künſteleyen. Daſs er ſo paradox dachte, kam nun nicht blos von ſeiner Lectüre her, ſondern auch von ſeinem überaus lebhaftem Geiſte, der ihm immer ganz eigne Seiten an den Dingen ſehen lieſs, und dann von gewiſſen Erfahrungen, die er gemacht hatte. Oft drückte er ſich auch paradoxer aus, als er wirklich dachte, weil er gern etwas zu denken gab, und weil er glaubte, die Wahrheit würke ſtärker und bleibender, wenn ſie paradox geſagt würde. Am Ende ſchadete es aber doch ſeiner eignen Erkenntniſs der Wahrheit, daſs dieſe Denkungsart die herrſchende bey ihm wurde.

Dazu kam, daſs er oft Erfahrungen machte, mit welcher wunderbaren Gewalt er auf ſeine Mitmenſchen wirkte. So hatte er in ſeinem Amte nicht ſelten mit Wahnſinnigen zu thun. Weil er oft geſehen hatte, daſs

dafs Widerftand folche Rafende nur noch mehr aufbringe, fo drang er immer darauf, dafs man ihnen foviel als möglich zu Willen feyn möchte, und er nahm zuweilen folche Verrückte und wirklich Rafende in fein Haus auf, um Verfuche mit ihnen zu machen, ob er ihnen helfen könne. So wurde er einmal zu einem jungen Bauerburfchen gerufen, den man wegen Raferey an Ketten gelegt hatte, und welchen zehn Bauern kaum bändigen konnten. Er befahl, ihn loszufchliefsen, hiefs ihn mitgehen, und der Kranke folgte ihm auch in fein Haus wie ein Lamm nach. Er behielt ihn einige Tage und Nächte bey fich auf der Stube, kam auch wirklich mit ihm fo ziemlich zurechte, fo dafs fich der Kranke durch Worte lenken liefs. Allein Silligs Amtsgefchäfte erlaubten ihm nicht länger, den Verfuch fortzufetzen, und der junge Menfch wurde, nachdem er Silligs Haus wieder verlaffen hatte, nur noch rafender. — Einft ward ihm unter feine Hausthüre ein anonymer Brief hereingefchoben, welcher Aeufserungen enthielt, deren Urheber er kennen wollte. Am Schluffe feiner nächften Sonntags Predigt forderte er alfo den Verfaffer kraft feines apoftolifchen Anfehens zu fich. Doch diefer kam nicht. Er befahl ihm das zweyte Mahl noch nachdrücklicher, zu erfcheinen. Noch immer kam er nicht. Zum dritten

ten Mahl brauchte er endlich fast die Formel, die Paulus gegen die Unreinen (1 Cor. 5, 3. 4. 5.) ausspricht, und noch denselben Abend stellte sich der Schreiber jenes Briefes bey ihm ein. — Auf dieselbe Weise schaffte er einem armen Mädchen einen Pelzmuff wieder, der ihr in der Kirche entwendet worden war.

Mit seinem theologischen System stand auch seine Vorliebe für die Juden in genauer Verbindung, von denen er glaubte, dass sie noch eine grosse Rolle in der Weltgeschichte spielen und eine herrschende Nation werden würden. Damit hing ferner seine apokalyptische Erwartung von der nahen Zukunft Jesu zusammen, und von einer Art von tausendjährigem Reiche, das er nicht mehr fern glaubte. Sprach er nun hiervon, so wurde er von manchem noch sinnlicher verstanden, als er es gemeynt hatte, und war es da wohl bey den übrigen Umständen zu verwundern, dass ihn schwärmerische Leute für den Elias oder für einen andern Propheten erklärten? ja, dass er endlich über das richtige Gefühl seiner Würde hinausging und wohl auch unbescheidner von sich zu sprechen schien, als seine eigne ruhige Vernunft es gut heissen mochte? Seit dem Jahre 1783 fing er alle seine Briefe mit dem Grusse an: Gnade und Friede im Herrn; und besonders seit dieser

Zeit

Zeit wuchs die schwärmerische Meynung von sich selbst. Er zog oft Parallelen zwischen Jesus und sich, und freute sich, wenn ihm etwas begegnet war, das einige Aehnlichkeit mit einem Begegnisse seines Herrn hatte; in dieser Beziehung hat er besonders auch viele Stellen in Hessens Werken über die Lebensgeschichte Jesu, die seine Lieblingslectüre waren, mit vielfachen Zeichen angestrichen.

So wirkte er viele Jahre, verehrt von dem Volke, erweckte sich aber zugleich auch manchen Feind unter den höhern Ständen. Ungefähr von dem Jahre 1780 an war er in seinem Predigtstyle immer platter und härter geworden, hatte von Jahr zu Jahr mehr Sätze aus der prophetisch-apocalyptischen Theologie in seine Vorträge einfliessen lassen, hatte oft in dem entscheidendsten Tone gesprochen, und dadurch auf der einen Seite die niedern Classen seiner Zuhörer immer mehr für sich gewonnnen, die höhern aber gegen sich eingenommen und sich sogar wirklich zu Feinden gemacht.*) Diess wird, ungeachtet der vielen guten Eigenschaften Silligs,

*) Vielen Lesern des Nekrologs wird bey Silligs Biographie und besonders bey dieser Stelle der Prediger Zeise (Nekrol. 1794. II, 110) wieder in das Gedächtniss kommen.

ganz begreiflich, wenn man bedenkt, dafs selbst ausgezeichnete moralische Güte nur so lange von den gewöhnlichen Menschen an andern erkannt wird, so lange der Mann, der sie besitzt, jene Menschen nicht zu beleidigen scheint. Dieser Schein war in der That gegen Sillig, und zwar um so öfterer, je rascher er sprach und handelte, und weil er seit 1770 die wenigsten seiner Predigten concipirte. Diefs that er nur in den ersten Jahren seiner Amtsführung. Dann entwarf er blos weitläuftige Dispositionen, die oft sehr interessante und wichtige Gegenstände behandelten. Diese werden in den vollständig vorhandenen Jahrgängen mit jedem Jahre kürzer, schränken sich sodann nur auf eine halbe Quartseite ein, enthalten zuletzt nur das Thema mit den Haupttheilen und hören endlich mit dem J. 1778 gänzlich auf. Bey dieser Art des Vortrags konnte er in seinem niedrigen Style nicht einmal immer unverfängliche Ausdrücke wählen und war also desto mehr einer falschen Auslegung und dem Misverständnisse ausgesetzt. So mufste es allerdings den Rath in Döbeln empfindlich beleidigen, wenn Sillig einmahl beyläufig in einer Sonntagspredigt von der gesammten Bürgerschaft verlangte, "sie sollte Sorge tragen, dafs die Casse, aus welcher die Geistlichen und Schuldiener bezahlt zu werden pflegten, in Ordnung erhal-

erhalten würde, damit nicht Jahre lang sauer verdiente Besoldung rückständig bliebe; dabey brauchte er einige harte biblische Stellen und drohte sogar, nicht weiter zu predigen; ja, er erfüllte einmal sogar diese Drohung wirklich bey einer Wochenpredigt. Eben diess that er einmal, als, seiner Vorstellungen ungeachtet, ein in der Nähe der Kirche wohnender Hauptmann während der Zeit der Predigt mit seiner Compagnie zu grosses Geräusch machte und zog sich dadurch ganz natürlich dessen Feindschaft zu. So kam es also, dass ihm eine Menge Menschen aus den vornehmern Ständen nicht wohlwollten, an welche sich dann manche seiner Amtsbrüder anschlossen, die ihm seinen Beyfall beneideten. Man wartete also nur auf eine Gelegenheit, um ihm schaden zu können.

Diese fand sich endlich scheinbar genug im Sommer 1790, als in der Gegend von Döbeln Unruhen der Bauern gegen ihre Gutsbesitzer entstanden. Diesen wurden die Spannfuhren aufgekündigt, und gerade um diese Zeit spannten die Bauern dem Prediger Sillig freywillig vor, um ihn nach Oschatz zu seiner Circularpredigt zu fahren. Bey solchen Auftritten mochten sie sich nun wohl zuweilen auf seine Autorität berufen, da er so oft gegen die Laster der grossen Welt sprach, und die göttliche Strafe dafür als nahe verkündigte.

Sillig erwartete freylich grosse Veränderungen in der Welt; aber nicht von Menschen, sondern unmittelbar von dem wiederkommenden Christus, welcher der Erde eine andere Gestalt geben, und der Ungerechtigkeit und aller Bedrückung ein Ende machen werde. Er war soweit entfernt Empörung und Aufruhr gegen die Obrigkeit zu billigen, dass er vielmehr sagte und predigte: "ein Christ muss sich — das ist sein eigner Ausdruck — eher schinden und schälen lassen, ehe er sich seiner Obrigkeit widersetzt." — Da einmal einer seiner Anhänger in jenem Bauerntumulte der Meissnischen Gegend zu ihm kam und ihm erzählte, was in seinem Dorfe vorgegangen sey und was er für Theil daran genommen habe, so gerieth Sillig in seinen gewöhnlichen Eifer und sagte in seiner Manier zu ihm: "ist er des Teufels ganz und gar, dass er so etwas gut heissen und daran Theil nehmen kann? bleib er mir vom Leibe; weiss er, was einem Jünger Jesu ziemt?" — Sillig hatte es mit mehrern Männern seiner Art gemein, dass er den Ort seines Aufenthaltes zum Mittelpunkt des Ganzen machte, und die Spanne Zeit, worin er lebte, zur grossen Zeit, welche die Weltregierung zur Ausführung ihrer Plane nimmt. Lessing sagt einmahl: "Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die

Zukunft; aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht, diese Zukunft beschleunigt, und wünscht, dass sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblick seines Daseyns reifen; denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bey seinen Lebzeiten das Bessere wird! u. s. w." Diess war ganz der Fall bey dem rechtschaffenen Sillig. Er glaubte in diesem Jahrhundert noch, oder doch in Kurzem, grosse Dinge zu erleben, und diese Idee, die in ihm immer lebhafter und endlich die herrschende wurde, und die er nach seiner Redlichkeit jedermann ohne Unterschied mittheilte, zog ihm sein letztes trauriges Schicksal zu, indem es seinen Feinden, die ihn schon seit 16 bis 18 Jahren aufgelauert und manches Wort nachgeschrieben hatten, gelang, ihn gerade zu einer Zeit verdächtig zu machen, wo man mit Recht wegen aufrührerischer Gesinnungen unter dem Volk, besorgter als jemahls war. Und wirklich machte er es seinen Gegnern nicht schwer. Denn er drückte sich über diese Unruhen allerdings wohl zuweilen so aus, als ob diess das längst von ihm verkündigte Strafgericht Gottes, und der Anfang der Rückkunft Jesu sey. Genug, er wurde im J. 1790. auf eine anonyme Anklage suspendirt. Man

erzählt, daſs eine beſtimmte Predigt, wo er von der Gleichheit der Menſchen vor dem Richterſtuhle Gottes ſprach und ſich dabey des niedrigen Ausdrucks bediente: "Gott ſetzt dem Grafen wie dem Schinder einen Stuhl" die nächſte Veranlaſſung zur wirklichen, obgleich nahmenloſen Anklage gegeben haben ſoll, indem ein Mann von vornehmen Stande, der Silligen in jener Predigt zum erſtenmal hörte, jene Worte auf ſich zog und ſich dadurch beleidigt glaubte, wozu er auch Urſache gehabt haben würde, wenn Sillig, der aber vielleicht nicht einmahl wuſste, daſs er in der Kirche war, dieſs in beſtimmter Rückſicht auf ihn geſagt hätte.

Sillig wurde alſo ſuſpendirt und vor ſeinen Superintendenten, den Hrn. v. Brauſe, nach Oſchatz zur Verantwortung berufen. Allein er appellirte gegen dieſe Suſpenſion an den Churfürſten. Dieſs war der erſte Fehler, der in ſeinem Proceſſe von ſeiner Seite vorfiel. Nun ward er ſogleich nach Dresden vor das Oberconſiſtorium gerufen, und langte am 5ten Sept. 1790 daſelbſt an. In dem noch an demſelben Tage mit ihm angeſtellten Verhöre betheuerte er ſeine Unſchuld in Abſicht auf die Hauptanklage (das Volk nämlich zu Unruhen gereitzt zu haben) geſtand aber ein, "daſs er um der gemeinen Leute willen

platt

platt und niedrig gesprochen habe, und dass er es nicht für strafbar halte, in dem öffentlichen Vortrag Rücksicht auf prophetische Aussichten des alten und neuen Testaments zu nehmen." — Man deutete ihm sodann an, er solle sich in Dresden ruhig verhalten, den Ausgang der Sache geduldig abwarten und nicht einmahl von der Ursache seines Hierseyns sprechen; man würde ihm vielleicht auch eine Wache gegeben haben, wenn nicht ein angesehener Verwandter ihn in sein Haus aufgenommen und für seine Person gehaftet hätte; dieser edle Freund gab ihm auch während seines ganzen Aufenthaltes in Dresden unaufhörlich Beweise einer seltnen und treuen Freundschaft.

Der Superintendent musste jetzt Zeugenverhöre veranstalten; hier stimmten nun Geistliche, Schuldiener und andere unpartheyische Zuhörer seiner Predigten darin überein, dass Sillig seit mehrern Wochen ganz besonders dringend zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnt habe. Gleichwohl ward hierauf noch nichts in seiner Lage geändert, weil nun der Rath in Döbeln namentlich als Kläger gegen ihn auftrat, und weil manche Scheingründe gegen ihn aus nachgeschriebenen Predigten einiger Candidaten angeführt werden konnten.

Un-

Unter diesen Zurüstungen zur eigentlichen Instruction des Processes verstrichen zehn Monate, welche Sillig in Dresden vielleicht nicht so zu seinem Vortheil benutzte, als es ein anderer weltkluger Mann gethan haben würde. Aber es floss ganz aus seinen Grundsätzen, sich hier leidend zu verhalten. Seinen ihn warnenden Freunden pflegte er zu sagen: "Seine Sache sey nicht seine, sondern Gottes Sache; er habe nicht in seinem Namen und zu seinem Vortheile, sondern zur Ehre Gottes so gesprochen, der werde ihn auch zu schützen wissen." — Nach Verlauf dieser Zeit wurden einige Glieder des Rathes zu Döbeln vor die zur Untersuchung niedergesetzte Commission, welche aus dem Hrn. Kirchenrath und Superint. Tittmann, und dem Hrn. Ober-Amtmann Nake bestand, vorgefordert, um ihre Aussage zu beschwören. Dass Sillig hier manche derselben gelten liess, ohne sie gehörig zu erörtern und näher zu bestimmen, und dass er nicht seine Zeugen gleichfalls aufforderte, war der zweyte grosse Fehler, den er in diesem Rechtshandel beging. Auch die Vertheidigung seines Anwalts war nicht von der Art, dass die Sache dadurch in ihr wahres Licht gestellt worden wäre.

Nach

Nach den so instruirten Acten sprach nun der Schöppenstuhl in Leipzig, an den sie zum rechtlichen Erkenntniss verschickt worden waren, das Urtheil, dass Sillig seines geistlichen Amtes zu entsetzen, die Kosten des Processes zu tragen gehalten und mit vierteljährigem Gefängnisse zu bestrafen sey." — Allein seine menschenfreundlichen Richter in Dresden riethen dem gebeugten Manne, sich der Gnade des Churfürsten zu übergeben, seine Vertheidigung selbst aufzusetzen, und sie von seinen Zeugen eidlich bestätigen zu lassen. Diess that er, und es gehört allerdings hierher, aus seiner Vertheidigung diejenigen Aeusserungen auszuheben, die diesen originellen Mann am mehresten charakterisiren.

Nachdem er aus seiner 28jährigen Amtsführung bewiesen hat, dass ihm mit dem grössten Unrechte aufrührerische Gesinnungen angedichtet würden, geht er zu den nähern Erläuterungen derjenigen Ausdrücke über, die ihm besonders zur Last gelegt worden waren, und dabey sagt er:

—"Frey bekenne ich, dass ich diesen meinen eignen Ausdrücken die Schuld meines gegenwärtigen traurigen Schicksals vornemlich zuschreibe. Aber mein Herz ist gewiss von

von alle dem weit entfernt gewesen, was einige darin dem Scheine nach haben finden wollen. Hätte ich mir das nur einmahl als möglich gedacht, dass mir daraus eine solche Verantwortung entstehen würde, so würde ich so viel Liebe für mich selbst und die Meinigen gehabt haben, mich derselben gänzlich zu enthalten. Heftiger Eifer für christliche Religion und Menschenheil hat mich in diese Noth gestürzt, weil ich mir der edelsten und redlichsten Absichten bewusst war, und mich daher um Worte, Redensarten und Ausdrücke gar nicht bekümmerte."

"Was das Rühmen besonderer göttlicher Offenbarungen betrifft, so muss ich sagen, dass sich meine Kenntnisse blos auf meine Bibel gründen, und es ist mir nicht erinnerlich, dass ich mich jemahls gegen jemanden unmittelbarer göttlicher Offenbarungen ohne die Bibel gerühmt habe."

"Den Namen eines Propheten habe ich mir bisweilen deswegen gegeben, weil ich glaubte, dass man demjenigen, welcher Stellen des A. und N. Test. von gegenwärtigen und künftigen Zeiten erklärt, gar wohl den Namen eines Propheten beylegen könne."

"Wenn



"Wenn der ein Schwärmer heissen soll, der bey einem feurigen Temperamente in einem freymüthigen Tone gegen die Übertretungen der Gebote Gottes bey jeder Gelegenheit eifert, so muss ich das leiden. Aber dass ich durch schwärmerische Vorträge Menschen aus allen Gegenden habe in meine Kirche ziehen wollen, diese Beschuldigung ist mir äusserst schmerzhaft. — Mein Patriotismus für Sachsen kennt keine Gränzen; Sachsen über alle Länder, ist mein Lieblingsgedanke."

"In meiner Seele ist keine Falschheit, der Fehler liegt blos daran, dass ich mir eine Verdrehung und falsche Auslegung meiner Redensarten nicht einmal als möglich gedacht habe; denn dann sollte mich Gott davor bewahrt haben. Für diesen Fehler habe ich diese 17 Monate hindurch nebst meiner ganzen Familie sehr nachdrücklich gebüsst. Niemanden, als Gott allein ist es bekannt, was meine Seele in der Stille gelitten hat. Mein guter Name liegt im Staube, Weib und Kinder sind anzusehen, wie verlassene Waisen, und sehen einer trauervollen Zukunft entgegen." —

Hierauf erfolgte nun das Endurtheil, dass Sillig zwar wegen der Erbitterung der Gemüther

müther, seines Diaconats in Döbeln entnommen werden, aber einstweilen bis zu einer bessern Versorgung 400 rthlr. jährliche Pension erhalten solle;" woraus deutlich erhellet, dass man diese Entscheidung nicht als eine Strafe betrachtete, weil Sillig sich vorher kaum hundert Thaler mehr in seinem sehr beschwerlichen Amte hatte verdienen müssen.

Doch er genoss diese Ruhe nicht, die auch für seinen feurigen, thätigen Geist unerträglich gewesen seyn würde. Er hatte durch die höchste Anspannung seiner Kräfte, sein Schicksal als Mann zu tragen, zu viel gelitten. Getrennt von den Seinigen, bestürmt mit Briefen von Gattin und Kindern, und von einer Menge Glieder seiner Gemeinde, die alle Trost und Muth von ihm haben wollten, getadelt von allen seinen Bekannten, verspottet von seinen Feinden, stand er allein, nur in der Überzeugung von seinen Grundsätzen sich auf Gott stützend und schien dabey ruhiger und stärker als er war. Er kehrte krank aus Dresden zurück und überlebte sein Endurtheil nur etwa 4 Wochen. Eine heftige Nervenkrankheit entriss ihn seinem Schmerzensgefühl. Nach einer anderthalbjährigen Trennung erhielten die Seinigen nur einen lebenden Körper wieder, sein Geist war zerrüttet; und so hatten sie nicht einmal den Genuss

ſeiner letzten Tage, weil ſich ſeine Krankheit mit Verſtandesverwirrung anfing und ihm auch oft die Sprache raubte. Sie ſahen ihn nur an den heftigſten Krämpfen leiden und endlich am 22ſten May 1792 im 58ſten Jahre ſterben. So hatte das Leiden des Geiſtes einen Körper aufgerieben, der bis dahin einer unerſchütterten Geſundheit genoſs, und für ein Jahrhundert gebaut zu ſeyn ſchien.

O des ſtarken, des guten, des edlen Mannes! wie hätte er in der Welt ſo viel noch wirken können, wenn er die Einſeitigkeiten ſeiner Urtheile nur etwas bekämpfen, wenn er nur einigermaſsen ſeinen Eifer und ſein Feuer hätte mäſsigen wollen, und nur auch einmal einen Rath von ſeinen verſtändigen Freunden angenommen hätte, die es gewiſs wohl mit ihm meynten! Aber im Bewuſstſeyn ſeiner guten, reinen, untadelhaften Abſichten entbrannte er ſogleich für das, was ihm Beförderung der Ehre ſeines Gottes und des Glücks ſeiner Menſchenbrüder dünkte, und der muthvolle Mann ſah dann jede Einwendung als Furchtſamkeit ſchwächerer Menſchen an. Wenn ihn einer ſeiner vertrauteſten Freunde zuweilen bey ſolchen Gelegenheiten ſanft daran erinnerte, daſs (nach 1 König. 19, 9—14) der Herr dem Eiferer Elias nicht im Sturm und Feuer, ſondern im ſtil-

len, sanften Säuseln erschien: so sagte er oft: "Lassen Sie mich; es ist mir geheissen!" — oder auch zuweilen wie Christus zum Petrus: "Gehe hinter mich, du Satan! du meynest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist!" —

Wir sammeln nun noch zum Schluss einige zerstreute Züge, die zur sprechenden Darstellung dieses ausgezeichneten Mannes gehören.

Seine Bereitwilligkeit zu helfen und zu dienen, kannte fast keine Gränzen. Die Regel Jesu Math. 5, 42. Lc. 6, 35., übte er täglich. Denn fast täglich angelaufen von Morgen bis Abends von einer Menge Einheimischer und Fremder, persönlich und schriftlich, die alle Rath und Hülfe bey ihm suchten, liess er keinen ungetröstet, unerfreut, und ungeholfen von sich. Selbst wenn man ihn warnte, dass die Personen auf Betrug ausgingen, liess er sich in seinem Wohlthun nicht irre machen; denn er wollte lieber zu viel als zu wenig thun. War er nicht mehr im Stande, aus eignen Mitteln zu helfen, weil er eine starke Familie hatte, und durch schlechte Leute, denen er geliehen, um einen Theil seines Vermögens gekommen war: so half er doch durch freymüthige Fürsprache bey

bey andern, und das Vertrauen, das man in ihn setzte, war so groß, daß man ihm ganze Summen Geldes zur beliebigen Austheilung unter Arme und Elende in die Hände gab, ohne daß man Rechnung von ihm verlangte. Fremde, die als Bettelnde vor seine Thüre kamen und die er jetzt zum ersten Mahl sah, nahm er, wenn sie sich nur einiger Maßen als um der Wahrheit willen Leidende legitimiren konnten, in sein Haus und an den Tisch, oder, wenn das nicht geschehen konnte, so gab er ihnen wenigstens wochenlang Wohnung in der Stadt und alles, was sie sonst nöthig hatten. In der schrecklichen Theurung von 1771 und 72 sammelte er aus eigenem Antriebe in seiner Gemeinde weit über 100 rthl. und schickte sie ins arme Erzgebürge, welches am mehrsten litt. — Einer armen Familie in Halle, die sich schriftlich an ihn wandte, weil sie seinen Nahmen durch den Ruf kannte, schickte er, ohne sie weiter zu kennen, blos auf ihren flehentlichen Brief, gute Betten und Wäsche, sehr viele Kleidungsstücke für Eltern und Kinder und auch noch eine ziemliche Summe Geldes in mehrern Posten, ob man ihn gleich warnte, daß es die Leute wohl nicht werth seyn möchten, welches sich auch am Ende so zeigte. — So sammelte er einmal für einen, von dem Prediger Martini in der Pfalz zu er-

richtenden Wittwenfiscus eine beträchtliche Summe. *) — Als seine Stiefmutter, die in ihrem Testamente eine Menge Legate für arme Verwandte, für Kirchen und Schulen gemacht hatte, dieses wegen Silligs nachher stark vermehrter Familie ändern wollte, war er es, der sie davon zurückhielt.

Seine strenge Gewissenhaftigkeit zeigte sich auf mannichfaltige Art. Alles Schwören hielt er für sündlich. Jedes seiner Worte war so durchaus der Wahrheit gemäss und er hielt diess so sehr für Pflicht, dass er nicht einmahl im Scherze eine Unwahrheit sagte; und er scherzte doch gern. Wusste er etwas und er wurde darüber gefragt, fand es aber nicht für gut, die Wahrheit zu entdecken, weil sie etwa dem Andern Nachtheil bringen konnte, so pflegte er zu antworten: "Ich kann es nicht sagen." — Als Geistlicher war er von der Consumtions-Accise befreyt und hätte seine, in Döbeln verheirathete Tochter in Rücksicht auf Caffe und Zucker an dieser Freyheit Theil nehmen lassen können, ohne nur den geringsten Verdacht zu erwecken; allein er kam sogar der möglichen Bitte der Seini-

*) Wahrscheinlich ist diess dieselbe Wittwencasse, die Nekrol. 1794. I, 128. in Böhme's Biographie erwähnt wird.

Seinigen zuvor, und unterſagte voraus jede Erwähnung dieſer Sache. — Als ein Mädchen, das bey ihm diente, ſich verheirathen wollte, erlaubte er ihr ſogleich, aus ſeiner Küche ihrem Bräutigam Eſſen zu bringen, „damit ſie nicht Veranlaſſung bekäme, ſich durch heimliches Wegtragen zu verſündigen."

Obgleich der Geiſtliche die Katechumenen nur Ein Vierteljahr vor der Communion zu unterrichten gehalten iſt, ſo beſchäſtigte er ſich mit ihnen mehrere Jahre vor und nachher. Daher war auch die Liebe, welche die Gemeinde für ihn hatte, auſserordentlich und zeigte ſich beſonders während ſeines Proceſſes. Die Gemeinde reichte für ihn eine Bittſchriſt ein, zu der ſich 600 Hausväter unterſchrieben hatten, und der weibliche Theil der Gemeinde, der ſeiner Sorgfalt beſonders anvertraut geweſen war, ſchickte noch eine eigne Geſandtſchaft, um für ihn zu bitten. Es wurden Collecten für ihn geſammelt, um ihn während ſeines langen Aufenthaltes in Dresden zu unterſtützen, und viele gaben dazu mit der gröſsten Freude und Bereitwilligkeit weit über ihr Vermögen. Sein Andenken iſt bey vielen unvergeſslich und ſeine Amtsführung wird noch lange geſegnete Folgen haben, weil er viele Kinder zu praktiſchen Chriſten und ſehr rechtſchaffenen Menſchen bildete.

Seine Gaben als Volkslehrer waren ungemein, und er hatte die höchste Popularität ganz in seiner Gewalt. Seine Rede flofs im Umgang und in seinen Vorträgen wie ein gewaltiger Strom. Er durfte sich nie besinnen. So liefs ihn einmahl, wie ein glaubwürdiger Augenzeuge erzählt, einer seiner Collegen Sonnabends Abends, als er eben zu Bette gehen wollte, bitten, Sonntags früh für ihn zu predigen. Sillig verirrte sich aber in Ansehung des Evangeliums, und las vor dem Altare das unrechte Evangelium, über welches er studirt hatte; er wurde darüber von seinem Collegen erinnert, und studierte noch in der Zeit, als der Glaube gesungen wurde, eine vollkommen durchdachte Predigt, so dafs niemand wissen konnte, dafs er sie nur eben entworfen hätte.

Seine oft so paradoxe Denkungsart über Theologie und einige andere Gegenstände ganz unbezweifelt darzulegen, dazu mögen einige Stellen aus Briefen von ihm dienen:

"1788. Es ist besser, Christum wissen bey Wasser und Brod, als durch alle Gelehrsamkeit der Welt, Ehre und Reichthum auf Erden zu erlangen."

"Es

"Es ist ein wahres Sprüchwort: Kommt Zeit, kommt Rath. Allein die heutige Welt will sich selbst versorgen, und läuft überall dem Allversorger vor, und erfährt hernach ihr voreiliges Sorgen mit ihrem Schaden. Mit der vierten Bitte kommt man allemahl tausendmahl weiter. In Luthers Auslegung ist das letzte Wort: desgleichen, von grosser Bedeutung zu weitem Umfange. Aber wer glaubt das? *Hinc illae lacrymae!* Gott gebe, dass diess Wort zu seiner Zeit ein güldner Apfel in silberner Schaale sey, wie Salomo sagt, der weiser ist und bleiben wird als alle Ausleger, die jetzt an seinen Schriften hunzen."

"Kaufleute handeln nicht nach meinen Grundsätzen; also kann ich auch nicht ihr Rathgeber seyn. Ich würde dabey niemanden, als Gott um Rath fragen. Das ist aber unsern heutigen Modechristen und aufgeklärten Gelehrten zu hoch gegeben. — — Hast du denn gelesen, wie der König von Preussen den Herren Aufklärern in seinem Lande auf einmal das Spiel verdirbt? Weil alle theologische Facultäten und Consistorien bisher zu diesem Christenthumverderblichen Unfuge still geschwiegen haben, so muss sich unser Herr Jesus selbst helfen! — Mir zittert die Seele über euern gelehrten Unglauben; Gott erbarme sich."

1789. "Wenn ich in philosophischer Ruhe lebte, so würde ich bey meiner jetzigen Lage und den gegenwärtigen Zeitumständen gar sehr gestört werden. Das Ding kenne ich blos dem Nahmen nach, als einen löchrichen Born, der dem Durstigen kein Wasser giebt. Für Leute, die gar satt sind, wie die heutigen Modegelehrten, mag er gut seyn. Mir behagt er nicht. Ich weis von keiner Ruhe, als in Gott, unserm Vater, und seinem Sohn Jesu Christo; dabey habe ich bisher alle Stürme glücklich ausgehalten."

1791. "Die meisten Menschen von Belang werden immer räthselhafter, und das Grosthun auf Besserung des jetzigen Zeitalters fällt immer tiefer in den Koth. So gings aber mit der Griechischen und Römischen Weisheit vor 1800 Jahren auch."

"Ich habe mich allezeit wohl dabey befunden, wenn ich mich buchstäblich an die Regeln unsers Herrn in seiner Bergpredigt hielt, so viel ich auch Vorwürfe und Widersprüche deswegen in meinem Leben von Frommen und Gottlosen, Gelehrten und Ungelehrten, Gemüths- und Blutsfreunden habe aushalten müssen. Es ist eine herrliche Sache, ruhig wegen der Zukunft zu seyn, wenn nicht gleich gute Aussichten, oder wohl gar traurige dem Scheine nach vorhanden sind."

Für

"Für einen rechtschaffenen Mann haben mich sehr viele grosse Leute gleich vom ersten Anfang gehalten, und der verstorbene Oberhofprediger Herrmann *) hat sogar einige Monate vor seinem Ende zu jemand im Vertrauen gesagt: dass sie Gott danken müssten, einen solchen Mann zu haben. Wie er das gemeynt haben mag, lässt sich nicht wohl ganz errathen. Auf alle Fälle hat er die Hauptsache nicht getroffen. Denn das kann ich mir nicht denken; weil mir selbst alles Denken vergeht, wenn ich über die Möglichkeit nachdenken will, wie Gott sein Werk mit mir ausführen wird. Mir ists zu hoch und ich kanns nicht begreifen, und der geringste Wink davon zieht mir auch bey den billigsten und besten Freunden den Vorwurf eines Schwärmers zu. Also muss ich mich bey diesem grossen Gegenstand schweigend und leidend verhalten und mich in mein Incognito einhüllen. Die jetzige Zusammenkunft der mächtigsten Fürsten hier in Dresden gehört in diesen grossen Plan Gottes, und wirklich haben meine Ankläger und gewisse Volkssagen den Kaiser und den König von Preussen mit in meine Sache gemischt."

1792. "Nach Parallelen kann wirklich jede Nation mit ihren Hauptperioden, Haupt-

*) Die Biographie von ihm S. Nekrol. 1791. I, 238.

personen und besondern Zeitumständen ihre Geschichte in der Bibel und besonders in den Büchern des A. T. finden. Es ist aber nicht jedem gegeben, sich in diese Sache zu finden. Ich kann in dieser Art zu glauben, zu hoffen, zu schliessen keine Absurdidät finden, *positis ponendis.* Aber freylich stimmt das nicht mit unsrer heutigen gelehrten Denkungsart überein. Mit logicalischen Vernunftschlüssen lässt sich die Sache auch nicht machen. Einfältiges Lesen der Bibel mit gläubigem Forschen, auf welche Zeiten, Umstände, Personen u. s. w. der heilige Geist dieses oder jenes gewendet wissen will, thuts allein. Bekommt man über einzelne Dinge Aufschluss, so übersieht man nicht gleich das ganze Werk Gottes, dass man ein völliges System entwerfen könnte. Einer sieht mehr als der andere, dieser weiter als jener. In der Hauptsache treffen sie sich."

Gegen das Ende seines Lebens schrieb er; "Ich werde alle Tage verschlossener und das von Rechtswegen, weils Gott so haben will. Jetzt bin ich dümmer, als ich aussehe; sonst war das Ding anders. Gott muss den Schlüssel herbeyschaffen; von mir kanns niemand fordern. Ich bin gestorben und mein Leben ist verborgen. Für die sichtbare Welt, *capiat qui potest,* bin ich so gut, wie todt. Wer mich wieder auferwek-

ken

ken wird, der kann Wunder thun. Ein Räthsel! Erklär' es, wenn du kannst." —

"Hätte man über mich nicht abgesprochen, so würde man ganz anders mit mir verfahren haben. Aber so ists immer in der Welt mit Personen meiner Art gegangen. Ich vergebe es einem jeden, der sich an mir irrt; aber tief in der Seele kränkt es, wenn man bey bewusster Rechtschaffenheit sich so falsch beurtheilt, behandelt und herabgewürdiget sehen muss. Was für Gutes wird dadurch gehindert? Und auf wen fällt die Verantwortung? Einer wälzt die Schuld auf den andern und am Ende muss ich die Schuld aller über mich allein nehmen. Da habe ichs da und dort nicht recht gemacht, und mein Gewissen sagt mir doch, dass ichs nicht anders machen konnte, wenn dieses und jenes möglich werden sollte. — Spiegle dich an meinem Exempel. Mich demüthiget Gott rechtschaffen für meinen Stolz." — Diese letzten Worte Silligs sind um so merkwürdiger, da sie das Bekenntniss desjenigen Fehlers enthalten, durch den allerdings Sillig bey der grossen Verehrung vieler unter seinen Anhängern verleitet worden war. Es ist nicht zu läugnen, dass er durch einseitige Behauptungen und lebhaft ausgedrückte, unüberlegte Aeusserungen unter den gemeinen Leuten Schwärmerey verbreitete, und hinwiederum von ihnen noch mehr angesteckt

ward,

ward. Ohne diese Rückwirkung solcher Menschen auf ihn wäre es kaum möglich gewesen, dass ein vernünftiger Mann auf so sonderbare Irrwege hätte gerathen können. Bey einer feurigen Einbildungskraft, bey einem an sich schon starken Hang zum Ausserordentlichen und bey einer hohen Meynung von sich selbst und seinem Amte, war es ganz natürlich, dass er endlich auf Träume seiner Anhänger und unsinnige Reden verrückter Leute achtete, erzählte Erscheinungen als wahr gelten liess, und den Einbildungen dieser Menschen, dass er Johannes oder Elias oder ein Prophet sey, nicht mit dem Ernste widersprach, mit dem es der ruhig prüfende Mann gethan haben würde. Auch ist es wahrscheinlich, dass solche Menschen ihm die Veranlassung gaben, sich eine Art von Orakel zu machen, das er in seinen und der ihn um Rath Bittenden Angelegenheiten befragte, und dass er biblische Stellen, die er aus einem Kästchen zog, zu etwas andern, als blos gelegentlichen Erwekkungen guter Gedanken brauchte. Wenigstens hielt er darüber ein genaues Verzeichniss, und bey den Geburtstagen der Seinigen schrieb er ihnen gewöhnlich einige biblische Stellen, die er vermuthlich auf eben diese Art gezogen hatte, und die er, so verschieden auch der Inhalt seyn mochte, doch immer in eine kurze u. geistvolle Ermahnung zu verbinden wusste.

te. In seiner Lebensgeschichte kann man es sonderbar nennen, daſs er genau mit Jahr und Tag 30 Jahre sein Amt besaſs, und daſs dieser Zeitraum in drey Decennien zerfällt, die sich immer mit Jahren des Ungemachs für ihn endigten. 1772 wurde er in die lange Streitigkeit über die erwähnte Predigt verwickelt. 1782 hatte er mit Krankheiten seiner schätzbaren Gattin, (einer Tochter des Oberpastor Hilscher in Frankenberg, mit der er sich 1762 verheyrathet hatte) und aller seiner Kinder zu kämpfen; der Tod einer hoffnungsvollen Tochter zog ihn fast ganz von geräuschvollen Gesellschaften zurück, und fesselte ihn an die Einsamkeit eines kleinen Gartens, den er mit Vergnügen baute. 1790—1792 waren die letzten unruhigen Jahre seiner Prüfungszeit.

— Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süſsen Traum,
Lebenssatt, gebohren kaum,
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden.

Und die nie der Sonne lachten,
Unterm Mond auf Dornen wachten,
Gott im reinen Himmels Licht
Einst zu sehn von Angesicht,
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Den

Den 26. Novbr. 1792
starb zu Ansbach
Wilh. Ludw. Weckhrlin.

Weckhrlin beschäftigte eine Zeitlang durch seine bittere Satyre und durch seine entschiedene religiöse und politische Neuerungssucht und Keckheit, verbunden mit nicht gemeinen Talenten, die Aufmerksamkeit von Deutschland. Er hat seinen Witz sehr oft gemissbraucht; aber dennoch bleibt er merkwürdig, und ein sprechendes Gemälde seines unsichern unvollendeten Charakters und seines unsteten und würdelosen Lebens könnte überdiess für junge aufstrebende Geister als Warnung vor Abwegen nützen. In der kurzen Biographie, die seinem Bildnisse in der Moserschen Sammlung beygefügt ist,*) wird der Herausgeber des Nekrologs zur treuen und ausführlichen Darstellung dieses sonderbaren Man-

*) "Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer u. Künstler, und kurze Biographien derselben von Joh. Phil. Moser. Nürnberg, 1794. Th. I. No. 44." — Derselbe Aufsatz von Ludw. Schubart, steht auch in der deutschen Monatsschrift, 1794. Jun.

Mannes ausdrücklich aufgefordert. Was man hier lesen wird, ist das Resultat der nicht vergebenen Bemühungen, zu dem, was in jener kurzen Biographie gesagt ist, noch mehrere Beyträge zu erhalten; man muss aber freylich dabey nicht vergessen, dass die Materialien zur Geschichte eines so unruhigen und herumschweifenden Leben unter allen am schwersten in einiger Vollständigkeit zusammen zu bringen sind.

Sein Vater war Prediger in Ober-Esslingen, einem Würtembergischen Dorfe, wo ihm dieser Sohn 1743 gebohren ward. Seine erste Erziehung nahm grösstentheils der Vater über sich, und nur ein Paar Jahre besuchte er die Schulen in Stuttgard. Wenn Schul- und Universitätsbekannte von ihm aus ihrer Erinnerung Nachrichten mittheilen wollten, welche Stimmung und Eigenthümlichkeiten er schon damahls hatte, so würde man ohne Zweifel die Keime von dem erblicken, was er späterhin war. Er wurde auf die Universität Tübingen geschickt, um daselbst die Rechte zu studieren; hielt aber nicht lange aus und ging als Hofmeister nach Strassburg und von da nach Paris. Hier verweilte er, seiner Aussage zu Folge, etliche Jahre, so dass er sich zu jedem Dienst und Broderwerb erhob und herabliess; hier

fasste

faſste er ſeine hervorſtechende Liebe zur franzöſiſchen Literatur, und hier bekam ſein Geiſt den überwiegenden Hang zum Voltairiſiren, Linguetiſiren, zum Witz und zur Perſiflage, die nachher alles, was er dachte und ſchrieb, auszeichneten. —

Noth oder Veränderungsſucht trieben ihn wieder nach Deutſchland zurück; er ging nach Wien, wo er anfing Schriftſtellerey zu treiben. Er verfaſste Zeitungen, Gelegenheits-Verſe, Pro- und Epilogen, Liebesbriefe, u. ſ. w., gab Unterricht in Sprachen, hatte davon eine tägliche Einnahme, und verlebte dort nach ſeiner eigenen Aeuſserung, die angenehmſten Tage ſeines Lebens. Einem Manne von ſo feinen Kenntniſſen und von Welterfahrung hätte es in einer ſolchen Stadt nie an Zutritt und Unterhalt fehlen können, wenn er ſich nur einigermaſsen in dem Geleiſe der Convenienz und der geſellſchaftlichen Schicklichkeit erhalten hätte. Aber kaum lächelte ihn das Glück an, als er ſeine beſſern Freunde verlieſs; ſich mit Spielern, Müſſiggängern und ſchlechten Weibern herumtrieb, und bis zu elenden Pasquillen und Schmähſchriften, mitunter ſelbſt gegen ſeine Wohlthäter, herabſank. Lange blieb ſein Nahme verborgen, und das Talent, das ſelbſt aus der verlorenſten Flugſchrift von ihm hervorſah, verſchaffte

schaffte seinen Producten einen reissenden Abgang. Aber er selbst ward sein Angeber; er selbst hatte die Frechheit, die berüchtigten Denkwürdigkeiten von Wien (1777. 8.) als seine Arbeit in den angesehensten Häusern Wiens einzuführen. Der Lohn für diese Schandschrift war ein halbjähriger Arrest und sodann Verweisung.

Er ging nun nach Regensburg; weil er aber in dieser diplomatischen Atmosphäre nicht gedeihen konnte, so zog er nach Augsburg, wo er eine geraume Zeit angestaunt und von seinen gutmüthigen Landsleuten auf den Händen getragen wurde. Er war ein geistvoller Gesellschafter, ein hinreissender Erzähler. Er hatte von den Franzosen, die er so sehr ehrte, eine gewisse Geschmeidigkeit angenommen, die ihn jedem gemischten Zirkel sehr angenehm machen musste. Bey Personen, die er zu seinen Zwecken nöthig zu haben glaubte, konnte er seine Fehler und Unarten so verbergen, dass er auch den Scharfblick eines geübten Menschenkenners zu täuschen wusste; er war alsdann gefällig, zuvorkommend, ungemein unterhaltend, und wenigstens zuverlässiger als gewöhnlich; er wusste die Weiber für sich zu gewinnen und alle seine Talente geltend zu machen. Kein Wunder, dass er so in den besten Häusern

willkommen war, und dafs ihm die ehrlichen Augsburger mit Freuden Herz und Börfe öffneten. Lange aber durfte diefs Spiel nicht dauern, und es war wohl nie der Fall, dafs fich Weckhrlin anhaltend in der Gunft einer Familie oder eines Biedermannes erhalten hätte. Dankbarkeit fchien eine fchwere Laft für ihn, fobald er fich einem Haufe oder einem Freunde fehr verpflichtet fühlte, fo konnte man darauf zählen, dafs er entweder plötzlich wegbleiben, oder gar bey der geringften Veranlaffung fich durch Satyre und Spott an feinem Wohlthäter rächen würde.

Das war fein Fall in Augsburg, wo befonders ein Pasquill auf einen Mann, gegen den er Verbindlichkeiten hatte, feinen Abzug befchleunigte. Voll von Rache ging er nach Nördlingen, wo er ebenfalls wieder gut aufgenommen wurde, aber nichts dringender hatte, als feinen ganzen Zorn gegen Augsburg in feiner Schmähfchrift, Anfelmus Rabiofus, auszufchütten. Das Buch machte gewaltiges Auffehen in jenen Gegenden; es wurde fogleich von Seiten Augsburg confiscirt, und der Verleger Bock zu Nördlingen mufste die ganze Auflage dem dafigen Magiftrate gegen eine mäfsige Entfchädigung übergeben. Wohl mehr diefer Umftand, als der innere Gehalt der Schrift war Urfache, dafs

fie

ſie reiſsend abging, und in kurzer Zeit drey Auflagen erlebte. Sie hat ein locales Intereſſe und iſt daher nur dem ganz verſtändlich, der das Detail der Umſtände kennt.

In Nördlingen fing Weckhrlin nun an, eine Zeitung unter dem Titel Felleiſen zu ſchreiben, mit dem Motto *poſt nubila Phöbus*, wodurch er auf das Aufklärungswe- ſen zu N. deutete. Er fand hier, ſo wie vorher in Augsburg thätige Freunde; aber er entzweyte ſich mit ſeinem Verleger, und als die Nördlinger ſich da ihres Mitbürgers gegen einen Fremdling annahmen, verdarben ſie es bey Weckhrlin damit ſo, daſs er alle ſeine neuen Verbindungen vergaſs, den Staat an öffentlichen Orten eine naſenlange Welt und die Bürger Cimmerier nannte, und beſonders den Bürgermeiſter von Tröltſch, dem er ſeine Einführung in die Stadt und ſo manches Gute zu danken hatte, ſeine Geiſsel ſo empfindlich fühlen lieſs, daſs jeder Weg zur Verſöhnung auf immer abgeſchnitten war. Er bekam nun das *Conſilium abeundi*, und ging von Nördlingen nach Baldingen, einem benachbarten Wallerſteiniſchen Dorfe, wo dieſer excentriſche Menſch von aller Welt zurückgezogen und der Stürme des Lebens überdrüſsig, eine Zeitlang in der Stille lebte. Im Genuſſe der ſchönen Natur, im Umgang mit ſeinen Bü-

 chern

chern und wenigen Landleuten sammelte sein Geist originelle Ideen über Religion, Staaten und Geschichte, und fasste den Entschluss diese in freyen Heften der Welt mitzutheilen und sich dadurch das Einkommen von seinem Vermögen zu vermehren. So fing er um diese Zeit seine Chronologen an (12 Bände, jeder von 3 Heften. Frankfurt und Leipzig 1779–1783). Durch sie wurde Deutschland zuerst aufmerksam auf ihn. Witz, Laune, Bekanntschaft mit der französischen Literatur, Freymüthigkeit, die oft in Muthwillen ausartete, verschafften dieser periodischen Schrift viele Leser in allen Gegenden, lebhafte Freunde, heftige Gegner, und auch kritische Beurtheiler, welche die Talente eines geistreichen Mannes in ihm nicht verkannten, und sich von ihm über interessante Gegenstände auf eine originelle Art gern unterhalten liessen, ohne zu übersehen, dass es ihm an gründlichen Kenntnissen und an ruhiger Erforschung der Wahrheit gebrach. Von 1784 bis 1787 hies seine periodische Schrift das graue Ungeheuer (36 Hefte oder 12 Bände); 1789, Hyperboräische Briefe (7 Bändchen) und 1791 Paragrafen (3 Bändchen); es verlor allmählig Interesse und Leser, denn man fand nun häufige Wiederhohlungen und schwache Stücke und so schlief es ein.

Er

Er lebte hier ganz nach ſeinem Sinne, ſpottete von ſeiner Einſamkeit aus über alles, und neckte alles, ſo weit er reichen konnte. Er machte es ſich zum Geſchäfte, die Frühpredigt, die der Nördlingiſche Caplan alle Sonn- und Feyertage in Baldingen zu halten hat, Abends im Baldinger Wirthshauſe zu recenſiren und zu perſifliren, ſo daſs beynahe die Baldinger Bauern lauter Freygeiſter wurden, wie man in Nördlingen ſagte; "ſonſt käme, hieſs es dort, die Freygeiſterey aus den Städten auf das Land, bey ihnen aber käme ſie von dem Lande in die Stadt."

Nach ſeiner Art zu denken, erlaubte er ſich in ſeinen Briefen an Grafen und Edelleute in Wien die lächerlichſten Unwahrheiten. So gab er vor, er brächte ſeine meiſte Zeit auf ſeinem Rittergute zu Baldingen zu. Es trafen daher Briefe bey dem Nördlinger Poſtamt ein addreſſirt an den Ritter von Weckhrlin. Oefters traf ſichs nun, daſs der eine oder andere ſeiner Correſpondenten dieſe Gegend paſſirte und ſich zu dem vermeinten Ritter führen lieſs; wie erſtaunte er aber, wenn er nun in eine elende Wohnung geführt wurde, wo kaum vier Menſchen Raum hatten, und noch dazu den gelehrten Beſitzer des Dorfes in einem lächerlichen Aufzug antraf. Auf dem Kopf hatte er einen grauen tyroler

Hut; das Halstuch vorn in einen Knoten geschlungen, hing über die Brust herab; an seinem Rock konnte man kaum noch die ursprüngliche Farbe erkennen; seine Strümpfe waren über die Beinkleider heraufgezogen und wurden von breiten Kniebändern gehalten, seine Schuhe waren mit einem zerlumpten Bande gebunden. Zu dieser sonderbaren Figur stimmte seine zwar geistreiche, aber dabey faunische Gesichtsbildung und ein schneidendes Lächeln. Gewöhnlich traf man ihn im Bette an. Hier las er Zeitschriften, notirte sich manches, schrieb aber zum Druck oft in acht Tagen nichts wieder. Er harrete, bis die glückliche Stunde der leichten Geistesthätigkeit eintrat und abgefaſst war ein Stück seiner Monatsschrift in einer Zeit, wo es andere kaum zu lesen vermochten. Zuweilen kam ihm freylich auch sein gelehrter Correspondent zu statten, in dessen philosophischen Auffätzen nur die stets wiederholten Ausfälle gegen die Wunder ermüden. Wer mag er wohl gewesen seyn?

Nicht nur die Geistlichkeit, mit der Weckhrlin unaufhörlich Krieg führte, sondern überhaupt jeder, von dem er im mindesten beleidigt oder vernachläſſigt zu seyn glaubte, muſste die Geiſsel seiner Satyre fühlen. So muſste, z. B., der Dichter Schubart

eine

eine Nachläſſigkeit theuer büſsen, als er von Weckhrlins Empfehlung eines Wallerſteinſchen Canzelliſten, der mit den Wärtembergiſchen Truppen nach der Kapſtadt gehen wollte, keine Notiz nahm, ſondern auch die Antwort auf Weckhrlins Brief ſchuldig blieb. Dieſer rächte ſich dadurch, daſs er den bittern Rheingrafſalmiſchen Brief, worin Schubart ſo heftig mitgenommen wurde, nebſt einem erdichteten Brief Schubarts in ſeine Zeitſchrift einrücken lieſs. Dieſe beiſsende Satyre war ſo fein eingeleitet, daſs man den Betrug nicht eher merkte, als bis ſich Schubart darüber beklagte. Weckhrlin entſchuldigte ſich damit, daſs ihm dieſer Brief unter Schubarts Namen wäre zugeſchickt worden, und da er deſſen Handſchrift noch nicht zu Geſicht bekommen hätte, ſo wäre dieſes Verſehen unvermeidlich geweſen.

Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beſchäftigungen zu Baldingen konnte er die Schande nicht vergeſſen, die ihm Nördlingen durch ſeine Verweiſung angethan hatte. Im Jahr 1788 lieſs er in Straſsburg eine Invective gegen den Nördlinger Magiſtrat drucken und in einzelnen Paketen durch die Poſt an die Bürgerſchaft verſenden. "So gern, heiſst es in dem angeführten biographiſchen Aufſatze, der Magiſtrat die Sache unterdrückt und ſeinen

ganzen Verkehr mit Weckhrlin durch dessen Verweisung als beendigt angesehen hätte, so laut forderte ihn Klugheit und die Art des Angriffs zur Ahndung auf; denn nicht nur einige angesehene Personen der Stadt waren in der Schrift aufs empfindlichste blos gestellt, sondern die Bürgerschaft fast wörtlich zur Empörung aufgefordert. Der Rath liess daher die Schmähschrift öffentlich verbrennen, und den Fürsten von Wallerstein bitten, den Verfasser deshalb in Untersuchung zu nehmen. Zum Schein ward Weckhrlin nach Hochhaus, einem fürstlichen Oberamtsschlosse gebracht, um da, wie es hies, für seine Sünden zu büssen. Allein man weiss, dass er dort vielmehr als Gast, und nicht als Gefangener behandelt wurde. So viel hier von seiner Gefangenschaft, wovon man im Publikum so alberne Sagen ausgebreitet hat! Von nun an liess Weckhrlin die Nördlinger in Ruhe, sammelte sich eine artige Bibliothek, lebte auf Hochhaus vier Jahre von seinen schriftstellerischen Arbeiten, und lauerte mit Falkenblicken auf den Gang der französischen Revolution."

Andere Nachrichten sagen, dass er nicht blos auf Requisition der Nördlinger sey festgesetzt worden, sondern er habe kurz vorher auch den Fürsten von Wallerstein durch einen Spott

Spott über die katholische Lehre vom Abendmahl aufgebracht. "Es gäbe, sagte er einst, eine Menschenraçe, die ihren Herrngott täglich einige Millionen Mahl esse, und ihn wieder von sich gäbe." Diess habe der Fürst erfahren und es bestraft.

Im Jahr 1792 gerieth er bey Gelegenheit der Preussischen Besitznehmung der Fürstenthümer in Franken, auf den Gedanken, sich in Anspach zu setzen, und eine Zeitung zu schreiben. Er reisste nach Anspach, erhielt von dem Minister von Hardenberg, der ihn schätzte, Erlaubniss zur Ausführung seines Plans, übertrug einem dasigen unternehmenden Gastgeber Verlag und Spedition, und erhielt von diesem beträchtliche Vorschüsse zu einer Reise nach Strassburg und Paris, um Correspondenten zu suchen. Er kam zurück, seine Freunde warnten ihn einstimmig; Genannte und Ungenannte wendeten sich schriftlich an ihn, um ihn von diesem Vorsatze abzubringen; denn man sah voraus, dass er sich dadurch grossen Verdruss zuziehen und dass die ganze Sache nicht lange dauern würde. Nach langem Zaudern fing er seine Zeitung unter dem Titel: Anspachische Blätter an, schrieb sie, wie man voraussehen konnte, nicht viel über ein Vierteljahr, bald stark, bald matt; bald neu, bald alt; bald freymüthig, bald versteckt.

Da er unter dem Schutze des Ministers stand, so wagte es keiner seiner vielen Feinde, ihm zu Leibe zu gehen. Einstmahl war dieser abwesend; es kam ein falsches Gerücht, die Franzosen seyen im Anzuge, und Weckhrlin, ihr Correpondent, habe die Stadt verrathen. diese lächerliche Farce wurde von einem seiner Gegner verbreitet, der seine Zeitung des Jacobismus verdächtig hielt. Der Pöbel trat in Haufen zusammen und knirschte mit den Zähnen über Weckhrlin, der nichts weniger ahndete, als dass die Volksbewegungen ihm gelten sollten. Genug, er bekam Stubenarrest, man versiegelte alle seine Briefschaften, und den 24. Novbr. 1792 starb er aus Gram oder Wuth über diese Verhaftung. Der Minister befahl, die Sache auf das strengste zu untersuchen, und man fand in seinen Papieren nichts, was von Bedeutung gewesen wäre. Die Sache schlief allmählig ein. Er hatte sich nie aufs Wirthschaften verstanden; denn ungeachtet ihm der Bogen seines grauen Ungeheuers und der hyberboräischen Briefe mit 9 Gulden bezahlt wurde, und er noch überdiess von seinem väterlichen Vermögen einen jährlichen Zuschuss von 400 Gulden erhielt, so befand er sich doch immer in Geldverlegenheit. Auch bey seinem Tode hinterliess er nichts und er wurde in der Stille auf fremde Kosten beerdigt.

Weckhrlin war wohlthätig gegen dürftige, vertraulich mit Niedern, zuvorkommend gegen Fremde, und im höchften Grad freygebig. Hingegen befafs er auch die reizbarfte Empfindlichkeit und eine Rachfucht ohne Gränzen. Diefs beweifst fein immer von neuem geäufserter Hafs gegen die Geiftlichkeit, gegen die er nun dann gelinder zu denken anfing, und fie mit mehr Schonung behandelte, als er bey feiner Feftfetzung auf dem Schloffe Hochhaus den gelehrten und aufgeklärten damaligen Specialfuperintendenten Lang zu Hohenaltheim kennen lernte. Als noch kurz vor feinem Tode ihn ein Freund fragte, ob er keinen Geiftlichen verlange? antwortete er: er möchte ihn doch mit Befuchen, die er in gefunden Tagen nicht habe leiden können, verfchonen.

Seinem Witze huldigte er unbedingt und felbft auf Unkoften feiner Freunde. Wenn feine Laune erwachte und ein Gegenftand des Spottes fich darbot, dann galt ihm Freund und Feind gleich. Dadurch fchreckte er nicht nur viele feiner Nachbarn von feinem Umgange ab, fondern fein Rücken mufste auch zuweilen die Freyheit feiner Zunge büfsen. Andere zum Zorn zu reitzen und von ihnen angegriffen zu werden, machte ihm Freude, und als ein fchweitzerifcher Kanton feine

Chro-

Chronologen wollte verbrennen lassen, schickte er ihnen noch seinen Schattenriss zu dieser Feyerlichkeit.

Als theoretischer Anhänger Epikurs verläugnete er auch in seinem praktischen Leben nicht, dass ihm das sinnliche Vergnügen die Regel seines Thuns sey. Wollust und Wein waren die Götzen, denen er in frühern Jahren zu freygebig geopfert hatte. Die Wirkung entsprach der Ursache. Ein Beinfrass nagte an seinem Leben, und zu spät erkannte und lehrte er die Wahrheit: das Laster ist ein Rechnungsfehler. Alle hitzigen Getränke waren ihm verboten; auch lebte er der Vorschrift so ziemlich gemäss. Nur von Zeit zu Zeit konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, zu grosse Becher zu leeren, die ihn dann gewöhnlich in eine Pfütze oder Graben warfen, woraus ihn seine Magd mit Mühe zog und nach Hause führte. Mit dem komischsten Witze wusste er über die Menge von liederlichen Dirnen zu spotten, die ihn zum Vater ihrer unehelichen Kinder angaben, ungeachtet er die meisten nicht einmahl gesehen hatte. Da er strafefrey war, und nur darüber zu scherzen pflegte, so konnten sie kein besseres Subject für ihre Verlegenheit finden.

Frey

Frey von Bestechung war **Weckhrlin** nicht wie er diess in Absicht der Mesmerischen Geschichte, die er zu vertheidigen übernommen hatte, seinen Freunden eingestand.

Unter allen Schriftstellern liebte er den Montesquieu am meisten, dessen *Esprit des loix* nie von seinem Pulte kam. Seine Vorliebe zur französischen Literatur hatte auch auf seinen deutschen Styl einen unverkennbaren Einfluss, und machte, dass er von Gallicismen voll war.

Man hat den wahren Gedanken geäussert, dass seine Zeitschriften es wohl verdienten, von einem Manne durchlaufen, von den Schlacken des Tags gereinigt, und das Beste daraus in ein paar Bändchen für die Nachwelt gesammelt zu werden, welches unstreitig eine unterhaltende Lectüre geben würde.

Den 1. Septbr. 1793.

starb zu Augsburg

J. Friedr. Freyhr. v. Tröltsch,

Kaiserl. Hof- und Pfalz-Graf, Rathsconsulent der freyen Reichsstadt Augsburg, Deputirter in Reichs- und Kreissachen und Scholarch.*)

Ein Mann, der im Stillen seinen Vaterlande die wichtigsten Dienste leistete, und daher um so mehr eine Stelle in Blättern verdient, die vorzüglich darauf hinwirken, das Verborgene Verdienst achtungswürdiger Deutschen zu enthüllen!

Er wurde den 8ten März 1728, in der freyen Reichsstadt Nördlingen, gebohren, und

*) Quellen: Ehrendenkmahl dem Herrn Joh. Friedr. Frhr. von Tröltsch etc. errichtet von Heinr. Andr. Martens, Rector des Gymnasiums bey St. Anna zu Augsburg, daselbst 1793. 4. — Eine biographische Notiz im im Reichs-Anzeiger; Jahrg. 1794. S. 991. — Handschriftliche Beyträge.

und war der erste Sohn zweyter Ehe, des dasigen Stadtamtmanns Wallfried Daniel Tröltsch. Dieser hatte nach vollendeten akademischen Studien, auf einer Reise durch Frankreich, die Schweiz und einen Theil von Deutschland, seinen Geist und Geschmack gebildet, und der Ton, der in seinem Hause herrschte, gehörte deshalb zu dem feinern der Stadt. Er war ein gerechter, aber strenger Vater, und diese Gemüthsart hatte, in vereinter Wirkung mit der Sanftmuth der Mutter, auf die Characterbildung ihres ältesten Sohnes den wohlthätigsten Einfluss. Seine Neigung zu den Wissenschaften zeigte sich früh, und wurde durch körperliche Schwächlichkeit, die Folge einer Krankheit aus seinen Kinderjahren, nicht gemindert. Den Elementarunterricht verdankte er seinem braven Vater, der sich zugleich eifrigst bemühte, in ihm mit dem Gelehrten auch den Menschen zu erziehen. Unter der Lenkung dieses trefflichen Lehrers besuchte er späterhin auch noch das Gymnasium seiner Vaterstadt. Seine Fortschritte in dieser Zeit waren schnell; und ausgerüstet mit festen moralischen Grundsätzen und mehr als gewöhnlichen Vorkenntnissen sah er sich im 18ten Jahre, im Stande, seine akademische Laufbahn anzutreten. Er bestimmte sich, vielleicht nach dem Beyspiel seines Vaters, zum Studium der Rechte, und ging zur Erreichung dieses Zwecks, 1746

nach

nach der Universität Erlangen ab; der unter frohen Hoffnungen ertheilte Seegen seiner Eltern, die Freundschaft und die herzlichsten Glückwünsche seiner Lehrer, begleiteten ihn.

Den ersten Schritt auf die Universität, der in unsern Tagen der entscheidende für das dauernde Wohl oder Unglück eines Jünglings geworden ist, that der junge Tröltsch, nicht planlos, und zeichnete sich also schon durch seinen Antritt der mislichlten Periode in dem Leben der studirenden Jugend, vor tausenden seines Gleichen vortheilhaft aus. Frühzeitig hatte er den Menschen in seinen Handlungen kennen gelernt, und daher eine Liebe für die pracktische Philosophie gefaſst, die bey ihm nie erlosch, und nie erkaltete. In allen Verhältnissen seines Lebens, selbst unter der Last der gehäuftesten Amts- und Neben-Geschäfte versäumte er nie, dieses, zur Würde der Menschheit gehörige Studium ferner zu treiben; er nahm also darauf auch gleich in den ersten Jahren seines akademischen Lebens, hauptsächlich Rücksicht. Das *non multa sed multum* in Absicht seiner Kenntnisse, war das Grundgesetz, nach dem er seinen ganzen Studienplan entwarf. Er wollte nicht, als vielseitiger Gelehrter einst groſsen Umfang seiner Wissenschaften zeigen, aber er strebte voll Eifer darnach, das Studium, was er, um seinem Lande zukünf-

zukünftig practiſch brauchbar zu ſeyn, ergriffen hatte, gründlichſt bis in ſeine kleinſten Theile zu erlernen. Männern, die ſich dem Staat widmen, hat er hierin ein der Nachahmung würdiges Beyſpiel aufgeſtellt. Er widmete ſich ihm, und blieb mithin von den Reizen der ſchönen Künſte oder anderer Fächer unverſucht; aber er lernte ſeine Wiſſenſchaft auch in ihren weiteſten Gränzen kennen, und ſah daher mit Recht die practiſche Philoſophie als einen weſentlicheu Theil derſelben an. Bey der unabſehbaren Gröſse des Feldes, das die Wiſſenſchaften in unſern Zeiten einnehmen, und das in ſeiner eilenden Erweiterung, jede Gränze zu verlieren ſcheint, kann die Wahrheit und Einſicht, die dieſen jungen Mann in ſeinem Werden leitete, und ihn allein wirklich an das gewünſchte Ziel brachte, nicht genug beherzigt werden. — Der noch lebende kaiſerliche Reichshofrath von Braun, Gonne, Roſsmann und Schierſchmidt ſind die Männer, unter denen der junge Tröltſch in Erlangen den Grund zu ſeiner Wiſſenſchaft legte, denen er als ſeinen Muſtern nacheiferte, und die er, ſo lange er lebte, mit Dankbarkeit nannte. Gleich im erſten Jahr ſeines Aufenthaltes zu Erlangen ſchrieb er eine lateiniſche philoſophiſche Abhandlung: *de enunciationibus identicis. Erlangae 1746. 4.* und das Jahr darauf eine juriſtiſche: *de juris-*

dictione in genere ejusque a legis actione, et reliquo judicis officio differentia, jure Romano. Erl. 1747. 4.

Von Erlangen ging er 1747 nach Göttingen ab, wo er sich, unter Gebauer, Köhler, Schmauss, Ayrer und Mosheim, die Kenntniss der noch übrigen ihm fehlenden Theile der Rechtsgelahrtheit und der Kirchengeschichte erwarb, und sich bestimmt zum Publicisten bildete. Er überzeugte sich bald von der Richtigkeit des Satzes, dass ein Staatsmann hauptsächlich in den Geschäften und in der Praxis selbst, seine Bestimmung erreiche, und er scheute daher keine Mühe, Akten und Processe zu bearbeiten, Registraturen und Archive kennen zu lernen, und in Cabinete und Canzleyen Einsicht zu erhalten; dabey versäumte er jedoch nicht, die Theorie seiner Wissenschaft durch mannichfaltiges Lesen und Nachschlagen in den Quellen und neuern Schriften, immer gründlicher zu erforschen.

Seinen viertehalbjährigen Aufenthalt zu Göttingen, und mit ihm, seine ganze akademische Laufbahn, schloss er mit der öffentlichen Vertheidigung einer juristischen Dissertation unter Ayrers Vorsitz*) ohne jedoch die Doctor-

*) *Analecta juris ad singularia statutorum Nordlin-*

Doctorwürde, oder einen andern Universitätstitel anzunehmen; nach welchen nichtigen Ehrenbezeugungen er niemals trachtete.

Eine Reise wie sein Vater zu unternehmen, erlaubten die ökonomischen Umstände seiner zahlreichen Familie nicht. Er kehrte daher in seine Vaterstadt zurück; und ob er gleich durch seine thätige Unterstützung des damals kranken Consulenten Scheiffelhut, Proben von seinen gründlichen Kenntnissen ablegte, so hatte er doch keine Aussicht zu einer förmlichen Beförderung; als er im Jahr 1752 von der verwittweten Sophie Louise, gebohrnen Land-Gräfin von Hessen-Darmstadt, einen Ruf nach Oettingen mit dem Charakter eines Wittthums Rathes erhielt, und annahm.

Tröltsch lernte den Hof kennen, ohne mehr als seine gute Seite anzunehmen. Seine äussere Form gewann mehr Feinheit, ohne dass die Selbstständigkeit seines Charackters verlohren gegangen wäre, und er wurde der Gesellschafter seiner Fürstin, ohne ihr Schmeichler zu werden. Im Jahr 1758 starb seine Gönnerin. Eine Geschäftsreise, die er in ihren Angelegenheiten nach Augsburg unternehmen musste,

S 2 mach-

lingensium; in academia Georg. Aug. moderante G. H. Ayrero; etc. publice disputat Jo. Friedr. Tröltsch, auctor. Gütting. 1749. 4.

machte ihn zum erstenmal mit dieser Stadt bekannt. Er trat hierauf als wirklicher Hof- und Regierungsrath in die Dienste des Fürsten von Oettingen Johann Aloys, womit er zugleich die Stelle eines Ober-Amtmanns zu Aufkirch verband.

Er gab in dieser Zeit mehrere kleinere und grössere Schriften heraus, die zuletzt zu einer beträchtlichen Zahl anwuchsen und sämmtlich in Meusels Gelehrtem Deutschland aufgezeichnet sind. Sein gemeinnützigstes Werk ist sein: Chronologischer Auszug der Geschichte von Frankreich etc. aus dem Französischen des Präsident. v. Hainault 1760. 4., eine Uebersetzung des bekannten *Abregé* dieses berühmten Historikers.

Die Dienste, die Tröltsch dem Oettingeschen Hause mehrere Jahre hindurch geleistet hatte; die Verwandtschaft dieses Hauses, seit Kaiser Carl des sechsten Zeiten, mit dem Erzhause Oestreich, öffneten ihm den Weg, durch den Wiener Hof in den Adelstand erhoben zu werden, und 1765 erhielt er auch wirklich den Adelsbrief für sich und seine zwey noch lebende Brüder. Er nahm ihn an; denn er glaubte mit Recht, Verdienstadel nicht ausschlagen zu müssen. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Anna Sophie Chri-

stiane

stiane, der Tochter des Dänischen Canzleyraths von Mouk, mit welcher er acht Kinder erzeugte.

Im Jahr 1767 erhielt Tröltsch den Ruf als Rathsconsulent in Augsburg; nach einigem Schwanken hielt er beym Fürsten um seine Dimission an, und ging in seinem neuen Beruf nach Augsburg ab. Ein Rathsconsulent in Augsburg ist in die wichtigsten und mannichfaltigsten Arbeiten, Verrichtungen, Haupt- und Nebengeschäfte verwickelt, dass ihm kein Theil der Rechtswissenschaft unanwendbar bleibt. Dazu kam, dass Tröltschens Wirkungskreis nun in eine Handelsstadt versetzt wurde, und so hatte er in Augsburg erst alle seine tiefen Kenntnisse, seine durchdringende Erfahrenheit, im römischen, kirchlichen, deutschen Privat- und Staatsrechte, seine gründlichen Einsichten im praktischen Rechte völlig entfaltet. Seinen ehrenvollen Posten behauptete er mit Würde durch die eifrigste Thätigkeit, Ordnung, Vorsichtigkeit in Staatsangelegenheiten, Klugheit in Anschlägen, und so gewann er in kurzem allgemeines Ansehen und die Liebe und Achtung seiner Collegen.

Im Jahr 1770, da auch in Augsburg eine schleichende Hungersnoth zu befürchten war, bewirkte Tröltsch in Begleitung des Baron

von Liebert, und des Baron von Carli durch eine Audienz am Wiener Hofe, die freye Zufuhr des Getreides durch Tyrol nach Augsburg und rettete hunderte seiner Mitbürger vom Rande des Grabes. In demselben Jahre bearbeitete er die Augsburgische Procesordnung, und erhielt die Advocatur an der Hospitalstiftung.

Seine Thätigkeit, mit der er sich durch die schwere Masse seiner Amtsgeschäfte, seiner Correspondenzen, seiner Verbindung mit Staatsmännern und Geschäftsleuten, seiner häuslichen Angelegenheiten endlich, (denn unter allen diesen Lasten versäumte er auch nichts in der Erziehung seiner Kinder) bey einem schwächlichen Körper hindurch arbeitete, ist fast unglaublich; sie lebte von neuem auf, als ihn die Aerzte 1771 zum erstenmal dem Tode entrissen.

1777 starb sein ältester College, Rathsconsulent Tauber, und die grosse Menge seiner Arbeiten ward itzt noch mit neuen vergrösert. Er erhielt die Stelle eines Reichs- und Kreisdeputirten, die eines Deputirten zum Münzwesen; er wurde zum engern Ausschus der burgauischen Insassen, und zu dem Scholarchat gezogen. Hier kam er in collegialische Verbindung mit dem thätigen Rector des dasigen Gymnasii, Hieron. Andr. Mertens, und nach

nach dessen Urtheil zeigte er auch die Richtigkeit seines Blicks als Schulvorsteher, und machte sich um die Schule in mehr als einer Hinsicht treflich verdient. Eben so wirkte er auch in seinen andern neu angetretenen Aemtern mit Würde und Nutzen, und es war natürlich, dass er sich bey den ausserordentlichen Vorzügen, die er als Geschäftsmann besass und die sich täglich mehr entwickelten, je mehr er Verrichtungen übernahm, die Achtung der angesehensten Männer im höchsten Grade erwarb.

Seine Arbeiten vermehrten sich unaufhörlich, er erhielt weiterhin auch die Deputationsstelle zum Landquartierwesen, zur Finanz- und Oeconomieverbesserung, und war itzt zum erstenmal gänzlich ausser Stande seinen Kindern eignen Unterricht zu ertheilen. In den Jahren 1778 und 1779 bearbeitete er auch die Pflege- und Wechselordnung. Als Richter war er gerecht und handelte streng nach den Gesetzen, die positives Recht nnd Moral ihm vorschrieben.

Im Jahr 1784 fiel er in eine zweyte tödtliche Krankheit, ward aber auch wieder gerettet, und setzte mit neuer Thätigkeit seine Laufbahn fort; ja er wurde wirklich im Jahr 1790 nach dem Absterben Kaiser Josephs II. von dem Churfürsten von Baiern Carl Theodor als

Assessor des Reichsvikariats-Hofgerichtes zu München angestellt, und am Beschlusse dieses Reichsvikariats-Gerichtes, mit seinen zwey Brüdern zu Nördlingen in den reichsfreyherrlichen Stand erhoben Nach Leopold II. Tode, wurde Tröltsch zum zweytenmal als Beysitzer beym Reichsvikariats-Gerichte angestellt, eine Ehre, die noch keinem Augsburger jemals zu Theil wurde. Sie war der letzte Triumph seiner Wirksamkeit. Eine gänzliche Entkräftung aller Theile seines Körpers, die mit einer Diarrhöe ihren Anfang nahm, raffte ihn nach einem vierzehntägigen Krankenlager im 65sten Jahre hin. Dem Staat, dem er so ausgezeichnete Dienste leistete, wird sein Andenken stets ehrenwerth bleiben.

Obgleich Tröltsch ganz in juristischen Geschäften lebte, so beschäftigte sich sein Geist doch auch gern mit der praktischen Philosophie, und liebte Schriftsteller wie Garve, Zimmermann, Büsch, und Knigge. Im Fache der Rechtsgelehrsamkeit hielt er Pütters Schriften vorzüglich hoch; das neue Preussische Gesetzbuch war ihm eine sehr angenehme Erscheinung und wurde fleisig von ihm gelesen. Täglich beschäftigte er sich mit religiösen Betrachtungen; Hermes Handbuch und Morus Epitome schätzte er besonders. Das was er im J. 1790 an seinen Bruder, den Superintendenten

in

in Nördlingen schrieb, kann ein Zeichen von seiner Denkungsart über Religionssachen seyn: "Ich feyere dermalen die Feyertage mit der Communion bey dem Tische des Neuen Testamentes, und führe meine zwey Söhne, nachdem sie gestern von Hrn. Pastor Steiner confirmirt worden sind, zu dem Bundesaltare. Bethe mit mir für sie, dass sie Gott und Religion nie vergessen und wache für ihr Gewissen, wenn ich nicht mehr kann. Ich missbillige die allzufrühe Eilfertigkeit zum Abendmahle, die man oft zu einer Art von Emancipation bey uns macht." — In der Erziehung befolgte er strenge Grundsätze und sah davon die besten Folgen; seine kluge und wirthschaftliche Gattin unterstüzte ihn dabey, so wie er überhaupt mit ihr in der grösten Eintracht lebte. Er war im patriarchalischen Sinn das Haupt und der Rathgeber seiner ganzen Familie.

Den 11. Octbr. 1790

ſtarb zu Königsberg

Georg Christoph Pisanski,

Königl. Oſtpreuſs. Conſiſtorial-Rath, Doctor der Theol. und Rector der Domſchule.

Zum Andenken dieſes gelehrten Mitglieds der K. deutſchen Geſellſchaft in Königsberg hielt der verdiente Kirchenrath Borowski in dieſer Geſellſchaft eine Rede, die nachher auch unter dem Titel: Ueber Leben, Charakter und Schriften Piſanski's etc. 25 Seiten, 8. gedruckt worden iſt. Da im Nekrol. 1790. II, 343, nichts als die Anzeige ſeines Geburts- und Todesjahrs ſteht: ſo folgt hier aus Borowski's Schrift eine kurze Schilderung dieſes Mannes.

Piſanski ſtammt aus der in Polen ehemals ſehr ausgebreiteten Familie von Helm; einer ſeiner Vorfahren, Georg von Helm, verlies um die Zeit der Glaubensverbeſſerung ſein Vaterland Polen und die angeſtammte katholiſche Religion, kam nach Preuſſen, wurde 1567 Pre-

Prediger zu Pisanizzen und nannte sich seitdem nach seinem Wohnorte, wie sich seine Nachkommen noch bis jetzt nennen. — Seine Mutter war Catharina Louisa, die Tochter des Preussischen Naturforschers, des Probsts Helwing in Angerburg, die um so mehr hier eine Erwähnung verdient, da sie und ihr rechtschaffener Vater auf die frühe Bildung Pisanski's den gröfsten Einfluss hatten; denn als er in Angerburg auf der Schule war, konnte er täglich um seinen Grosvater seyn, der durch seine grofsen Kenntnisse, die ihn zum Mitglied der Berlinischen Akademie der Wissenschaften erhoben hatten, und durch seine Erfahrungen diesem Enkel sehr nützlich wurde. Nun studirte er von 1742 an Theologie in Königsberg, wurde in seinem 23sten Jahre Collaborator bey der Altstädtischen Schule, und da er im pädagogischen Fache so glücklich war, rückte er in wenigen Jahren bis zum Rektor hinauf. Im Jahr 1759 belohnte man seinen unermüdeten Lehrerfleifs durch das Rektorat der Domschule; er wurde Magister und nun auch neben seinem Hauptamte nützlich für die Universität; 1773 nahm er die Doctorwürde in der Theologie an. Verheirathet war er mit Johanna Agnes Liedert, die ihn überlebte.

Er war ein nach alter Art gründlicher und gelehrter Mann, und war es durch treue, nachahmungs-

ahmungswürdige Anwendung seiner Schul- und Universitätsjahre geworden. Unter der Leitung seines Grosvaters hatte er sich auf der Schule so viele Sprachkenntnisse gesammelt, dass er beym Weggang auch die schweren lateinischen Klassiker las, im Griechischen und Hebräischen, selbst in der französischen und italiänischen Sprache nicht unerfahren war, und die Hauptmomente der Welt- und Literär-Geschichte inne hatte. In den Universitätsjahren trieb er mit eisernem Fleiss Mathematik, Philosophie und die eigentlich theologischen Wissenschaften, und zog die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich. Schultz, der ihn zum Lehrer der Altstädtischen Schule wünschte, liess ihn zu sich rufen, legte ihm eine schwere mathematische Aufgabe vor, die er lösete, liess ihn über ein Thema, das er ihm sagte, auf der Stelle einige lateinische Verse machen, sich von ihm die Methode, nach welcher er ungefähr sein Erlerntes andern beybringen möchte, erzählen, war äusserst zufrieden und nahm ihn zum Lehrer an seine Schule. Von der Universität wurde er verschiedentlich zur Professur der Dichtkunst, des Styls und der Geschichte, der praktischen Philosophie, und der Theologie vorgeschlagen. Bey seiner Magisterpromotion verbat er bey keinem der acht Glieder der philosophischen Facultät das gewöhnliche Examen, das sonst in einer oder der andern Wissenschaft wohl erlassen

laffen zu werden pflegt, fondern ftand jedem zur Beantwortung bereit. Seine vielen Schriften in fo verfchiedenen Fächern, als Theologie, Naturgefchichte, vaterländifche Alterthümer, Gefchichte, und befonders *Literar-Hiftorie*, beweifen die Mannichfaltigkeit feiner gründlichen Kenntniffe.

Er rechnete fichs zur Ehre, ein orthodoxer Theolog zu heifsen und benutzte den ganzen Reichthum feiner *Kenntniffe*, das Syftem, fo wie es ihm wahr erfchien, zu unterftützen. Borowski verfichert indefs, dafs er in den letztern Jahren mehr tolerant gewefen fey, als man fonft von ihm vermuthete. Er ging mit der neueften Literatur fort und bis wenige Wochen vor feinem Tode nahm er noch Antheil daran.

Bey der Anftrengung in feinem Hauptfache und in feinem Amte war ihm, aufser kleinen lateinifchen und deutfchen Gedichten, die er zuweilen, und am mehrften auf Erfordern des akademifchen Senats fchrieb, befonders die Vaterlandsgefchichte eine Art von Erholung und Zeitvertreib. Daher feine vielen Schriften über diefen Gegenftand, unter denen fich befonders die Gefchichte der Gelehrfamkeit in Preufsen auszeichnet; daher die fchätzbaren Beyträge, die er zu den gefammelten Schriften der

der königsbergischen deutschen Gesellschaft; deren Vicedirector und Senior er war, lieferte; und die Kneiphöfische Schulbibliothek empfängt an den für sie bestimmten Handschriften einen wahren Schatz, den künftig der Preussische Geschichtsforscher noch zu benutzen wissen wird.

Als Schulmann war er unermüdet und sorgte nicht blos für den Unterricht, sondern auf noch vielerley Weise, selbst in Absicht auf das Oekonomische, für seine Schüler. Seine akademischen Vorträge waren alle wörtlich aufgeschrieben, und nicht mit zeitraubenden Scherzen durchwebt. Er las als Magister über den ganzen sogenannten philosophischen Cursus; über den deutschen und lateinischen Styl, über die allgemeine und vaterländische Geschichte, Statistik und Literär-Historie, und stellte ausser diesen Vorlesungen auch noch wöchentlich Disputirübnngen an. Im theologischen Fache lehrte er Exegese, Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte, Wahrheit der christlichen Religion und theologische Encyklopädie; die Abschriften, die davon in vieler Händen sind, zeigen von seinem grossem Fleisse, und er wurde dadurch vielfach nützlich; auch hatte er der dankbaren Schüler zu Tausenden.

So dankbar er bey jeder Erwähnung gegen seine ehemaligen Lehrer war, (besonders schätzte

schätzte er Köpken und Schulz, die beyden Lielienthale und Behm,) so dienstfertig war er gegen die mit ihm lebenden Gelehrten. Handschriften, die in Preussen er allein besafs; theure Werke aus seiner Bibliothek theilte er so gern mit, als seine eignen Berichtigungen zu den Werken anderer, die ihm ihre Arbeiten zur Durchsicht vorlegten. Man konnte ihn wie ein vollständiges Lexicon über die Preufsische Geschichte betrachten und gebrauchen. Arnoldt, der Verf. der Universitäts- und Kirchengeschichte Preufsens, dankt ihm Theilnahme und Mithülfe; eben so Bock bey der Bearbeitung der Socinianergeschichte und der Naturhistorie Preufsens; Baczko und Goldbeck haben öffentlich seine ihnen ertheilten Winke und Berichrigungen gerühmt. — Mit diesen guten Eigenschaften war eine ihm ehrenvolle Uneigennützigkeit verbunden.

Sein Auditorium war den Armen nicht verschlossen. Zu dieser Uneigennützigkeit trug freylich sehr viel die edle Symplicität bey, die in seinem Leben herrschte, und die ihn jeden unnützen Aufwand vermeiden liefs. Kein Freund von grofsen und öftern Gastmählern, weit lieber an seinem Schreibpult, brauchte er weniger als andere und hatte immer genug. Einfache Lebensart unterstützte seine Gesundheit und half ihm zur nützlichsten Zeitanwen-

dung.

dung. Im vertrauten Zirkel war er froh und heiterte ihn durch unterhaltende Anecdoten und Geschichten auf, deren er bey seinem bewundernswürdigen Gedächtniss Tausende wusste.

So eifrig er in Behauptung seines theologischen Systems war, so machte ihn diess doch nicht zänkisch; denn ausser der Fehde mit Stark, der ihn in den Weimarischen Kirchengeschichtsacten angegriffen hatte, und einer andern mit einem päbstischen Gelehrten in Crakau, der ihn wegen der Schrift von den Ueberbleibseln des Heidenthums und Pabstthums in Preussen sehr bitter angriff, hat er keine schriftstellerische Streitigkeit gehabt. Wirklich ging bey ihm alles auf wahre Frömmigkeit hinaus. Er wusste zu gut, wie sehr ehedem auch in Königsberg mit Betstunden, Equickungsstunden und andern in die Augen fallenden Gottesdienstlichkeiten, Missbrauch getrieben und Heucheley befördert worden war. Aber der strengen Sonntagsfeyer war er bis ans Ende getreu, und hielt darüber mit grossem Ernste auch bey seinen Schülern.

Fragt man, wodurch er dieser schätzbare und nützliche Mann wurde, so kann die Aufzählung dieser Ursachen nicht ohne Nutzen für andere seyn. Eine feste, nicht leicht zu erschüt-

schütternde Gesundheit trägt viel zur Bildung eines fleissigen Gelehrten und thätigen Schulmannes bey. Pisanski besass bis zum sechzigsten Jahre volle Lebenskraft und beständige Gesundheit; seitdem aber litt er an Steinschmerzen und seine Kraft nahm ab. Dieses beständige Wohlseyn dankte er einer frühen Entfernung von aller Weichlichkeit, und einem strengen Fleisse. Sein Vater, seine Lehrer, und besonders sein Grossvater Helwing sahen darauf, dass er sich als Knabe immer beschäftigte; waren die nothwendigen Schularbeiten gethan, so nahm der alte Probst seinen Enkel mit botanisiren, oder übte ihn im Italiänischen, oder gab ihm Hartknochs altes und neues Preussen in die Hände. — Seine lebenslang beobachtete Ordnungsliebe war eine andere Ursache seines Wohlbefindens und seiner Nutzbarkeit. Zuerst Stunde der Morgenandacht, dann Schularbeiten, dann Vorlesungen, und dann zur Erhohlung gelehrter Briefwechsel, den er viele Jahre hindurch mit Gelehrten, z. B. dem geheimen Legations-Rath Oelrichs in Berlin, D. Pauli in Halle, Hofprediger Pèrard in Stettin, D. Verpoortenn in Danzig u. v. a. unterhielt. Seine Ordnungsliebe erstreckte sich auch auf seine vielen Bücher, die er doch sehr fleissig brauchte; denn sie waren ihm statt Freunde und Kinder. — Von seinen Jünglingsjahren an hatte er die öffentlichen Bibliotheken sehr

 eifrig

eifrig benutzt, und sich deshalb um die Freundschaft ihrer Aufseher beworben. In dieser Rücksicht rühmte er noch am Ende seines Lebens den ehemaligen Aufseher der Schlofsbibliothek, Behm, der ihm oft bibliothekarische Vorlesungen gehalten hatte, denen dann Pisanski den Grund seiner grofsen Bücherkenntnifs und die Kunst nützliche Excerpte zu machen, lebenslang dankte.

So wurde Pisanski der würdige Gelehrte, den man in ihm schätzte. "Und die fromme Bildung, sagt Borowski, die ihm sein Vater gab, und die er von ihm und von der sanften Mutterhand annahm; die schönen Eindrücke des hohen und freudigen Alters seines rechtschaffenen Grosvaters, wirkten auf sein Frommwerden und Frommbleiben. Wohl dem, dem das Vaterhaus schon ein Pflanzgarten der Tugend ward, und der nicht erst aus späten und rauhen Erfahrungen und oft zu spät lernen mufs, dafs Frommseyn glücklich macht. Er war fest von einer über ihn waltenden Vorsehung überzeugt, suchte nicht ein einziges Mahl um ein Amt nach, und kam doch in die ehrenvollste Lage. Voll dieser Ueberzeugung klagte und murrte er auch in seinem lezten Leiden nicht, und starb im Frieden Gottes!" —

Den

Den 12. Octbr. 1791

starb zu Berlin

ANNA LUISE KARSCHIN.

Welcher Deutsche würde es dem Nekrolog vergeben, wenn in dem Umfange desselben nicht auch der berühmten Dichterin ein Denkstein geweiht wäre, der die Dankbarkeit ihrer sie ehrenden Zeitgenossen ausdrückt, und der die künftigen jungen Patrioten, wenn sie die edlen Geister ihres Vaterlandes kennen lernen wollen, einst lehrte, was für eine Zierde die deutsche Literatur an diesem unvergeſslichen Nahmen besitzt! Dazu ist ihr Schicksal so merkwürdig, daſs die Erzählung desselben jenes Interesse hat, das sonst nur eine zur Unterhaltung erdichtete Geschichte zu haben pflegt. Was man hier liest, ist nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung der vorhandenen Materialien entstanden, von mehrern Bekannten der Dichterin vorher durchlesen und dadurch bestätigt worden, und das Ziel des Verfassers ist gewesen, hier eine solche Biographie dieser berühmten Frau

zu

zu liefern, wie sie die Nachwelt mit Recht von den Zeitgenossen derselben verlangen kann. *)

Der Tag ihrer Geburt war der 1ste Decbr. des Jahrs 1722. Ihr Vater Dürrbach war Gastwirth und Bierbrauer auf einer einsam gelegenen Meyerey zwischen Züllichau, Schwiebus und Crossen, und der angesehenste unter den sieben Einwohnern des Orts. Ihre Mutter, die Tochter eines Försters, war unter den Fräuleins von Mose in dem adlichen Schlosse erzogen, und hatte die Spuren einer bessern Erziehung behalten. Das kleine Mädchen war ein stilles in sich verschlossenes Kind, welches niemanden Beschwerden verursachte, unter den Bänken der Gaststube umher kroch, oder ruhig wie im Traume vor sich hinsah, und so besonders unter der Aufsicht ihrer Grossmutter bis in ihr sechstes Jahr aufwuchs. **) Um diese Zeit

*) Biographien der Dichterin findet man schon gedruckt vorhanden: Im Berlin. Musenalman. 1792. S. 163—186. — Beschreibungen einiger gelehrten Frauenzimmer. Breslau, 1795. S. 67—89. — Vor ihren gesammelten Gedichten. Berlin, 1797 128 Seiten. Diese letzte Biographie rührt von ihrer Tochter, C. C. von Klenke her.

**) In der Biographie vor ihren Gedichten 1797. S. 14. wird erzählt: "Sie sah als ein dreyjähriges Kind

Zeit wurde ihre Mutter Wittwe, und mufste nun die ganze Wirthschaft besorgen; an den Unterricht des Kindes konnte gar nicht gedacht werden; denn es war in der ganzen Gegend keine Schule, und selbst die Kirche war über eine Meile weit entlegen. Glücklicherweise verlangte jetzt der Bruder ihrer Grofsmutter, ein studirter Amtmann an der Pohlnischen Gränze, diese seine Schwester zu sich, um ihm, der Wittwer geworden war, seinen Haushalt zu führen; er kam, die alte Schwester abzuhohlen,

Kind auf dem Arme ihrer Grofsmutter der Hinrichtung eines Delinquenten zu, und als sein Kopf mit Einem Schwerdstreiche des Nachrichters abflog, klopfte sie in die Hände und rief von einer plötzlichen Empfindung getrieben: Schwabb, war er ab! Mit diesem Reime entsprang der erste Funke ihres dichterischen Genies, wovon die Umstehenden, welche herzlich lachten, zwar nichts vermutheten, allein den Ausspruch eines Kindes doch für so merkwürdig fanden, dafs sie ihn ihren Bekannten wiederholten, und ihn so in Andenken erhielten." — Ich zweifle sehr, dafs viele diesem Urtheile, als habe sich mit diesem gewöhnlichen Reime in dem dreyjährigen Kinde schon eine Anlage zur Poesie gezeigt, beystimmen werden!

len, und nahm zugleich deren kleine Enkelin mit, an welcher er, wegen ihres guten Gedächtnisses Gefallen fand, und deren Lage für eine gute Erziehung so ungünstig war.

Die kleine Nichte gewann ihren Grofs-Onkel sogleich von ganzer Seele lieb, und entwickelte sich nun unter seinen Augen zusehends. Sie konnte halb buchstabiren, als er sie zu sich nahm, und in weniger als einen Monat hatte sie Lesen von ihm gelernt. Nun las sie halbe Tage lang in der Bibel, und sagte Abends ihrem Oheim die Stellen vor, die ihr im Gedächtnisse geblieben waren, und die er ihr dann stundenlang erklärte. "Ihr Lieblingsstudium war das Buch der Makkabäer.*) Das Heldenmuster des Judas Makkabäus gab ihrem Geiste die stärkste Nahrung, weil dieser am liebsten bey Bildern verweilte, die ihm ausserordentlich und unerreichbar schienen; denn gewöhnliche Gegenstände hatten schon früh zu wenig Nahrung für sein gewaltiges Feuer. Dieses canonisirte Heldengedicht hatte sogar Wirkungen auf ihre Einbildungskraft; sie vertraute sich ganz mit demselben und wollte kein Mädchen mehr seyn. Man hatte ihr zum Jahrmarkte eine Puppe gekauft; diese warf sie in den Wipfel eines Birnbaums und mit ihr jede Nei-

*) Siehe die Biographie vor ihren Gedichten, p. 16.

Neigung zu kindischen Spielen." — Ihre Spiele waren kriegerisch; im Sommer hieb sie die Nesseln im Garten nieder, als wäre es eine Legion Feinde; im Winter stellte sie sich Armeen von Erbsen und Bohnen auf dem Tische einander entgegen, oder ordnete Reihen von Kieseln im Freyen, und warf dann mit grösern Steinen darnach.

Ihre Grofsmutter war schon über das viele Lesen unzufrieden; als ihr Bruder aber gar anfing dem Mädchen das Schreiben zu lehren, ward sie ganz unwillig und setze sich so viel sie konnte, dagegen. Indefs half das nichts, Luise machte im Schreiben und Rechnen die schnellsten Fortschritte, aber das Stricken machte ihr Langeweile und sie hat oft erzählt, dafs sie in ihrem ganzen Leben nicht mehr als anderthalb Strümpfe geknittet habe. Der Vorrath von deutschen Büchern ihres Vetters war klein; um also seine wifsbegierige Nichte zu beschäftigen, lehrte er ihr das lateinische Lesen und gab ihr nachher Vocabeln auf, die sie mit Leichtigkeit in das Gedächtnifs fafste. Hier zerrifs aber der ängstlichen Grofsmutter die Geduld; sie gab ihrer Tochter, die jetzt wieder geheirathet hatte und guter Hoffnung war, einen Wink davon, und diese kam selbst um ihre Tochter, welche jetzt in das zehnte Jahr ging, wieder zu sich zu hohlen. Gegen ihr Vorgeben,

ben, dafs fie das Mädchen nächftens bey der Wiege brauchen würde, halfen alle Bitten des Oheims nichts; die Trennung ging nicht ohne Schmerz von beyden Seiten vor fich, und wirklich fingen von diefer Periode die traurigen Zeiten der armen Louife an. Die vier Jahre, die fie in feinem Haufe zugebracht hatte, waren ihr goldnes Zeitalter gewefen, und dreifsig Jahre darauf, als ihr wieder eine mildere Sonne aufgegangen war (1762), weihete fie feinem Andenken noch ein dankbares Lied:

Kommt herauf geftiegen aus dem Sande,
Ihr Gebeine, die ihr in dem Lande
Meiner Jugend eure Ruhe habt!
Theurer Greis, belebe deine Glieder!
Und ihr Lippen, redet einmal wieder,
Die ihr mir der Lehren Honig gabt!

Oder du, auf des Olympus Höhe,
Weifser Schatten, fiehe wo ich gehe;
Hinter Rindern auf der Weide nicht.
Blick auf diefe feinern Menfchen nieder;
Alle reden deiner Nichte Lieder,
Hör auf ihr Gefpräch, dein Lobgedicht!

Ewig grünen mufs die breite Linde,
Wo ich, gleich des beften Vaters Kinde,
Zärtlich dir an deinem Halfe hing,
Wenn dich — müde von des Tages Länge,
Wie den Schnitter von der Arbeit Menge —
Wenn dich matt die Rafenbank empfing.

Unter

Unter jenem Dache grüner Blätter
Wiederhol't ich von dem Gott der Götter
Zwanzig unverſtandne Stellen dir;
Aus der Chriſten hochgehaltnem Buche
Sagt' ich dir von manchem dunkeln Spruche,
Frommer Mann, und du erklärteſt mir.
u. ſ. w.

Nach einigen Monaten, die ſie wieder bey der Mutter zugebracht hatte, wurde ihr Stiefbruder geboren, welchen ſie nun warten und tragen muſste. Ihr Stiefvater, der Pachter und Jäger Hempel, wuſste ſich nicht ſo gut, wie ſein Vorfahr, der Brauer Dürbach, in die Führung des Gaſthofes zu ſchicken; ſein aufbrauſendes Weſen machte ihn bey den Gäſten und bey der Herrſchaft verhaſst, und ein neuer Pachter kam an ſeine Stelle. Die Aeltern, die ſich hier ſehr gut geſtanden hatten, muſsten nun fort und zogen einige Meilen davon in eine kleine Stadt Tirſchtigel, wo ſie wieder einen Gaſthof pachteten, in welchem ſie aber ebenfalls wegen der wilden Art des Vaters gar kein Glück hatten. Die Mutter gebahr nun noch einen Sohn und eine Tochter, welche Luiſe Dürrbachin gleichfalls warten muſste. Als endlich auch dieſe nicht mehr gewiegt zu werden brauchte, wuſste die Mutter ſie mit nichts mehr zu beſchäftigen; denn die Groſsmutter, eine arbeitſame Frau, war nun nach erfolgtem Tode ihres Oheims auch zurückgekehrt,

und nahm an der Wirthschaft Theil. Um also das Mädchen, das jetzo dreyzehn Jahr alt war, nicht gänzlich müssig zu lassen, wurden ihr von der Mutter drey Rinder anvertraut, welche sie täglich auf die Weide, die weit entfernt lag und zu ihrer Pacht gehörte, treiben musste. Mit Vergnügen erinnerte sie sich noch späterhin dieser Hirtenjahre und ganz unstreitig hatten sie einen grossen Einfluss auf die Entwickelung ihres Geistes. Das Originelle der Bilder, was man mit Recht in den mehresten ihrer guten Gedichte bewundert, hatte unstreitig seinen Ursprung in diesem einsamen langen Beschauen und Geniessen der Natur zu allen Jahrszeiten und unter allen Gestalten. Sie hatte keine Bücher und Muster; werden wir früh mit diesen bekannt, so ist es unvermeidlich, dass wir von ihnen eine gewisse Manier annehmen, und dass selbst der beste Kopf sich dadurch bildet, indem er unvermerkt diesen Mustern nachahmt. Ist aber das wahre Talent sich selbst überlassen, so versucht es auf seine Weise den freyen kühnen Flug, und ihm offenbart sich das Ewigwahre und Ewigschöne auf demselben Wege, auf welchem es sich einst dem Homer, dem Ossian, den Psalmensängern offenbahrte! —

Einstmahls verliert sich eins ihrer Rinder, sie muss ihm weit nnd durch einen Wassergraben nachlaufen, und sieht sich mit einem Mahle

auf

auf einer fremden Weide. Hier findet sie einen Hirtenknaben, der unter einem Baume saſs und ein Buch vor sich hatte. Es war eine von jenen Schriften wie die Asiatische Banise, Robinson Krusoe, Hofmannswaldau's Gedichte, u. dgl.*) Welch Glück für dieſs lernbegierige Mädchen! Der Knabe war ungefähr zwey Jahre älter als sie, und ein Bewohner desselben Städtchens, wo ihre Aeltern lebten; er war verwachsen, hatte eine schwere Zunge, und ein sehr unangenehmes Aeuſsere; aber er hatte einen nachdenkenden Geist, groſse Anlagen zum Mechanikus, verfertigte sich selbst eine hölzerne Uhr, und neben seiner Feldarbeit täglich allerley künstliches Schnitzwerk, worin er niemahls Unterricht gehabt hatte, und wodurch er sich noch ernährte, als ihm nachher im siebenjährigen Kriege bey dem Einbruche der Russen seine drey Pferde, sein gesammeltes Geld, und alles Hab und Gut geraubt wurde. Er und das Mädchen wurden vertraute Freunde; er schaffte neue

*) Etwas anders, aber doch nicht im Wesentlichen abweichend, wird diese Anekdote in den angeführten Lebensbeschr. einiger gelehrten Frauenzimmer p. 73. erzählt, ebenfalls nach einer mündlichen Ueberlieferung. Ich folge hier der Erzählung der Frau von Klenke, welche die Präsumtion vor sich hat, diese Anekdote aus dem Munde ihrer Mutter selbst oft gehört zu haben.

neue Bücher und las ihr auf der Weide vor. Als der Sommer zu Ende war, brachte er ihr Bücher ins Haus, die sie im Garten hinter einem Holunderstrauch, oder auch unter ihrem Kopfkissen verbarg, und verstohlen las. Auch ging sie in das väterliche Haus des Hirten, so oft sie sich dahinstehlen konnte, und las die Bücher bey ihm selbst. Der Sommer kam wieder, und mit ihm der erneute Genuss der Natur und des gemeinschaftlichen Lesens auf der Trift. Es war eine edle Freundschaft unter beyden guten und nach Ausbildung strebenden Gemüthern. Er hiess Joh. Christ. Grafre, und als im Jahr 1762 die Karschin in Berlin in glücklichen Umständen lebte, erinnerte sie sich noch ihres redlichen Hirten, schrieb an ihn, und erhielt eine Antwort voll Biedersinn und Herzlichkeit.

Als auch der dritte Sommer so vorüber, und das Mädchen funfzehn Jahr alt war, that ihre Mutter sie auf ein und ein halb Jahr zu einer Müllersfrau einige Meilen davon, um sie im Weisnähen unterrichten zu lassen. Sie begriff die feinste Nadelarbeit so bald, dass nach dem ersten Vierteljahre die Müllerin sie gegen die Absicht, grösstentheils zu Mägdediensten gebrauchte, unter andern auch dazu, dass sie auf der Wache stehen musste, wenn ein Husarenrittmeister, der hier auf Grasung stand, bey

der

der jungen und hübſchen Müllerin zum Beſuche war. In ihrer Naivität konnte ſie ſich anfangs die Sache nicht deutlich denken; dann aber meynte ſie, nach dem Muſter der von ihr geleſenen Rittergeſchichten, die hübſche Frau ſey vielleicht von dem unanſehnlichen Müller geraubt worden, der edle Ritter käme um ſie zu tröſten und zu befreyen, und ſo nahm ſie groſsen Antheil an dem Schickſal dieſer, wie ſie dachte, unglücklich Liebenden. Ihre Einbildungskraft wurde entflammt und ſie ergoſs ſich in poetiſchen Klagen über das harte Schickſal; Schade daſs dieſer erſte Verſuch nicht mehr übrig iſt.

Als einmahl eben der Rittmeiſter zu ſeiner Müllerin reiten wollte, fuhr plötzlich eine Kutſche vor ſeine Hausthüre, und bald hingen ſeine Gattin und ſeine beyden kleinen Söhne ihm an Hals und Knien; und er, ein ſonſt guter Mann und Vater, empfand, daſs er von den Banden der Natur umſchlungen wurde, und weggewiſcht aus ſeiner Seele war das Bild der Kokette. Ohne von ihr Abſchied zu nehmen eilte er am andern Morgen mit den Seinigen nach ſeinem Standquartiere zurück und ſeine ſanfte Frau machte ihm keinen Vorwurf, daſs er ſo lange über die Zeit der Graſung weggeblieben war. Die Nachricht, daſs der Rittmeiſter abgereiſt ſey, brachte in dem Hauſe des

Mül-

Müllers verschiedene Wirkungen hervor; die Lebhaftigkeit der Müllerin ging in eine unleidliche Laune über, und der Mann fing an zu schelten und sein treuloses Weib hart zu halten; denn er fürchtete jetzt keinen Rittmeister mehr. Die junge Luise fuhr am übelsten dabey; denn sie musste nun noch härtere Arbeit thun und bekam dafür nur halb satt zu essen; gleichwohl konnte sie ihren drückenden Zustand niemanden klagen, weil sie von den Ihrigen so entfernt war. Nur den einzigen Vortheil hatte ihr jetziger Wohnort voraus, dass hier eine Kirche war, und dass sie von dem Prediger zur Communion vorbereitet werden konnte. Oft erwähnte die Dichterin in ihren spätern glücklichern Jahren, wenn sie von ihrem ausgestandenen Ungemache redete, des Umstandes, dass am Morgen ihrer ersten feyerlichen Communion die Müllerin ihr noch einen halben Scheffel Waitzen aufgeladen habe, um ihn in die Mühle zu tragen. Bald darauf hohlte sie der Vater wieder zurück ins elterliche Haus, nicht wenig erstaunt, sie in einer so harten Lage zu finden.

Sie besuchte nun, so bald es sich thun liess, ihren Hirten in seiner berauchten Hütte, und durchsuchte sein altes Bücherbret; fand sie auch nichts neues, so las sie aus Bedürfniss der Unterhaltung auch das Alte wieder. Eines Tages

ges war ſie aber in ihrem elterlichen Hauſe noch viel glücklicher; ſie fand dort in einer Ecke einige Blätter voll Verſe über mancherley Gegenſtände von dem bekannten Johann Franke. Sie kannte bis dahin keine andre Poeſien als die Lieder im Geſangbuche; aus dieſen Blättern ſah ſie, daſs man auch andere Gedanken als religiöſe in Verſen vortragen könnte, und ſie empfand und ahndete nun den Unterſchied zwiſchen der Sprache in Verſen und der gemeinen. Sie eilte zu ihrem Hirten, entdeckte ihm ihren gefundenen Schatz und fieng nun ſogleich an, auch poetiſche Verſuche zu machen. Sie richtete ihre Poeſien an den Hirten, und er antwortete wieder in Verſen; eins der älteſten ihrer Stücke iſt der Neujahrwunſch an denſelben, aus ihrem ſechszehnten Jahre, 1738. (Geſam. Ged. p. 339.)

Geliebter Freund! des Höchſten Güte
Schenkt abermal ein neues Jahr;
Drum bringt Dir mein erfreut Gemüthe
Die Pflicht ergebner Wünſche dar.
Wenn Zeiten Tag und Jahre ſchwinden,
So grünet die Beſtändigkeit u. ſ. w.
— Ich kenne ſchon dein reines Weſen,
Du biſt von zarter Kindheit an
Mein tugendhafter Freund geweſen,
Drum nimm die treuen Wünſche an,
Die zwar aus ſchlechter Feder flieſsen,
Und ſich in dieſe Zeilen ſchlieſsen;
Der Geber aller guten Gaben u. ſ. w.

Unter

Unter mehrern Freyern, die sich um sie bewarben, wurde ein junger Tuchweber aus Schwiebus, mit Nahmen Hirsekorn, ihr Mann. Er galt allgemein für einen guten Wirth, aber auch für einen geitzigen und heftigen Mann. Luise Dürbachin hatte, wie es hiess, von ihrem Vater her tausend Thaler Heyrathsgut; diess bewog ihn um das Mädchen anzuhalten. Allein diess väterliche Gut war bey der schlechten Nahrung in dem veränderten Wohnorte und bey dem Müssiggang des brutalen Hempels längst zugesetzt, nur verbarg es die arbeitsame Mutter, und fuhrte die Wirthschaft noch so leidlich fort. Als Hirsekorn um ihre Tochter anhielt, sagte sie ihm zwar, dass diese weiter nichts, als eine Ausstattung, aber keine Mitgabe bekäme; allein sie entdeckte ihm die wahren Umstände nicht deutlich genug; Der Freyer glaubte daher, sie wolle ihn nur auf die Probe stellen, und versicherte, er verlange blos ein arbeitsames und folgsames Mädchen.

Als die Hochzeit vorbey war, sah er wohl, dass sie ihm in der That nichts als eine Ausstattung von etwas Schmuck, Kleidern, und Hausgeräthe, und statt der gehofften tausend Thaler hundert mitbrachte, und liess ihr nun den Unwillen über seine getäuschten Erwartungen durch den grössten Geitz empfinden.

Dazu

Dazu war sie wegen ihrer Jugend, und wahrscheinlich auch verwöhnt durch ihre zeitherigen Träumereyen, überaus vergesslich, und that nichts in der rechten Folge und Ordnung. *) Bey dem besten Willen, welchen sie hatte, ihrem Manne alles nach Wunsch zu thun, konnte sie doch nicht das Geringste handhaben, wobey sie nicht etwas verschüttete, im Wege liegen lies, auf etwas trat oder etwas verkehrt machte. Ihr Mann konnte darüber so böse werden, dass er sie oft schlug. Dadurch entstand eine Furcht und Blödigkeit gegen ihn, welche fast sklavisch war, und durch welche sie ihm noch mehr missfiel." — Ihre Unerfahrenheit und der Zustand des immer auf andere Dinge gerichteten Nachdenkens machten, dass sie die rechten Mittel, sich ihren Mann geneigter zu machen, nicht fand und wählte. Rathgeber fehlten ihr in einer fremden Stadt auch, nur die Mutter ihres Mannes war ihre einzige Freundin und ihr einziger Trost.

Als sie ihm zwey Söhne gebohren hatte, wurde sein Geitz noch grösser; er versagte ihr die nothwendigsten Bedürfnisse. Oft, wenn sie in ihren glücklichen Tagen den Wein nicht geniessen konnte, welcher ihr überflüssig angebboten wurde, erinnerte sie sich jenes darbenden

Zu-

(* S. die Biogr. vor den gesamm. Gedichten. p. 42.

Zustandes, wo sie als Amme ihrer Kinder oft nach einem Trunke Bier schmachten musste, welches ihr harter Mann vor ihren Augen trank, ohne ihr etwas davon anzubieten. Durch diese Härte wurde sie verleitet, ihm hie und da etwas Münze zu entwenden und kleine Unterschleife zu machen, um sich, wenn er ausging, heimlich etwas Bier dafür hohlen zu lassen; diess gab denn, wie leicht zu denken ist, da es nicht verborgen bleiben konnte, zu neuen Unruhen Anlass, und vermehrte seine Abneigung. Nur der Sonntag gab ihr etwas Freyheit, wo ihr Mann nach Tische auszugehen pflegte. Da las sie entweder, oder sie schrieb Reime über geistliche und andere Gegenstände nieder, mehrentheils in der Form der sogenannten Arien. Sie hatte sie sich selbst die Woche über ausgedacht und schrieb sie nun auf, indem sie dieselben nach einer Melodie aufs Papier zu singen pflegte, welche Gewohnheit sie noch im späten Alter hatte; sie meynte, dass ihr durch dieses Absingen das Silbenmaas leicht fliessender würde. Z. B (1742)

Vergnügte Einsamkeit, du bist die Ruhe,
So meine stille Brust sich längst erwählt,
Was ich hier unternehm, gedenk und thue,
Das wird der Weltcensur nicht aufgestellt;
Bin ich gleich jetzt allein und ganz verborgen,
So bleibt mein freyer Sinn doch ungekränkt,
Ich lebe höchst content und ohne Sorgen,
Weil mir die Einsamkeit Vergnügen schenkt.

Auch

Auch an ihren Mann machte sie Verse; so gratulirte sie ihm 1740 in ihrem 18ten Jahre zu seinem Geburtstage:

> Erlaube, werther Schatz dass ich für allen Dingen
> Aus ganz besondern Trieb und dir ergebner Pflicht
> Darf meine Schuldigkeit durch diese Zeilen bringen,
> Weil ein erfreuter Tag erscheint mit seinem Licht. etc.

Er lächelte dann darüber, weil er doch fühlen mochte, dass seine Frau durch diese Gabe einen Vorzug vor andern hätte. Sie wurde allmählig durch dieses Talent in Schwiebus bekannt, und beschenkte die Leute ihrer Bekanntschaft mit solchen Proben ihrer Reimkunst. Es kam diese Sage zu den benachbarten Edelleuten, und zuweilen wurde sie zu solchen Herrschaften gerufen, die sie dann mit etwas Münze zu beschenken pflegten. Einst brachte sie aus einem solchen Zirkel, wo sie einem jeden einen Vers aus dem Stegreife gesagt hatte, einige Ellen halbseidenes Zeug mit, das ihr die Dame vom Hause geschenkt hatte; das gewann ihr das erste freundliche Gesicht von ihrem Manne. Nur konnte das in dem Städtchen Schwiebus nicht oft vorkommen, wo sich zu jener Zeit der Bürger von dem Bauer nur durch Flüche, und der Adel von dem Bürger nur durch Trunk und Unwissenheit unterschied.

Damahls hatte der König Friedrich II. Schlesien besetzt, und war so auch Herr von Schwiebus; sie hörte die Nachbarn, die ihren Mann besuchten, oft von diesem Wunderkönig reden, und wünschte ihn besingen zu können; aber sie wagte es nicht, da sie mit jeder Form eines Heldengesanges unbekannt war. Nur eine Satyre auf die kaiserliche Regierung in Schwiebus findet sich unter den Proben aus jener Zeit. (1740) Es ist schon einige Dichtung darin sichtbar.

Als Friedrichs grosse Macht in Schlesien marschiret,
Da bin ich gleichfalls mit als Volontär passiret.
Mich trieb der Vorwitz und die Neubegierde an,
So dass ich meinen Weg ein wenig seitwärts nahm.
Da ich mich von dem Marsch der Preussen abgetrennt
Kam ich vor eine Stadt, die man Schwiebus benennt;
Und als ich im Begriff daselbst hinein zu gehen,
Sah ich ein Frauenbild an einem Baume stehen.
Sie liess die Traurigkeit aus allen Minen blicken,
Die Hände waren ihr gebunden auf den Rücken,
Die Augen thränenvoll, die Haare ganz zerstreut,
Und als ich näher kam, wars die Gerechtigkeit.

Nun lässt sie diese erzählen; dass sie von dem Senate ausgestossen sey, und tröstet sie endlich mit dem Schutze des neuen Beherrschers.

Um diese Zeit zog auch ihr literarischer Freund nach Schwiebus, der hier eine Hütte und ein Stück Land von einem Verwandten geerbt hatte, und dafür sein väterliches Erbe seiner Mutter überliess. Nun war für ihre Sonntagsleserey hinlänglich gesorgt; aber sie moch-

mochte nun auch wohl zuweilen ein häusliches Geſchäfte darüber verſäumen; dann ſchalt ihr Mann, riſs ihr auch wohl das Buch aus der Hand und warf es ins Feuer. Ueber das Leſen und Verſemachen beym Wollenrade wurde ſie immer vergeſslicher, wodurch manche häusliche Unordnung entſtand und die Abneigung ihres Mannes vermehrt wurde. Als ſie zum drittenmahle Mutter ward, bettete er ſich von ihr in eine Nebenkammer, welches ganz gegen die dortige Sitte war, und als ein Vorbote der Scheidung angeſehen wurde. Die gekränkte Frau bat und flehte, aber der harte Mann blieb bey ſeinem Entſchluſſe. Er hatte ſie nie recht leiden können, und nun legte er es ganz darauf an, die Verbindung mit ihr zu trennen. Aber ſie lies ſich alles gefallen, denn ſie hatte nun einmahl keinen andern Zufluchtsort. Von ihrer braven Mutter konnte ſie keine Hülfe erwarten; dieſe war indeſs Wittwe von dem zweyten Manne geworden, und der dritte Mann, den ſie der Erziehung ihrer Kinder wegen geheyrathet hatte, quälte ſie auf eine tyrannische Art. Der Mutter ward von ihrem Manne das Schickſal der Tochter vorgeworfen, und der Tochter warf ihr Mann die dritte ſchlechtgerathene Heyrath der Mutter vor.

Dennoch kam Luiſe unter dieſen Verhältniſſen in den Zuſtand, daſs ſie zum viertenmahl

Mutter werden sollte. Diese Entdeckung brachte den geitzigen Mann so auf, dafs die arme Frau sich einmahl acht Tage bey ihrer guten Schwiegermutter aufhalten mufste, um sich vor seiner schrecklichen Laune zu schützen. Einst mochte er in dem Bierhause gehört haben, dafs in dem Preussischen die Ehescheidung nicht erschwert werde; er kam ganz erfreut nach Hause und trug sogleich seiner Frau an, sie wollten die ersten seyn, die davon Gebrauch machten; er lasse ihrem Charakter Gerechtigkeit widerfahren, aber er könne sie nun einmahl nicht zur Frau leiden, und für so ein Marterleben sey es besser, sich scheiden zu lassen. Ihre Gegenvorstellungen halfen nichts, und ihr Zustand war schrecklich; denn sie liebte ihren in vieler Rücksicht braven Mann aufrichtig; sie hatte Brod und Ansehen von ihm; sie wurde nach dem dortigen allgemeinen Begriff und nach ihrer eignen Ansicht der Sache, durch die Scheidung vor der ganzen Gegend beschimpft; weder bey ihrer Mutter, noch sonst wo, hatte sie einen Zufluchtsort und einen gewissen Unterhalt; und zu dem allen kam noch die Last ihres leiblichen Zustandes! — Ihr harter Mann fuhr mit ihr den Tag darauf nach Gros-Glogau, und gab ihr unterwegs die besten Worte, sich der Scheidung vor dem Gericht nicht zu widersetzen. In ihrer Unerfahrenheit und Gutmüthigkeit ging sie alles ein,

und

und kurz nach wenigen Wochen fuhren sie zum wirklichen Scheidungstermin. Er hiess sie unten am Rathhause warten und eilte allein hinauf. Hier fiel ihr das Gräfsliche ihres hülflosen Zustandes zentnerschwer auf das Herz; sie weinte heftig. Ein junger Soldat, der hier Schildwache stand, sah sie weinen, zog, ohne sie zu fragen, ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb an die Rathhausthür: "Geduld, Vernunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen, die was unmöglich scheint, noch möglich können machen." Darauf nahm er sie bey der Hand und sagte: Hier, junge Frau, kann sie lesen? Sie schlug die nassen Augen auf und wurde durch diese Worte, die sie für eine glückliche Weissagung nahm, gestärkt. Genug, die Scheidung ging vor sich, und zwar ganz zum Vortheil des Mannes, der die Söhne und das ganze mütterliche Vermögen behielt. Er sprach ihr auf dem Heimwege Muth ein, aber Reue bezeigte er nicht.*) Sie nahm am Abend

*) Mit innigster Bewegung und Thränen sprach sie noch in späten Jahren von dieser Trennung, dass sie auf dem Rückwege zu sterben geglaubt; und öfters hat sie erzählt, dass sie diesen Hirsekorn sehr geliebt habe, er wäre ein ansehnlicher und schöner Mann gewesen. Einen Sohn von ihm, den er mit der nach ihr folgenden Frau gezeuget und der in Berlin stand, hatte sie oft bey sich, that ihm Gutes und sagte, sie liebe in diesem Sohn noch den Vater.

Abend ihr Bündelchen unter den Arm und wankte so ganz ausgestossen in das Haus ihrer gutmüthigen Schwiegermutter, welche die Härte ihres Sohnes verabscheuete. Eines Tages gab ihr denn diese gute Frau das Geleite und so wanderte sie fort, ohne zu wissen wohin. Sie kehrte in ein Dörfchen ein, das zwischen Schwiebus, wo ihr Mann, und zwischen Tirschtiegel, wo ihre Mutter wohnte, lag, und blieb daselbst; denn zu ihrer durch die dritte Ehe so unglücklichen Mutter durfte sie nicht zu gehen wegen. Sie schrieb an sie, und wurde dann und wann von ihren Stiefbrüdern besucht, auch von ihrer Schwiegermutter etwas unterstützt. Die Ruhe, in der sie jetzt lebte, und ihr munterer Geist gaben ihr wieder einige Heiterkeit; sie sang und dichtete Hoffnungslieder und überlies ihr ferneres Schicksal dem Himmel. Sie gebar in dieser Lage einen Sohn; es fanden sich gute Herzen, welche ihr Hülfe leisteten und als sie aus dem Kindbette war, suchte sie Gelegenheit auf, wo sie sich durch Schreiben etwas verdienen könnte.

So verstrichen drey Vierteljahre in einem leidlichen Zustande, als ein Schneider, Nahmens Karsch, der auf sein Metier reiste, in der Schenke des Dorfes einkehrte. Er lernte die junge Frau und ihre Schicksale kennen, fühlte Mitleiden, und trug ihr an, sie zu heyrathen, um

um durch seinen Nahmen wenigstens das Andenken an die Scheidung auszulöschen, wenn er sie auch sonst nicht glücklich machen könnte. Der Dichterin war sein Antrag zuwider, seine Physiognomie missfiel ihr im höchsten Grade, und sie sah es ihm an, dass die Neigung zum Trunk schon seine Gesichtszüge verstellt hatte; aber da sie aus ihrer Lage gerissen zu seyn wünschte, wagte sie es doch nicht, ihm geradezu eine abschlägige Antwort zu geben, sondern wies ihn an ihre Mutter, die eine Freude darüber hatte, den Schimpf ihrer Tochter geendet zu sehen, sogleich ihre Einwilligung gab, und nun durch Beredung und Drohung die Tochter zu dieser Heirath zwang. Sie liessen sich nun zu Fraustadt in Pohlen nieder und wurden getraut.

Sie mochte etwa 28 Jahre alt seyn, als sie diese zweyte Heirath schloss. Ihre Ehe würde erträglich gewesen seyn, wenn Karsch den Trunk gelassen hätte; denn er war in seiner Profession nicht ungeschickt, aber durch die beständige Trunkenheit wurde er zu aller Arbeit unbrauchbar. Die wenigen Stunden seiner Nüchternheit war er leidlich, obgleich immer seine widrige Bildung sein böses Gemüth ankündigte. Da nun Luise durch Briefschreiben und Nähen ihn ernähren half, so glaubte sie um so mehr, ihm mit Recht Vorwürfe über

ſeine Unmäſsigkeit machen zu können; und ſo war es nach dem erſten halben Jahre eine unglückliche Ehe, in der ſie lebten, ohne daſs es jetzt ſchon zu Miſshandlungen kam; denn er liebte wirklich ſeine Frau. Nach zwey Jahren kam ſie mit einer Tochter nieder; ihr Mann ergab ſich dem Trunke immer mehr, und ſie ward nun ſo arm, daſs ſie ſich und ihre Kinder nicht mehr ſättigen und bekleiden konnte; ja es kam allmählig dahin, daſs ihr betrunkener Mann ſie nun auch miſshandelte, mit dem Meſſer auf ſie los ging und wirklich auch einſtmahls an der Schulter verwundete.

Bey ihrem ſehr groſsen Kummer und Elend ging ſie einſt des Sonnabends an einem trüben Wintertage in die Kirche, und ſetzte ſich auf die Stufe des Beichtſtuhls in einen Winkel. Der Prediger ſagte eben zu den Beichtenden den Schluſs aus dem letzten Verſe des Liedes, Wer nur den lieben Gott läſst walten: Den, welcher ſeine Zuverſicht, auf Gott ſetzt, den verläſst er nicht. Dieſe Worte hatten, ſo erzählte ſie nachher, einen ſo tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, daſs ſie ihr jedesmahl eingefallen wären, wenn ſie in irgend eine Bedrängniſs gekommen ſey, und in ihrem nachherigen Glücke wären ſie ihr immer gegenwärtig geblieben. Es ſey ihr geweſen, als ob ein Engel dieſe Worte zu ihr geſprochen hätte. —

In

In ihrem schlechten Aufzuge konnte sie Sonntags nur die Frühkirchen besuchen, und stellte sich hinter einen Pfeiler, um den Prediger zu hören; kam sie dann nach Hause, so setzte sie dasjenige, was sie aus der Predigt behalten hatte, in Verse. Diess hatte sie lange aus blossem Drange zum Schreiben gethan, bis sie, da sie sich ihres Anzugs schämte, einige Mahl solche Blätter in den Beichtstuhl warf, damit sie so dem Prediger zu Gesichte kommen möchten. Endlich entdeckte sie der Prediger, nöthigte sie in sein Haus, und wurde bald ihr aufmunternder Freund. Er verschaffte ihr die Bekanntschaft des Rector Rikkerts, Conrector Prüvers, Bürgermeister Greifenhagen und Doctor Neugebauers in Fraustadt; diese empfahlen sie ihren Freunden in Lissa, so dass ihr Ruf bald bis nach Glogau kam.

Sie erhielt nun wieder Nahrung für ihren Geist, indem diese Freunde ihr deutsche Bücher liehen, unter andern die Gespräche im Reiche der Todten, durch die sie die erste Bekanntschaft mit den Helden und Philosophen der alten und neuen Zeit machte. Gastfreyheit und kleine Geschenke munterten ihr Talent auf; sie ergriff jede Gelegenheit, Verse zu machen, besang Hochzeiten, Kindtaufen, Nahmens- und Geburts-Tage, bereisste in die-

sen

fen poetifchen Angelegenheiten die ganze Gegend um Fraufladt, und verfchaffte fich dadurch manche kleine Einnahme. Sie hätte jetzt forgenfrey leben können, wenn ihr Mann gut Haus gehalten hätte; aber er blieb dem Trunke ergeben, und jemehr Vorwürfe fie ihm machte, defto mehr ging er, um fie zu vermeiden, ins Trinkhaus. So kamen fie aus den Schulden und der unordentlichen Lebensart nicht heraus; und jemehr fie fich fühlte, und wohl einfah, dafs fie fich allein hinzubringen im Stande wäre, defto mehr wurde ihr Mann ihr eine überläftige Perfon.

Auf diefe Art lebte fie einige kummervolle Jahre in Frauftadt, dürftig genährt von ihrer bereitwilligen Mufe. Indefs hatte fie durch die Uebung ihr poetifches Talent mehr entwickelt und ihr Ruf hatte fich bis nach Gros-Glogau verbreitet; ihre Freunde in Frauftadt riethen ihr daher, nach diefem gröfsern Orte zu ziehen und dort ein befferes Glück zu fuchen. Es war im Jahr 1755, als fie fich mit ihrem Mann und drey Kindern in diefer Feftung niederlies. Sie brachte nichts als die bitterfte Armuth mit hierher, und einige Empfehlungsbriefe ihrer pohlnifchen Freunde. Aber fie fand fogleich zwey Häufer, die ihr Talent achteten und fie mit Freundfchaft aufnahmen, den damahligen Kriegsrath Engelbrecht und den refor-

reformirten Hofprediger Döbel; durch diesen genoss sie Zutritt in den Familien des Grafen Röder, des Herrn von Cocceji, von Schlaberndorf und von Haak, welche ihr alle Beweise von Achtung gaben und sie aufmunterten. Viele Personen aus allen Ständen suchten aus Neugier ihre Bekanntschaft; der Krieg versammelte damahls eine Menge Menschen in Glogau; das wichtigste für die Dichterin war ein Buchladen, zu dem sie bald freyen Zutritt bekam. Hier fand sie Uebersetzungen vom Horaz und Young, die Gedichte der Unzerin und anderer deutschen Dichter, die damahls nach und nach auftraten; ferner Uebersetzungen von den Oden und Episteln des Philosophen von Sanssouci, welche sie bey ihrer unbegrenzten Verehrung des Königs in nächtlichen Stunden aus Prosa in Reime verwandelte. Die Auftritte des Krieges verbreiteten hier täglich neue Wunder und Sagen von dem Preussischen Helden; alle Menschen in allen Ständen sprachen von ihm; hier wurden seine Siege durch Kanonendonner und durch Jubelgesänge in den Kirchen gefeyert. So wurde die Phantasie der Dichterin ganz mit der Grösse des Helden erfüllt; sie wagte Versuche, seine Siege zu besingen, anfangs ohne Regeln und roh; dann immer gefälliger; durch das Seltene der Erscheinung, dass eine Frau aus diesem Stande beyfallswürdige Gesänge dichtete, und dadurch,

dass

dafs sie den Helden jener Zeit zum Gegenstande ihrer feuervollen Lieder machte, verbreitete sich ihr Ruhm überall und mit der gröfsten Schnelligkeit.

Aber ihre häusliche Lage war um nichts gebessert; das Handwerk ihres Mannes gieng hier nicht sonderlich, und die Neigung zum Trunk, die er immer nur auf kurze Zeit bekämpfte, zerstörte jedesmahl den aufkeimenden Wohlstand. Sie hatte hier noch ein Wochenbette, und dabey mufsten immer die nothwendigsten Bedürfnisse einzeln und ärmlich von ihr zusammengetragen werden. Sie war für keinen häuslichen Zustand geboren, und je mehr sie sich jetzt ihrer starken innern Neigung zur Poesie und den Wissenschaften überliefs, desto drückender wurden für sie die Pflichten einer Hausfrau, Mutter und Magd, welches sie alles zugleich war. Endlich wurde sie durch einen angesehenen Mann wenigstens von ihrem drückenden Ehejoche befreyt, ohne den Weg eines förmlichen Scheidungsprocesses einzuschlagen. Einmahl zwar kam ihr Mann zurück, und sie versuchte wieder mit ihm zu leben; aber bald fing er seine Lebensart und seine Mifshandlungen gegen sie von neuem an und da ward er endlich seinem Schicksale ganz überlassen.

Se

So waren ihre Jahre bis hieher voll Noth und Kummer. Sie selbst schildert es so in einem poetischen Fragmente, unter dem Titel: Belloisens Lebenslauf: *)

Ich ward geboren ohne feyerliche Bitte
Des Kirchspiels, ohne Priesterflehn
Hab ich in strohbedeckter Hütte
Das erste Tageslicht gesehn;
Wuchs unter Lämmerchen und Tauben
Und Ziegen bis ins fünfte Jahr,
Und lernt an einen Schöpfer glauben,
Weils Morgenroth so lieblich war,
So grün der Wald, so bunt die Wiesen,
So klar und silberschön der Bach.
Die Lerche sang für Belloisen,
Und Belloise sang ihr nach.
Die Nachtigall in Elsensträuchen
Erhub ihr süsses Lied, und ich
Wünscht ihr im Tone schon zu gleichen;
Hier fand ein alter Vetter mich
Und sagte: Du sollst mit mir gehen.
Ich ging und lernte bald bey ihn **)
Die Bücher lesen und verstehen,
Die unsern Sinn zum Himmel ziehn.
Vier Sommer und vier Winter flogen
Zu sehr beflügelt uns vorbey;
Des Vetters Arm ward ich entzogen
Zu einer Bruderwiege neu.

Als

*) Gedichte 1797 p. 197.

**) Dieser Verstoss gegen die Grammatik zu einer Zeit, wo sie schon so viel Gewandheit im Ausdruck hat, als die obigen Verse zeigen, ist sehr charakteristisch für die Art ihrer Ausbildung; sie wurde nie ganz sicher in Orthographie und Grammatik so wenig, als im Aesthetischen.

Als ich den Bruder grós getragen;
Trieb ich drey Rinder auf die Flur,
Und priefs in meinen Hirtentagen
Vergnügt die Schönheit der Natur;*
Ward früh ins Ehejoch gespannet,
Trugs zweymahl nach einander schwer,
Und hätte mich wohl nicht ermannet,
Wenns nicht den Musen eigen wär,
Im Unglück und in bittern Stunden
Dem beyzustehn, der ihre Huld
Vor der Geburt schon hat empfunden.
Sie gaben mir Muth und Geduld
Und lehreten mich Lieder dichten
Mit kleinen Kindern auf dem Schoos.
Bey Weib- und Mägd- und Mutterpflichten;
Bey manchem Kummer schwer und gros,
Sang ich den König und die Schlachten,
Die ihm und seiner Heldenschaar
Unsterblich grüne Kränze brachten,
Und hatte noch manch saures Jahr,
Eh frey von andern Pflichtendrang
Mir Tage wurden zu Gesang!

Aber endlich kamen sie doch diese erwünschten Tage. Alle Fremde von Geschmack, die nach Glogau kamen, suchten die Dichterin auf, oder reisten selbst in dieser Absicht dahin; man geizte nach ihren Versen; und theilte sie seinen Freunden als Seltenheiten mit; denn um das Aufsehen beurtheilen zu können, dass diese Dichterin damahls machte, muss man sich erinnern, dass zu jener Zeit erst kaum einige Dichter durch Talent und Umstände begünstigt, einen klassischen Ruhm in Deutschland

land erlangt hatten, und dafs alfo die Freunde des Gefchmacks in einen Enthufiasmus darüber geriethen, zu dem kleinen Häufchen der damahligen Dichter hier blos auf dem Wege der Natur eine fo originelle Sängerin hinzugeführt zu fehen. — Ihr Ruf war bis Berlin erfchollen; mehrere dortige Perfonen wünfchten Briefe von ihr zu lefen und fchrieben an fie, befonders eine Generalin von Wreech. Sie hatte faft ein Jahr die Ruhe eines freyen Zuftandes genoffen, als ein Bedienter des Baron K o t t w i t z in ihre Stube trat, und ihr eine Karte überreichte, durch welche die Generalin Wreech den Baron erfucht, "er möge fich doch nach der Dichterin in Glogau erkundigen, fie habe in fieben Monaten keinen Brief von ihr." In Gegenwart des Bedienten fchrieb die Dichterin fogleich einen Brief in Verfen an die Generalin und ein poetifches Billet an den Baron, den fie übrigens noch gar nicht kannte. Diefer, ein Freund der Wiffenfchaften, liefs fie den andern Morgen zu fich rufen; fie machte auf feiner Stube während einer halben Stunde ein Gedicht auf ihn. Er bat fie auf den folgenden Tag wieder zu kommen, um fie einigen Freunden vorzuftellen. Er fchickte ihr zuvor einen beffern Kopfauffatz und einige andere Kleidungsftücke; fie war darüber entzückt. Den andern Tag fand fie die Fremden fchon bey dem Baron, die Freude erhöhete alle ihre Geifteskräfte und

was sie sagte, hatte etwas Blendendes und Ungemeines. So artig war ihr noch nie begegnet worden; der Baron schenkte ihr beym Weggehen eine schöne emaillirte Dose, in welcher sie zu Hause sechs Pistolen fand. Sie ergoss nun ihren Dank in Poesien an den Baron; dieser wurde dadurch ganz hingerissen und stellte ihr frey, dass sie von ihm etwas bitten sollte, was zu ihrem Glücke beytragen könnte. Sie, die noch immer die Zurückkunft ihres Mannes befürchtete, besann sich augenblicklich und bat, dass er sie mit nach Berlin, (wohin Kottwitz eben reisen wollte) nehmen möchte, wo sie vor der Nachfolgung ihres Mannes sicher zu seyn gedächte. Der Baron gewährte diess mit Vergnügen, und vierzehn Tage darauf war sie in Berlin.

Ihr reitzbares Herz war nun ganz Dank für den Baron, und ehe sie noch Glogau verliess, forderte sie dort alles zu seinem Lobe auf. Sie hielt sich in der Erwartung der Reise für unaussprechlich glücklich; sie schenkte alles weg, was sie an Meubeln besass, und behielt nichts als ihre Kleider und ihre zwey Kinder.*) "Vor Erwartung der Zukunft ward in der Nacht zum letzten Morgen in Glogau nicht geschlafen, sondern auf ihren Knien dichtete sie Dank-

*) Siehe die Biogr. vor den Gedichten, 1797. S. 84.

Danklieder, bis endlich der Wächter die letzte ihrer Kummernächte abrief: Da kam der Wagen des Barons, worauf ſich die Dichterin mit ihren beyden Kindern ſetzte. O Gott! wer nicht elend, nicht bedrängt geweſen iſt, der kann das nicht empfinden, was hier ſo unausſprechlich empfunden ward! Dieſer Wagen, welcher nicht Ueberwundene, ſondern Ueberwinder jedes Leidens führte, war gewiſs vor den Morgenſternen glänzender, als irgend ein Triumpfwagen der ſtolzen Sieger zu Rom. Seegen, unſterblichen Dank der Aſche des edlen Barons! Viele Groſsen wurden nachher bewährte Freunde der Dichterin; aber einer nur hatte den Muth, ſie aus der Tiefe der Armuth zu reiſſen!"— So dankt noch die Tochter der Karſchin begeiſtert für die wohlthätige Handlung dieſes Menſchenfreundes!

Unterwegs empfing und bewirthete ſie der Baron auf ſeinem Ritterſitze und hatte einige benachbarte Edelleute zur Tafel gebeten; ſie glaubte in einem Zauberſchloſſe zu ſeyn. Kottwitz that ihren Sohn zu dem Amtmann des Gutes in die Koſt, die Tochter nahm ſie mit nach Berlin. Auf der ganzen Reiſe war in jedem Wirthshauſe durch den, ihr vorausreiſenden Baron für ihre Bequemlichkeit geſorgt; und der grelle Kontraſt, den dieſs mit ihren vorigen mühſeligen Fuſswanderungen machte,

 erhielt

erhielt sie beständig in einem Zustande der Entzückung. Sie dachte einzig an ihren Wohlthäter und an Gottesführung, und so oft sie allein war, lag sie auf den Knieen.

Nur Ein unangenehmer Vorfall erschreckte sie; in Crossen fand sie ihren Mann. Er bat flehentlich, sie möchte ihn wieder annehmen. Aber der Schutz, unter dem sie jetzt reiste, gab ihr Muth, es ihm mit Freundlichkeit, aber auch mit Festigkeit abzuschlagen. — Am 25. Jan. 1761 kam sie in Berlin an, und trat in dem Hause des Wiener Gesandten, des Grafen Gotter, ab, wo auch Kottwitz wohnte. Alles war zu ihrer Ankunft bereit; sie war in einem seeligen Zustande. Den Monat vorher hatte sie ihr 38stes Jahr vollendet, wo sonst die Weiber ihre glänzende Periode endigen; bey der Dichterin war aber diess erst der Zustand ihres Aufblühens.

Gleich in den ersten Tagen wurden ihr, ungeachtet ihrer noch ganz bürgerlichen Tracht, verschiedene Equipagen geschickt, um sie zu den vorzüglichsten Gesellschaften abzuholen. Der damahls noch junge Doctor Krünitz (nachheriger Herausgeber der Encyclopädie) ein warmer Freund der Wissenschaften, führte sie in die Familien des Ober-Consf. R. Köppen, Geh. Raths Buchholz, Hofr. Stahl, Oberhof-

hofpred. Sack, Rector Wippel, und anderer ein. Der Baron Kottwitz überraschte sie und ihre Tochter auf die feinste Weise mit einigen modischen Anzügen und nahm sie mit an die Tafel des Grafen Gotter. Sie dankte ihm in Prosa und Versen; alle Namen schienen ihr zu wenig auszudrücken; sie nannte ihn ihren Vater. Ihre Empfindungen ergossen sich besonders in einer feurigen Ode, mit welcher sie ihm einige Zeit hernach auch die gedruckte Sammlung ihrer Gedichte widmete:

Der mich aus unanständigen Geschäften,
Aus einem pöbelhaften Leben ohne Ruh',
Herausgerissen mit des Menschenfreundes Kräften,
Mein theurer Kottwitz, der bist du!

Dass mich, zu meines Vaterlandes Ehre,
Der zungenvolle Ruf in fremden Ländern nennt;
Und dass mein Saitenspiel nun tönt bis zum Gehöre
Des Weisen, der die Geister kennt;

Dass Friedrich jüngst des Musengottes Flöte
Von seinen liederreichen Lippen nahm, und mir
Entgegen lächelte, wie Frühlingsmorgenröthe;
O Freund! diess alles dank' ich dir.

Denn ohne dich wär an dem Oderstrande
Mühselig unterdrückt mein glückliches Genie.
Ein Blumensaame stirbt in unbethautem Sande,
Keimt auf des Steines Rücken nie.

Die Pflanze stirbt von Wolken unbegossen,
Vom Gärtner unbespritzt, wenn Erntesonne glüht;
Der edle Fruchtkern treibt zum wilden Apfelsprossen,
Wenn nicht die Kunst den Baum erzieht.

So wär' auch ich verwildert; aber deine
Von einem Gott gelenkte rechte Freundeshand
Zog mich zum groſsen Sitz des Königes, der ſeine
Gekrönten Schläfe grün umwand.

Du dachteſt nicht die Thaten fremder Krieger,
Nicht Herden, die der Feind trieb von zertretner Triſt:
Du nannteſt den Verluſt ein Opfer für die Sieger,
Der alle Siege übertrifft.

Du machteſt mir in ſorgenloſen Tagen
Zum Eliſäer Sitz das prächtige Berlin.
So ward einſt übers Meer ein Dichter*) fortgetragen
Von einem freundlichen Delphin,

Und ward von viel hinzu geſtrömtem Volke
Bewundert und gelobt; ich aber ſtreife ſchon
Mit ſtolzem Nacken an die lufterfüllte Wolke,
Getheilt von meiner Leyer Ton.

Auf überlebtes Elend blick' ich nieder,
Und nenne deinen Nahmen laut vor einer Welt,
Der dieſes dir geweihte Opfer meiner Lieder,
Wie deine ſchöne That, gefällt."

Nun konnte ſie ſich mit Anſtand ſehen laſſen, und war den ganzen Tag entweder ausgebeten, oder bey ſich von Beſuchen umringt; man ſprach mit ihr, und ſah zugleich ihrem Schreiben zu, in welchem ſie nichts ſtören konnte, als nur wenn eine Perſon ihr vorſetzlich auf die Hand ſah. Ihre einzige Beſchäftigung war nun Schreiben und Leſen; ſie ging vom Schreibpult in die Geſellſchaft, um dort wieder

zu

*) Orion. S. Herodots Geſchichte, erſtes Buch.

zu schreiben und Impromtus zu sagen; und aus diesen wieder zum Schreiben. Die tägliche Uebung, verbunden mit Ruhe und Aufmunterung, bildete ihr Talent zusehends aus. Sie machte bald Bekanntschaft mit Ramler, der damahls schon als classischer Odendichter berühmt war. Er machte sie mit den Grundsätzen der Aesthetik und mit den Regeln des Versbaues bekannt. Auch Sulzer und Mendelssohn wurden ihre Freunde, munterten sie auf und belehrten sie; sie hatte gegenseitig die gröſste Hochachtung für diese Männer; aber sie benutzte den Unterricht derselben über Poesie und Aesthetik nur bis zu einem gewissen Punkte; dann wurde sie ungeduldig und im Gefühl ihrer genialischen Kraft achtete sie die Kritik nicht so hoch, wie jeder Dichter, der etwas Vollendetes geben will, sie nothwendig achten muſs.

In den ersten sechs Monaten ihres Berliner Aufenthaltes hatte sie Wohnung und Unterstützung von dem braven Baron Kottwitz und Zutritt in die vornehmsten Privathäuser; aber für ihre ökonomischen Bedürfnisse war doch auf keine dauerhafte Art gesorgt. Der Baron verfiel in eine tiefe Hypochondrie, seine Heirath ging zurück, er reisete nach seinen Gütern und konnte sich um seine Beschützte nicht weiter bekümmern. Prof. Sulzer machte sie zu-

nächst auf die Nothwendigkeit aufmerksam, ihrer Tochter Gelegenheit zum Unterricht zu verschaffen. Die Mutter gab ihren vornehmen Freunden diesen Wunsch in manchen Versen zu erkennen; aber so gern man ihr Gastfreyheit und andere kleine Artigkeiten erzeigte, so taub blieb man bey diesen Bitten. Ihre Freunde gewannen endlich den reichen und wohlthätigen Leibarzt Stahl, der ihr diese Sorge abnahm; auf seine Rechnung kam die Tochter in die Kost der Realschule, wo man sie in Religion und weiblichen Handarbeiten fünf Jahre lang unterwies. — So waren nun ihre beyden Kinder versorgt und sie ganz frey; sie hatte nun für weiter nichts zu sorgen, als sich ihre Freunde zu erhalten. Durch ihre jetzige Ruhe wurde sie weder übermüthig noch träge; die Erinnerung an ihren vorigen Stand blieb ihr gegenwärtig und mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung sah sie die Zahl ihrer Bewunderer und Freunde wachsen. Gegenstände für ihre Poesie fand sie überall, und sie war unermüdet, ihr Talent anzuwenden. Am mehrsten wurden ihre Impromtus bewundert, und die Schnelligkeit, womit sie Endreime in einer geräuschvollen Gesellschaft ausfüllen konnte; oft schneller, als man etwas Gemeines sagen konnte, hatte sie einen sinnreichen Vers über etwas ausgedacht. Ihre besten Arbeiten, die sie in Ruhe niederschrieb, waren Produkte einer ein-

zigen

zigen Stunde. Ihr erſter Entwurf pflegte immer die ſchönſten Gedanken und Bilder zu haben. Diejenigen Stücke, an welchen ſie länger arbeitete, ſind bey weitem nicht ſo vorzüglich.

Man hatte in Halberſtadt Verlangen, ſie kennen zu lernen; frey, wie ſie jetzt war, reiſte ſie dahin, und wurde von den edlen kunſtliebenden Gleim gaſtfreundlich in ſeinem Hauſe aufgenommen. Der berühmte Domdechant Freyherr von Spiegel, bey dem ſie Gleim einführte, würde ihr vorzüglicher Gönner, behandelte ſie ganz wie ſeine übrigen Freunde und edeln Gäſte, und munterte ſie mit der einnehmendſten Aufmerkſamkeit und mit Geſchenken auf. Der benachbarte regierende Graf von Stollberg-Wernigerode behandelte ſie mit Auszeichnung und ſetzte ihr ein jährliches Taſchengeld aus. Nach dieſem höchſt glücklichen Beſuch in Halberſtadt war ſie einige Zeit in Magdeburg, wo die Gattin des Commandanten von Reichmann ſie zur dritten Perſon in ihrem Hauſe machte, und mit Wohlthaten überhäufte, wofür die Dichterin ſie täglich mit einem Liede begrüſste.*) Damahls kämpfte der König noch im Felde; Krieg und

X 5 Frie-

*) S. Gedichte 1797. S. 243. An die Fr. von Reichmann 1762.

Der Winter hauchet Froſt an dieſe dünne Wand

Ich

Frieden schwankte in der Wagschaale; der Preussische Hof war in Magdeburg. Natürlich, dass die Dichterin hier für Friedrichs und des Vaterlandes Schicksale begeistert wurde; sie dichtete mehrere ihrer besten Lieder in Magdeburg. Sie mussten gedruckt werden, da jedermann sie haben wollte; und bald waren sie vergriffen. Die Königin und die andern Glieder der königlichen Familie liessen sie mehrmals zu sich kommen, und hier erregte es neue Bewunderung, wie eine vor elf Monaten aus der Niedrigkeit hervorgezogene Frau sich vor den ersten Verwandten des Throns mit so vieler Gegenwart des Geistes und so anständig benahm.

Von Magdeburg eilte sie (zu Anfang des Jahrs 1762) wieder nach Halberstadt zu Gleim; Er war der Freund ihres Schicksals, und sie hing mit ihrem ganzen Herzen, mit Dankbarkeit und Liebe an ihm. Er, der liebenswürdi-

ge

Ich aber trotz' ihm in dem Bette.
Hier sitz ich und hier schreibt die kaltgewordne Hand.
An dich, und wenn der Nord durch meine Fenster redte
Gewaltiger als sonst, wenn dieser Finger krumm
Von Frost geworden wär: so würd ich doch nicht stumm,
Ich sänge dir ein Lied, dir, der ich alle Tage
Des Herzens ersten Gruss in einem Liede sage etc.

ge Sänger, der Menschenfreund, der die Philosophie des Lebens so anziehend lehrt und so treu übt, nahm sich der Dichterin auf das thätigste an. Er machte sie mit Horaz, Pindar und Homer bekannt; er nannte sie Sappho und bildete ihren Geschmack und ihren Ausdruck. Was hätte sie in dieser Schule werden können, wenn sie gelehriger für Regeln und für Kritik gewesen wäre; aber selbst diesem ihren Herzensfreund konnte sie nicht stille halten, wenn er es versuchte, sie mit einem strengeren und kritischen Verfahren bey ihren Poesien bekannt zu machen. — Dankbarkeit und Verehrung gegen ihren Gleim schienen eine Zeitlang bey der zwar schon vierzigjährigen, aber noch so sehr lebhaften Dichterin in warme Zärtlichkeit übergegangen zu seyn; mehrere Stellen ihrer Gedichte, die sie in dieser Schwärmerey an ihn richtete, und wo sie ihn bald Thyrsis, bald Phaon nennt, verrathen die Lebhaftigkeit, mit welcher sie eigentliche Gegenliebe von ihrem Freunde wünschte. *) Endlich begnügte sie sich mit seiner Freundschaft und sang ihm zu: **)

Auch dich erschuf sein Wille nicht zum Feinde
Der Mädchen; aber keines bindet dich;
Du liebest zärtlich deine Freunde;
Als Freundin liebe mich.

Und

*) S. auserlesene Gedichte 1764 pag. 252. — Gedichte 1797 pag. 315.

**) Auserlesene Gedichte 1764 pag. 206.

Und dieſs that **Gleim** auf die edelſte und thätigſte Weiſe. Bey ihren Beſuchen von Magdeburg aus entwarf er einen Plan, die Dichterin durch ihr Talent mit Ehre und Einkommen zu belohnen. Er machte eine Auswahl aus ihren theils noch handſchriftlichen, theils zerſtreut gedruckten Gedichten und forderte das Publikum zu einer Vorausbezahlung dieſer Sammlung auf, ein Weg, der damahls in Deutſchland noch neu war. Gleims edle Abſicht war, daſs durch die Pränumeration ſo viel zuſammenkommen ſollte, daſs die Dichterin für die Zukunft ſo ziemlich unabhängig leben könnte. Der Plan würde gelungen ſeyn, wenn die Karſchin ſich nicht durch den Vorſchlag eines andern Freundes hätte blenden laſſen, nämlich eine theure und eine wohlfeile Ausgabe anzukündigen; ehe es Gleim verhindern konnte, war das Avertiſſement wegen dieſer Abänderung ſchon im Umlauf. Die mehreſten Käufer wollten nur ihre Neubegierde befriedigen, und ſo war es ihnen einerley, ob ſie das Ganze auf feinem oder gemeinem Papier, mit oder ohne Vignetten hatten. Der gröſste Theil pränumerirte alſo auf die Ausgabe um den geringen Preis; indeſs ging die Sache doch gut genug von ſtatten und nach Abzug aller Koſten behielt die Dichterin **zwey tauſend Thaler** im Golde Ueberſchuſs. Gleim hatte auf 5000 Thaler gerechnet, und es würde wahrſcheinlich gelun-

gelungen seyn, wenn man ihm gefolgt hätte. —

So entstand die erste Sammlung ihrer Poesien: "Auserlesene Gedichte von Anna Luise Karschin. Berlin 1764. bey Winter 358 Seiten." Es sind das die Früchte, die ihr origineller Geist so üppig hervorbrachte, sobald sie 1760 und 61 in bessere Lage kam, und gute Muster kennen lernte. Diese Jahre und noch die zwey darauf folgenden waren in aller Rücksicht das goldne Zeitalter in dem Leben der Dichterin. Kurz darauf gerieth sie, wie wir bald sehen werden, durch ihren Eigensinn wieder in ökonomische Verlegenheiten und häusliche Leiden; und eben dieser Zug ihres Geistes hinderte sie auch sich weiter fort zu bilden. Sie hat zwar bis an das Ende ihres Lebens Poesien und Reime niedergeschrieben, aber nichts wieder hervorgebracht, was die besten Stücken dieser ersten Sammlung übertroffen hätte, obgleich auch hierin sich noch kein klassisches und wirklich vollendetes Stück befindet. Jetzt war nähmlich der Zeitpunkt für diese ungemeine Frau vorhanden, wo es sich entscheiden mufste, ob sie Kraft und Muth hätte, nach Vortrefflichkeit in ihrer Kunst zu streben, und sich durch Meisterwerke den grofsen Dichtern unsrer Literatur beyzugesellen, oder ob sie sich mit dem Aufsehen begnügen wollte, das ihr natürliches

Ta-

Talent, ihre Leichtigkeit, Poesien niederzuschreiben, verbunden mit ihren ungewöhnlichen Schicksalen, besonders unter den blofsen Liebhabern, und solchen, die es nicht kritisch genau nahmen, gemacht hatten.

Ihr Beruf zur Dichtkunst war durch die Züge von Genie und Originalität, die sich in so vielen ihrer Lieder fanden, hinlänglich documentirt; *) aber nun hätte noch Streben nach Voll-

*) Wer verkennt wohl den glücklichen Reichthum an neuen Bildern, den man so häufig bey ihr antrifft, den passenden, oft selbst geschaffenen Ausdruck, wenn sie z. E. zu Gott sagt:

Du schufst die Erde voll von deinen Gütern
Dein Arm umuferte das Meer.
Da scherzt bey nahen Ungewittern
Der Wallfisch auf der Fluth daher. u. s. w.

Oder in dem rührenden Liede, dafs sie in Gleims Nahmen, auf Kleists Tod sang:

Hier auf diesem Aschenkruge
Weint die Freundschaft ihren Schmerz,
Und mit diamantnem Pfluge
Gräbt der Kummer Furchen in mein Herz.
Finsternifs und Stille,
Unter eurer Hülle
Lad' ich Erd und Himmel zum Gehör!
Klagen will ich! — ach mein Liebling
Ist nicht mehr.

Hin-

Vollkommenheit, fleissiges Studium fremder Meisterwerke, planmäsiges Verfahren bey Ent-

Hingeblutet ward sein Leben.
Mein Gedanke rief dem Tode zu:
Lass dir kleinre Opfer geben!
Würger, noch nicht satt gemacht bist du,
Von den Myriaden,
Die im Blute baden?
O Verheerer, wenns dein Hunger heischt,
Nimm mich selber; nur verschone
Meinen Kleist.

Erde, die sein Blut getrunken,
Wie beneid' ich diesen Tropfen dir!
Und du Thal, wo er gesunken,
Schauervoll und heilig bist du mir!
Ach an dieser Stätte,
Ward auf mein Gebete,
Eine Quelle, der des Wandrers Dank
Seegen lächelt, wenn er schmachtend
Aus ihr trank. u. s. w.

Aber liest man weiter, so stösst man selbst in diesen schönen Stücken, so wie in allen übrigen Gedichten der Karschin, auf Fehler gegen die Grammatik, gegen die Schicklichkeit, auf Planlosigkeit, und keiner ihrer Gesänge giebt uns ein reines und unvermischtes Vergnügen. — Es sind deswegen absichtlich in diese Biographie mehrere Stellen aus den Werken der Dichterin eingerückt worden, damit auch derjenige Leser, der noch keine Bekanntschaft mit ihr hat, einigermassen sie aus sich selbst kennen lerne,

Entwerfung ihrer eignen Poesien, und sorgfältiges Ueberarbeiten derselben hinzukommen müssen, um sich mit dem Kranz aus den Händen der Kenner, und als Dichterin mit ewigem Nachruhm belohnt zu sehen. Man kann denken, dass solche Freunde, wie **Gleim**, **Ramler** und **Sulzer**, es nicht daran fehlen liessen ihr das grosse Stück Weg zu zeigen, das noch übrig war; es kam nur darauf an, dass sie diesen Urtheilen mehr traute, als den allgemeinen Bewunderungen der vermischten Gesellschaft über ihre poetische Schnelligkeit, und dass sie Anstrengung und Studium nicht scheute. Sie wurde auch öffentlich dazu aufgefordert. Lessing beurtheilte ihre Gedichte in den Litteraturbriefen *) ausführlich und auf die belehrendste Weise. Er sagt offen, woran es liegt, dass sie sich nähmlich nichts auf das schnelle Hinschreiben zu Gute thun, sondern sich dessen schämen lernen müsse; dass die Welt keine Gedichte aus dem Stegreife von ihr fordere, und dass es dem feinern urtheilsfreyern Leser einerley sey, ob sie eine Stunde oder zwey Monate mit der Verfertigung zugebracht habe. Wenn sie sich von einsichtsvollen Freunden

*) S. Briefe die neueste Litteratur betreffend XVII, 123. — Das Urtheil über diese Gedichte in der Bibl. d. sch. W. B. II. p. 87. trifft in der Hauptsache mit diesem zusammen.

den lenken läſst, ſo kann ſie mit der Zeit den beſten Dichtern Deutſchlands an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Fähret ſie aber ſo fort; wie ſie angefangen, ſo wird ſie mit der Zeit mehr aber nicht beſſer dichten; ja vielleicht zu ſolchen Reimern herabſinken, die ſie, ihren natürlichen Talenten nach, weit hinter ſich zurück laſſen könnte.".— Die Dichterin fuhr in That ſofort und Leſſings Prophezeihung iſt eingetroffen!— Doch jezt zu ihrer Geſchichte zurück.

Um jene Zeit, als die Sammlung noch nicht zu Stande war, reiſste ſie von Magdeburg nach Berlin, hier einmahl ihre Freunde und Tochter zu ſehen, und dann nach Magdeburg zurückzukehren. Als ſie etwa zwey Monate zu Berlin war; erfuhr ſie, daſs ihr älteſter Bruder, derjenige, den ſie ehemals gewiegt und ſo lieb gewonnen hatte, in der Stadt ſey. Sie ſuchte ihn ſogleich auf, und die Freude, ihn nach 14 Jahren in ihrem jetzigen Glücke wiederzufinden, war auſserordentlich gros. Aber ſonderbarer Weiſe empfand ſie einen Schmerz darüber, daſs ihr Bruder, ob ihm gleich nichts mangelte, ſo tief unter ihr ſtehe, und ſie beſchloſs, ihn ſo viel ſie könnte, aus ſeiner jetzigen Lage herauszuheben. Sie zog ſogleich von der Freundin, wo ſie bis jetzt als Gaſt logirte, weg, und in eine gemiethete

 Dach-

Dachſtube mit ihrem Bruder zuſammen, um alles, was ihr das Glück zuwerfen würde, mit demſelben zu theilen. Nach dem Frieden waren jezt die Häuſer voll Einwohner und ſo muſste ſie ſich mit jener geringen Wohnung begnügen, die ſie nachher im Geſpräche mit dem Könige eine Baſtillenkammer nennt. Dieſer unüberlegte Schritt zerſtörte ihren ganzen, jetzt ſo angenehmen Zuſtand. Sie, die noch ſelbſt abhängig war, und nicht die geringſte ordentliche Einnahme hatte, belaſtete ſich ganz unnöthiger Weiſe mit der Führung einer Haushaltung und mit der Unterhaltung eines geſunden Bruders, der im Stande war, ſich ſelbſt durch ſein Metier hinzubringen. So war ſie wieder in die dürftige Lage verſetzt, aus welcher ſie der freygebige Kottwitz geriſſen hatte; Gelegenheitsgedichte gaben kein ſicheres Einkommen; anſtatt fortzuſtudieren und ihren Arbeiten Vollendung zu geben, lieſs ſie ſich wieder zu jenen Reimereyen herunter, und kam darüber in der Kunſt nicht weiter, ſondern noch zurück.

Indeſſen war die erwähnte, von Sulzer und Gleim veranſtaltete Sammlung ihrer Gedichte zu Stande gekommen, und hatte ſie noch bekannter gemacht. Im October 1763. verlangte ſie der König zu ſprechen, und ſie wurde ihm in Sansſouci vorgeſtellt. Ihrem

Freun-

Freunde, dem Doktor Krünitz, erzählt sie den Inhalt ihrer Unterredung nach ihrer Art in Reimen: (Gedichte 1797. S. 183.)

— — Ich sagte welcher Mann mich zeugte;
Und welcher Staub mich niederbeugte.
Wie mein Genie heraufgestrebt;
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt;
Und dass ich nicht der Kunst geschriebne Regeln wüsste.
Er frug: Wer lehrte dich Gesang,
Wer unterwies dich in Apollens Saitenklang?
Held, sprach ich, die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.
Er lächelte, und wollte wissen;
Woher ich Nahrung nähm? Da sagt ich: Freunde müssen
Mich nähren; täglich geh ich hin
Zum niemahls stolzen Stahl; der stets mich gerne sieht
Und eine zweyte Sängerin
In meiner Tochter dir erzieht.
Ich sprachs; und Friedrichs Blick schien meinen Freund zu loben.
Nach meiner Wohnung frug er mich.
Monarch, sprach ich, die Sterne glänzen nachbarlich
Mit meinem Winkel unterm Dache hoch erhoben.
Wenn du nicht zürntest, würd ich dich
Kniebeugend bitten, dass du meine Kammer dächtest
Wie einen Winkel der Bastille zu Paris;
In welche Ludewig viel Menschen bringen lies;
Die du als Krieger brauchen möchtest;
Weil sie oft tapfer sind und treu.
Der König lachte laut, und ich, beherzt und frey
Wie eine Römerin, ich zog der Stirne Falten
Sanft auseinander; lachte so

Wie einer, der ein Bret hat in dem Meer erhalten.
Des Vaterlandes Vater ſprach
Zuletzt: Er würde mir das Leben ſorglos machen,
Und alle Muſen ſprachens nach. —

Auf dieſe Verſorgung verlies ſie ſich vorzüglich bey der neuen Einrichtung ihrer Oekonomie. Allein ſie bekam von ihm nur ein Gnadengeſchenk von 50 Thalern, mit dem Bedeuten, daſs ſie ſich wieder melden ſolle. Ehe ſie dieſes wagte, ſoll ſie durch Veranlaſſung einer Freundin, mit der ſie ſich veruneiniget hatte, bey dem Könige verläumdet worden ſeyn, wodurch die gehoffte Verſorgung zurückgegangen wäre.*)

Die 2000 Thaler, die auſser einigen hunderten, von denen ſie ſich etablirte, nach Abzug aller Koſten von der Subſcription auf ihre Gedichte noch übrig blieben, thaten ihre Freunde für ſie auf Intereſſen, und zwar ſo, daſs es faſt ein eiſernes Kapital wurde, aus Furcht, daſs es bey ihrem Mangel an Wirthſchaftlichkeit ſonſt bald darauf gehen möchte. Davon bezog ſie alſo jährlich 100 Thaler in Gul-

*) S. die Biographie vor den Gedichten, 1797. S. 104. Unter dem Namen Phyllis ſind einige Gedichte in jener Sammlung an ſie gerichtet; z. B. p. 301, wo ſie als eine heuchleriſche Kokette geſchildert wird.

Golde, wozu noch etwa eben so viel an jährlichen Pensionen von den Herzogen Friedrich und Ferdinand vou Braunschweig und einigen auswärtigen Freunden kam. Damit bestritt sie ihren Haushalt kümmerlich und fiel daher in den immerwährenden Klageton. Ihr Geist sank unter den erneuten Sorgen mit dahin; täglich machte sie Reime, und täglich ging sie zu ihren Freunden aus; aber sie gewann dadurch nichts an Ausbildung ihres Geschmacks und ihrer Kunst.

Als sie eben die Haushaltung mit ihrem Bruder angefangen hatte, starb der Baron Kottwitz, und so wurde ihr Sohn, als eine neue Last in dieser Lage, ihr wieder zurückgeschickt. Sie klagte überall ihren Kummer, einst auch in einer Ballgesellschaft, wie gewöhnlich in Reimen, die sie im Geräusch der Gesellschaft niederschrieb. Ein junger Hr. v. Rhr bewunderte sie deshalb. Wahrscheinlich war er es, der ihr am andern Morgen in einem anonymen Billet seine Hülfe anbot; sie antwortete, sie wünschte jetzt besonders der Sorge für ihren Sohn los zu seyn, und erhielt acht Tage darauf die Antwort, dass alles veranstaltet sey, um ihn auf die Realschule in Pension zu nehmen. Diese Wohlthat genoss er zwey Jahre; dann wurde ihr von derselben fremden Hand die Frage zugeschickt: wozu sie ihren

 Sohn

Sohn zu bestimmen gedächte. Sie hatte darüber niemahls nachgedacht und verwies die Antwort an den jungen Menschen selbst. Er zeigte Lust zum Studiren und zwar zur Theologie, und man fand ihn auch dazu fähig. Jene fremde Hand schrieb ihr diess, und dass er nun also auf das Gymnasium kommen und dann auf Kosten des Ungenannten in Halle studieren sollte. Unbegreiflicher Weise widersprach sie, die doch sonst jedes angebotene Gute mit Erkenntlichkeit annahm, hier, wo es gleichwohl auf das künftige Schicksal ihres Sohnes ankam. Sie gab zur Ursache an, dass er ihr ein Billet geschrieben hätte, in welchem weder Styl noch Gedanken wäre, und sie könne sich nicht entschliessen, einen Menschen von 16 Jahren, der noch kein Billet an seine Mutter schreiben könnte, auf fremde Kosten studieren zu lassen. Ob dieser eigensinnige Einwand von ihr selbst, oder, wie ihre Tochter vermuthet, von einem andern herkam, ist nicht auszumachen. Genug der Wohlthäter schien diese Weigerung übel genommen zu haben; ihr Sohn ward ihr zurückgeschickt und niemand bekümmerte sich weiter um ihn. Sie gab ihn in eine Handlung zur Lehrprobe; aber da er einmahl seinen Sinn auf das Studieren gerichtet hatte, so hielt er nirgends aus, wurde bald hierhin bald dorthin gethan, und nahm endlich nach 12 Jahren eine Schullehrerstelle an der Garnisonschule zu Ruppin an. Das

Das Loos ihrer Tochter fiel noch schlimmer. Als sie nach fünf Jahren aus der Realschule wieder zur Mutter kam, gab diese, die niemahls mit ihren Kindern sich Rath gewufst, sie unter die Aufsicht ihres bey ihr wohnenden Bruders Hempel. Dieser beschränkte Mensch behandelte sie ziemlich hart, schränkte sie ein, und liefs sie, wie sie selbst sagt, keinem anständigen Menschen mehr vor die Augen. Der Plan, welchen er dabey hatte, zeigte sich nicht eher, als bis sie heran reifte; da sagte er der Mutter, dafs er wohl ihre Tochter haben möchte. Die Mutter, welche niemanden etwas abschlagen konnte, glaubte auch hier nichts einwenden zu dürfen, ob er gleich noch kein Brod für eine Frau hatte. Die Tochter wurde weiter nicht um ihren Willen gefragt; weil sie nicht blendende Reitze hatte; glaubten beyde dafs sie kein Unrecht thäten. Er bekam eine kleine Bedienung, das Mädchen ward seine Frau, und die zu nachgebende, für ihn zu scheue Schwester nahm die ganze Last der Haushaltung auf ihre Schultern. Dazu kam, dafs die Tochter sich in dieser gezwungenen Ehe sehr unglücklich fühlte, und die Mutter auf vielfache Art darüber leiden mufste. Nach neun Jahren liefs sich die Tochter von ihrem Manne scheiden. Sie verheyrathete sich nachher zum zweytemahle (mit Hrn. von Klenke) und wegen ihres Mannes bösen Verwandten,

 auch

auch diesſmahl nicht beſſer. Die Dichterin hat alſo die Freude niemahls gehabt, eins von ihren Kindern glücklich und **dankbar** gegen ſich zu ſehen.

Ihre Tochter nnd ihr Enkel fielen ihr wieder zur Sorge anheim. Sie trug das alles ziemlich gelaſſen, wenn man ſie nur klagen lieſs und ihr in ihren Vorurtheilen Recht gab. Dinge, welche ſie durch eine kleine Wendung oder durch Annehmung eines guten Raths, leicht hätte zu ihrem Vortheil verwandeln können, hielt ſie, wenn ſie einmahl verſehen waren, für unvermeidliches Uebel, und tröſtete ſich dann mit dieſem Glauben, und mit der Freundſchaft einiger ihr treubleibenden Bekannten. Man brauchte wenig für ſie zu thun, wenn man nur freundlich und aufmerkſam für ſie war. Mit einer heitern Miene und einer kleinen höflichen Bewirthung konnte man ſie überaus vergnügt machen, und ſie glich hierin den Kindern, deren Hand immer fordert, aber auch bald gefüllt iſt.

So trat ſie bey Genügſamkeit, Erinnerung an verlebte Leiden und Glauben an Freunde ruhig ihr Alter an, und konnte nun, da der Reitz der Neuheit ihrer Erſcheinung verſchwunden war und ſie ſelbſt nichts leſenswerthes mehr dichtete, durchaus nicht mehr darauf rech-

rechnen, noch einmahl öffentlich und auf eine ehrenvolle Weise ausgezeichnet zu werden. Und doch geschah es. — Nach dem oben erwähnten Versprechen, das ihr der König Friedrich II. gethan hatte, ihr das Leben sorgenfrey zu machen, hatte sie ihn oft wieder daran erinnert, und besonders wünschte sie sich von dem Könige ein Haus zum Geschenke zu erhalten. Es wurden ihr aber immer auf ihre Bitten nur kleine Geschenke zugetheilt, und 1773 erhielt sie auf einen ihrer Mahnbriefe zwey Thaler durch die Post zugeschickt, mit der Beyschrift: "Zwey Thaler zum Geschenke für Deutschlands Dichterin" wahrscheinlich um sie auf immer von ähnlichen Bitten abzuschrecken. Da hatte sie den Muth auf ein Blatt zu schreiben:

Zwey Thaler giebt kein grofser König;
Ein folch Geschenk vergröfsert nicht mein Glück.
Nein es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb ich es zurück. —

und das Geld wieder eingesiegelt zurückzuschicken.*) Ihre Kühnheit hatte zwar keine nachtheiligen Folgen für sie, aber es wurde dadurch

*) S. Gedichte 1797, pag. 152. wo sie diesen ganzen Vorgang in einer gereimten, sehr freymüthigen Epistel dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig erzählt.

durch auch nichts zu ihrem Vortheile bewirkt. Etwas ähnliches that sie 1783, wo ihr, wahrscheinlich auf abermahliges Bitten um ein Haus, drey Thaler zugeschickt wurden; sie schrieb da an Quittungs statt folgende Reime: *)

Seine Majestät befahlen,
Mir anstatt ein Haus zu baun,
Doch drey Thaler auszuzahlen —
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und treulich ausgerichtet
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drey Thaler kann,
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen;
Sonst bestellt ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaufs
Bey des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läfst.

Als König Friedrich Wilhelm II. zur Regierung kam und so viele Beweise seiner Freygebigkeit gerühmt wurden, munterten ihre Freunde auch sie auf, sich zu melden; sie meynte aber, theils hätten so viele Tausende durch geleistete Dienste einen Anspruch auf seine Milde, theils habe er ihr auch nichts versprochen. — Indefs verwendete sich die Karschin für eine verwittwete Freundin, die ein Naturalienkabinet zu verkaufen hatte, und es an

*) S. Gedichte 1797 pag. 324.

an jemand von der jungen königlichen Familie anzubringen wünschte. Die Dichterin brachte diess bey der Oberhofmeisterin von Vieregg, nachherigen Frau von Gaudi an, die aber zur Antwort gab, der Antrag komme zu spät; der König würde nun dergleichen nicht mehr kaufen, da der Ausgaben gar zu viel würden; denn der König bezahle alle Schulden seines Vorfahren. "Alle Schulden? alle? ruft die Dichterin; beym Himmel dann haben mir seine Majestät auch eine Schuld zu bezahlen. Sein Oheim hat mir vor 24 Jahren eine Versorgung versprochen; man versicherte mir eine Pension von jährlich 200 Thalern. Hätte ich die Summe von 24 Jahren zu heben, so wäre das schon ein Kapitälchen, wofür ich mir ein Häuschen kaufen könnte." Die lächelnde Gouvernantin meynte, sie sollte das Anliegen so aufsetzen, wie sie da sage; vielleicht könne man es dem Könige vorbringen. Die Dichterin setzte nun eine poetische Schuldforderung auf, und die Prinzessin Friederike, nachmahlige Herzogin von York, las sie dem Könige vor, als er sich eben malen liess. Er steckte das Bittschreiben freundlich zu sich, und kurz darauf erhielt der damahlige Geheimerath, nachherige Minister, Wöllner den Befehl, "der Karschin anzukündigen, dass ihr ein neues Haus gebaut werden solle, ausgeziert mit allen Allegorien der Musen. Sie wurde daher, als sie schon längst

glaub-

glaubte, wieder einen verlornen Wunsch gethan zu haben, in das Haus des Geheimen-Oberhofbuchdruckers Decker gerufen; weil diess zu ihren freundschaftlichen Häusern gehörte, so glaubte sie, man habe ein kleines poetisches Anliegen an sie, und ging in ihren Hauskleidern dahin. Aber wie erstaunte sie, als sie dort in eine glänzende Gesellschaft geführt wurde, wo der Geheimerath Wöllner vor sie trat und sie so anredete:

Freu dich, Deutschlands Dichterin,
Freu dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir.

Man kann sich ihre frohe Verwirrung denken; matt vor Freude kam sie nach Hause, und Tags darauf suchte sie auf allen Wegen diese Milde des Königs ins Publikum zu bringen.

Nun wurde ihr wirklich ein Haus auf dem Haakischen Markte gebaut. "Das Haus selbst, sagt ihre Tochter, wurde nur ein Häuschen und nichts so ausgeführt, wie jedermann, der vorzüglichen Ankündigung gemäss, es erwartet hatte; auch kamen die Allegorien der Musen in Vergessenheit; allein sie hatte doch nun eine schöne, ausgebaute eigne Wohnung, und nach Abzug jährlicher Abgaben für Service, Einquartirung u. dgl. noch etwa 100 Thaler Ue-

Ueberſchuſs." — Sie konnte es kaum erwarten, ihr neues Haus zu beziehen, um es wenigſtens noch einige Zeit zu bewohnen; denn ſie kränkelte ſchon ſeit Jahren, und ahndete, daſs ſie nicht lange mehr leben würde. Sie bezog es, als es eben ausgetüncht war, ganz gegen den Rath ihrer Freunde, allein ſie folgte, wie immer, auch hierin ihrem Willen. Dadurch nahm ihre Schwäche zu, und es ſtellten ſich die Vorboten der Auszehrung ein. Indeſs blieb ihr Geiſt munter; noch ſaſs ſie zu halben Tagen an dem Schreibtiſch und die übrige Zeit gieng ſie in die kleinen geſellſchaftlichen Zirkel ihrer Bekannten, durch welche Zerſtreuung ſie immer geſtärkt nach Hauſe kam. Alle ihre Freunde und Correſpondenten bat ſie, ihr niedliches Haus zu beſchauen, und viele Glückwünſche wurden ihr darüber geſagt und geſchrieben.*) "Ihr Ruhm, ſagt Frau von Klenke, gewann dadurch noch einen abendlichen Strahl; ſie wurde von neuen bemerkt, weil ſie glücklicher zu ſeyn ſchien." —

*) Man vergleiche damit in der letzten Sammlung ihrer Gedichte pag. 188. die Reime an die königl. Hofbau-Adminiſtration, wegen ein Paar geſchenkter eiſerner Sparöfen, 1791, wo ſie ſich übrigens auch indirekt beklagt, daſs das Haus ſo klein ausgefallen ſey.

Im Sommer 1790 wurde sie ganz unvermuthet noch dadurch geehrt, 'dass der Graf . . . . . . sie zu einem Frühstücke einlud, das er im Thiergarten der Familie des Prinzen Ferdinand, des Onkels des Königs, gab; man behandelte sie da überaus gütig und die königl. Personen unterhielten sich mit ihr. Einige Tage darauf erhielt sie einen verbindlichen Brief von der Hand des Grafen und eine Andenkens-Tasse, mit der Devise: Wandle auf Rosen und vergiss mein nicht. Nächst der Dose, die ihr der Baron Kottwitz in Glogau schenkte, hatte ihr niemahls ein Geschenk mehr Freude gemacht.,

Seit dieser Freude, die zu stark auf sie gewirkt hatte, kränkelte sie mehr, als vorher; indess war ihr seit 30 Jahren das tägliche Ausgehen und Besuch geben bey ihren Bekannten so zur Gewohnheit geworden, dass sie es selbst bey ihrer äussersten Hinfälligkeit nicht einstellte. "Sie glaubte sich dadurch zu stärken, allein sie schadete sich offenbar; denn durch das Vergnügen der Mittheilung ward sie bey dem Glase Wein, das sie trank, wie gewöhnlich zu poetischen Einfällen verleitet, welches sie unvermerkt angriff." Die Freude ihrer letztern Jahre war ihr Enkel Heinrich Wilhelm Hempel, den sie beständig um sich hatte. Als dieser 1791 im März nach Frankfurt an der Oder ging, um die Rechte zu studiren, fiel ihr dessen

Ab-

Abwesenheit so unerträglich, daß sie ihm schon einige Monate darauf ungeachtet ihrer auszehrenden Schwäche dahin nachreisste. Von da dachte sie einen Besuch in Tirschtiegel, ihrer Vaterstadt, zu machen, wo der Oberpfarrer ihr sein Haus angeboten hatte, und die Einwohner sie erwarteten. Aber sie wurde in Frankfurt so schwach, dass sie dort zwey Monate fast immer bettlägrig zubrachte, wobey das merkwürdig ist, dass sie im Hause eines Schwestersohns von ihrem Manne Karsch, des Bürgers Peter Friedrich Wolf, die sorgfältigste Pflege genoss, so dass dieser das Unrecht seines Oheims gleichsam wieder gut machte. (So hatte vorher ihr erster Mann Hirsekorn auch in vielen flehenden Briefen seine Zuflucht zu ihr genommen, um durch ihre Fürsprache einen Sohn seiner zweyten Ehe von dem Soldatendienste loszumachen; die Dichterin verwendete sich auch für ihn bey dem Gouverneur.) Ihr Geist blieb dabey munter und sie schrieb in Frankfurt noch ein Gedicht auf die Abreise der Herzogin von York nach England, das einige schöne Strophen enthält. Es war ihr letztes. Sie wollte diese von ihr so sehr verehrte Prinzessin, die Schöpferin ihres letzten irdischen Glücks, noch vermählen sehen, und kam den letzten September 1791 Trotz ihrer Schwäche nach Berlin. Durch einen Ausgang zu einer benachbarten Freundin ver-

schlim-

ſchlimmerte ſie ihren Zuſtand. Ihre Kraftloſigkeit nahm nun ſchnell zu, aber ihr Geiſt blieb munter und hoffte auf baldige Geneſung. Am 12ten October 1791 erfolgte ihr ſanfter Tod in einem Alter von faſt 69 Jahren.

Bey allen den Schwächen, die aus dieſer Erzählung ihres Lebens hinlänglich zu erkennen ſind, die denjenigen Perſonen, welche lebhaften Antheil an ihrem Glücke nahmen, die Freundſchaft mit ihr erſchwerten, und für welche ſie ſelbſt hart genug büſste, beſonders dadurch, daſs ſie in literäriſcher Rückſicht das nicht wurde, was ſie ihren ungemeinen Anlagen zu Folge werden konnte, — bey allen dieſen Schwächen erkannte man einſtimmig in ihr ein ſehr mitleidiges Herz, eine unermüdete Gefälligkeit, eine fortdaurende Dankbarkeit, groſse Offenheit und Wahrheitsliebe. Sie ſchrieb, wie ſchon geſagt worden iſt, in dem letzten Drittel ihres Lebens alles in Reimen, alle ihre Freundſchafts- und Geſchäftsbriefe; ſehr oft wurde ſie von andern erſucht, Bittſchreiben aufzuſetzen, und ſo ward ſie die Stimme und das Organ vieler Bedrängten. Dergleichen Reimereyen verdienten nicht mehr den Namen von Poeſien, und durch ihre Vernachläſſigung aller Kritik kam es dahin, daſs ein Unbefangener, der noch nichts von ihr wuſste, ihre Stücke aus der beſſern Periode und dergleichen

Rei-

Reime unmöglich für Produkte von demselben Geist halten könnte, wenn sie ihm vorgelegt würden. *) Sie schrieb sehr schnell, aber kalligraphisch schlecht und ungleich; eben so voll Fehler gegen Orthographie und Grammatik.

Ein Verzeichniss ihrer Gedichte, in Sammlungen und einzeln, (viele Gelegenheitsgedichte abgerechnet) findet sich in Rötgers Nekrolog für 1791, so wie ein Verzeichniss aller ihrer Portraits in Kupferstichen. — Die letzte Sammlung, die ihre Tochter 1792 (2te Auflage 1797.) nach dem Tode der Dichterin herausgab, ist nicht etwa, wie man sonst geneigt seyn könnte zu glauben, eine Sammlung ihrer sämmtlichen Gedichte, oder eine Auswahl der besten Stücke aus allem, was sie gemacht hat, sondern sie enthält eine Nachlese aller Gedichte, die bis dahin entweder noch nicht gedruckt, oder wenigstens noch nicht in die frühern Sammlungen von 1764 und 1772 aufgenommen waren, sowohl aus den frühesten, als spätesten Zeiten der Dichterin. Vielleicht wäre es gut ge-

*) Eine ihrer besten Arbeiten aus der spätern Periode ist das, erst nach ihrem Tode gedruckte Abentheuer einer Winternacht. S. Falks Taschenbuch für Fr. d. Sch. 1798. p. 45.

gewesen, wenn jemand eine kleine Auswahl von den besten und, wie man sie mit Recht nennen kann, glücklichsten Poesien einer Dichterin hätte zusammendrucken lassen, deren Nahmen die Literaturgeschichte der Deutschen noch einer spätern Nachwelt überliefern wird.

Den 13. December 1793

starb zu Weimar

Joh. Joachim Christoph Bode,

Fürstl. Hessen-Darmstädtischer Geheimer Rath.*)

Der Mann, dessen Andenken diese Blätter heilig sind, war der deutschen Lesewelt als ein Meister in der grossen Kunst, fremde Werke des Genies auf deutschen Boden zu verpflanzen; dem Bunde der Geweihten als ein muthiger Bekämpfer des Trugs und Irrthuums und als ein eifriger Beförderer des Lichts im Verborgenen; seinen Freunden als ein redlicher Freund und Biedermann, wie es wenige giebt, bekannt. Diese Verdienste geben ihm die gerechtesten An-

*) Bey diesem Auffatz liegt Bode's literari-sches

Ansprüche auf eine ehrenvolle Stelle im Nekrolog würdiger Deutschen.

Niedrig war seine Abkunft. Dürftigkeit die Gefährtinn seiner Jugendjahre. Sein Vater war ein armer Soldat in Braunschweig, wo Bode den 16. Januar 1730 gebohren wurde, der Erstling seiner Eltern. Als sein Vater bald nachher den Abschied von seinem Regiment erhielt, so zog er nach Klein-Scheppenstädt unweit Braunschweig, wo er bey der Ziegelhütte taglöhnerte. Hier erhielt der kleine Christoph seinen ersten Unterricht im Lesen und Schreiben, und Scheppenstädt, welches in Niedersachsen das Schicksal hat, in dem Rufe wie weiland Abdera in Thracien zu stehen, kann eben so stolz auf seinen Zögling seyn

sches Leben vom O. C. R. Böttiger vor dem 6ten Band der Bodischen Uebersetzung des Mich. Montaigne zum Grunde, und die wichtigsten Angaben sind aus dieser reichhaltigen Schrift entlehnt. Zur Ergänzung und Vervollständigung jener Schrift, in welcher Bode nur von der literärischen Seite gewürdigt wird, gaben verschiedene sachkundige Freunde Bode's den Stoff her. Die Wahrheit ohne Schminke dem über Bode oft irregeleiteten Publikum zu sagen, hat sich der Verfasser ernstlich beflissen.

ſeyn, als Abdera auf den Democritus war. Als der Knabe gröſser wurde, nahm ihn ſein Groſsvater, ein Bauer im Braunſchweigiſchen Dorfe Barum im Amte Lichtenberg, zu ſich, und lieſs ihn, da er zu nichts andern zu brauchen war, die Schaafe hüten. Weil es ihm an Luſt und Anſtelligkeit zu ſchweren körperlichen Geſchäften fehlte, ſo wurde er in der Familie mit dem Spottnamen des dummen Chriſtoph bezeichnet. Gleichwohl beſchäftigte er ſich ſchon ſehr früh gerne mit Leſen und Schreiben und verrieth Anlagen zur Muſik. Sein Sinn war immer nach Braunſchweig gerichtet, wo er etwas rechtes zu lernen und dadurch ſein Glück zu machen dachte. Er ſteckte ſich hinter ſeine Mutter, welche es auch dahin brachte, daſs ihn ſein väterlicher Oheim, der nach des Groſsvaters Tod das Gut übernommen hatte, in ſeinem dreyzehnten oder vierzehnten Jahre zum Stadtmuſikus Kroll in Braunſchweig in die Lehre that und das Lehrgeld für ihn bezahlte.

So wenig auch hier ſein Zuſtand beneidenswerth war — denn die Abhängigkeit von ſeinem Lehrherrn und noch mehr von ſeiner grämlichen Gebieterin wurde ihm ſehr fühlbar gemacht*) — ſo befand er ſich doch in Hin-

ſicht

*) S. am Schluſſe dieſes Auffatzes die Doppelanekdote vom O. C. Rth. Boettiger: Der Ritter York und der Geh. Rth. Bode.



ficht auf Musik ganz in seinem Element. Sein musikalisches Genie entwickelte sich sehr schnell und er lernte die meisten Blase- und Saiteninstrumente. Die seltenen müfsigen Augenblicke, die ihm zu Theil wurden, hielt er zu Rathe, um seine Kenntnisse durch Lectüre zu vermehren. In nächtlichen Stunden las er verstohlen in seiner Dachkammer die berühmten Abentheuer des *Simplicissimus*, für welches Buch er auch stets eine Vorliebe behielt.

Kaum war er Geselle worden, als er die Stelle eines Hautboisten bey dem Regiment von Weihe in Braunschweig erhielt und die Tochter eines Instrumentenmachers Reineke heirathete. Nicht zufrieden, es in der Musik bis zur Mittelmäfsigkeit gebracht zu haben, strebte sein Geist nach Vollendung. Um den Basson, sein Lieblingsinstrument, mit noch gröfserer Delicatesse vortragen zu lernen und sich im Componiren, worin er schon einige Versuche gemacht hatte, noch mehr zu vervollkommnen, bat er Urlaub auf ein Jahr, ging ungefähr im Jahr 1750 nach Helmstädt, und nahm bey dem auf dem Basson vorzüglich geschickten Cammermusicus Stolze Unterricht, während er wieder andern Unterricht in der Musik gab und damit seinen Unterhalt verdiente. Unter seinen Schülern war ein reicher Student Schlubeck, der ihm freye Wohnung

bey fich gab und Bode'n auch im Franzöfifchen unterrichtete. Im Italienifchen übten fich beyde Freunde gemeinfchaftlich. Vorzüglich befuchte er die akademifchen Vorlefungen des M. Stockhaufen und genofs noch den befondern Unterricht diefes Mannes im Deutfchen und Englifchen. Diefer Unterricht fowohl als der freundfchaftliche Umgang, deffen ihn der mit den Mufenkünften vertraute und insbefondere der Tonkunft fehr holde Gelehrte würdigte, erfüllte Bode's Geift mit unwandelbarer Liebe zu den fchönen Künften und legte den erften Grund zu feiner wiffenfchaftlichen Ausbildung. Nie hat Bode nach der Zeit wieder eine Akademie zu befuchen Gelegenheit gehabt und er kann in fo fern freylich nicht für einen regelrechten Gelehrten gelten, als er die Schule nicht dem heiligen Herkommen gemäfs, ganz durchgemacht hat.

In der Hoffnung, die fich ihm darftellte, bey der Hofcapelle in Braunfchweig angeftellt zu werden, kehrte er zu feiner Frau und Kindern, die er dort zurückgelaffen hatte, zurück. Der Mifsmuth über diefe fehlgefchlagene Hoffnung veranlafste ihn feinen Abfchied vom Regiment zu nehmen. Er trat nun im Jahr 1752 als Hautboift bey dem Freudemannifchen Regimente in Celle in Hannöverifche Dienfte.

Die vier Jahre, welche er in Celle zubrachte, waren seinem Beruf, seiner Kunst und den Wissenschaften gewidmet. Allenthalben begleitete ihn die Ahndung, dass er zu etwas bessern bestimmt sey, als in der Niedrigkeit und in seiner damaligen kümmerlichen Lage zu versauren. Er sah diese Zeit nur als Durchgang, als Vorbereitung zu höhern Zwecken an, für die er Tag und Nacht arbeitete. Zur Ernährung seiner Familie reichte seine Löhnung nicht zu, er musste die meisten Stunden des Tages mit Unterricht in der Musik verschwenden, und doch ward er oft von drückenden Nahrungssorgen gequält. Der Rest seiner Zeit, den andre der Erhohlung, der Ruhe, dem Vergnügen würden hingegeben haben, war dem ernstlichsten Studium seiner Kunst, war Sprachen und Wissenschaften gewidmet. Er entzog sich den Schlaf, um in nächtlicher Stille studiren und Ausarbeitungen machen zu können. Von dem ersten Jahre seines Aufenthalts in Celle sind noch ein paar dichterische Versuche von ihm übrig: Die Freunde, und: Der Dichter und der Soldat, eine Fabel. Die Ueberschrift giebt den Geburtstag dieser Erzeugnisse seiner Muse an: Celle den 28sten Octbr. 1752. Seine musikalischen Talente und überhaupt seine nicht gemeine Ausbildung erwarben ihm Freunde und Gönner. Unter denen, die seinen höhern Genius

 bald

entdeckten, war der damalige Subconrector Münter (itzt Rector). Die Vorliebe zur Musik veranlaſste Münters Bekanntſchaft mit Bode'n; er nahm Unterricht bey ihm und ward dagegen wieder Bode's Führer in den ſchönen Wiſſenſchaften. Vorzüglich übte er ihn in Ausarbeitungen und in allerley proſaiſchen und poetiſchen Verſuchen, die er mit ihm durchging und ihn verbeſſern und umarbeiten lieſs. In allem dieſem war Bode's Eifer unermüdlich, ſeine Fortſchritte vom Unvollkommnern zum Vollkommnern unglaublich ſchnell. Münters Büchervorrath ſtand Boden zu Dienſte und er verſchlang die neuern Werke des Geiſtes und Geſchmacks. Münter war nicht blos Bode's Lehrer; er war ſein Freund. Der witzige, jovialiſche, an originellen Einfällen reiche Bode muſste viele Berührungspunkte mit einem Manne haben, der ſelbſt eine witzige und ſatyriſche Laune hat. Im Franzöſiſchen hatte Bode noch zwey Monate gemeinſchaftlich mit einem vielverſprechenden Jünglinge Unterricht; aber am Anfang des dritten Monats bat ihn der Sprachmeiſter ſelbſt eine Stunde nicht mehr zu beſuchen, wo er ſelbſt nicht wiſſe, welcher von beiden Meiſter ſey. Im Engliſchen und Italieniſchen ſetzte er die Uebungen für ſich fort. Im Lateiniſchen bot ihm Münter ebenfalls Unterricht an. Bode wünſchte ihn ſehr und faſste den Vorſatz Hand anzu-

anzulegen, ward aber immer durch die dabey vorkommenden Schwierigkeiten abgeſchreckt, da ihm deſſen Ausführung bey dringendern Geſchäften ſeine Zeit gar zu ſehr beengt hätte. Zwar hatte ſich Bode ſchon in Helmſtädt die Paradigmen der lateiniſchen Sprache eigen zu machen geſucht, aber er muſs nicht weit gekommen ſeyn; denn im J. 56 ſchreibt er aus Celle an den M. Stockhauſen von einem Schulprogramm, das er überſchickt: er könne nicht darüber urtheilen, weil es Latein ſey!

In den Jahren 54 und 56 trat er auch im Publikum als Tonkünſtler mit 2 Sammlungen von ihm ſelbſt componirter Lieder auf, die unter dem Titel: Scherz- und ernſthafte Oden und Lieder in Leipzig erſchienen und mit Beyfall aufgenommen wurden. Beym erſten Theil war er noch zu ſchüchtern und zu beſcheiden um die Auswahl der Texte auf ſich zu nehmen, welche Stockhauſen für ihn beſorgte; beym zweyten Theil nöthigte ihn zwar die Eil, die Texte ſelbſt aus andern Dichtern zu wählen, aber er traute ſeinem Geſchmack doch noch ſo wenig, daſs er das Verzeichniſs der ausgewählten Stücke ſogleich an ſeinen Stockhauſen ſchickte, mit der Bitte, ihm Anmerkungen darüber mit zu theilen, weil es wohl noch möglich ſeyn werde, Fehler in der Wahl zu verbeſſern, wenn er ihm ſtatt eines ſchlecht

gewählten ein besseres Lied vorschlüge. Zugleich bat er ihn, doch eine Zueignungsschrift (die er dem 2ten Theil vorsetzen wollte) für ihn aufzusetzen. Er bitte nicht aus Faulheit darum, sondern aus gerechtem Misstrauen gegen sich. Eine so geringe Meinung hatte noch damals der Mann von sich, der schon so geübt in Rede und Schrift war.

Bode hatte schon dazumal mancherley Verbindungen und unterhielt einen ziemlich starken Briefwechsel. Von den Briefen, die er im Jahr 55 geschrieben, sind die sorgfältig bearbeiteten Concepte in den Händen des O. C. R. Böttiger. Es sind theils deutsche, theils französische, theils italienische Briefe. Sie sind die ächtesten Belege des Eifers für die Ausbildung seines Geistes, der ihn belebte. Etwas steif und pedantisch ist freylich noch die Form, in welche seine Briefe gegossen sind; allein man bedenke den Geschmack jener Zeit; dennoch ist seine Sprache schon gut und kraftvoll; seine Wendungen zum Theil fein und gefällig; überall leuchtet sein Geist, sein Humor, sein — Herz hervor. Mit dem M. Stockhausen, der von Helmstädt als Conrector nach Lüneburg gegangen war, unterhielt er einen ununterbrochnen vertrauten Briefwechsel und bediente sich in literärischen und andern Anliegen seines treuen Rathes. Er erhielt von ihm Bücher

cher und Muſicalien und theilte ihm wieder dergleichen mit. Nur Ein Urtheil über eine Ode in einer Sammlung Fr. Mrer-Lieder und deren Muſik ſtehe hier aus einem Briefe an Stockhauſen: „Ich beneide den Verf. faſt der 20ten Ode wegen; ſo klein ſie iſt, ſo iſt doch die Zufriedenheit, nach meinen Empfindungen, ſo vollkommen darin ausgedrückt, daſs auch die bloſse Melodie bey mir die Ruhe herſtellt, wenn ich noch ſo aufgebracht bin." Als ein Denkmal von Bs. Zartgefühl in der Freundſchaft verdient folgende Herzensergieſsung aus einem ſeiner Briefe an einen Freund hier geleſen zu werden: „Laſſen Sie uns, wenn uns das Glück, die Abgöttin der Thoren, nichts als Verdruſs zu verurſachen glaubt, laſſen Sie uns alsdenn, ſage ich, demſelben zum Trotze, mit uns ſelbſt vergnügt und in der Ausübung der zärtlichſten Freundſchaft glücklich ſeyn. Und wenn uns auch alle Freunde verlieſsen — doch dieſes iſt unmöglich. So lange es noch Menſchen giebt, welche wirklich verlangen tugendhaft zu werden, — und die Welt iſt wirklich noch nicht ſo ſehr ſchlimm als ſie uns öfters bey miſsvergnügten Stunden ſcheinet, — ſo lange wird man auch wahre Freunde finden."

Ob es ihm gleich weder in, noch auſser Celle an Menſchen fehlte, die ſeinen Werth erkannten und auch auf die Verbeſſerung ſeiner äuſsern

äuſsern Umſtände bedacht waren: ſo erregte doch in ihm mehr als ein Umſtand die Sehnſucht nach einer andern Lage. Er fühlte das drückende ſeines Soldatenſtandes und mancher mit ſeinem niedrigen Stande verbundnen Herabwürdigungen tief. Er ſelbſt ſchreibt zwar einmal: „Vielleicht iſt Hochmuth mit Schuld daran;“ — allein es war wohl mehr gerechtes Gefühl ſeines innern Werthes, der oft im Soldatenrocke verkannt wurde, als Eigendünkel und Selbſterhebung über ſeine Cameraden, mit denen er vielmehr, trotz ihres Abſtandes von ihm, auf einen traulichen Fuſs umgieng. Die ſklaviſche Abhängigkeit und die ſtrenge Disciplin des Soldatenſtandes waren nicht für einen Geiſt ſeiner Art, und einige Händel, in die er durch ſein leicht zu beleidigendes Ehrgefühl verwickelt wurde, verbitterten ihm ſeinen Stand wohl noch mehr. Es war ihm wegen begangner Thätlichkeiten eine Regimentsſtrafe zuerkannt worden, die ihm aber auf Münters Fürbitte erlaſſen wurde. Die Ausſicht auf einen nahen Krieg, mit welchem ſich ſeine Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft nicht wohl vereinigen lieſs, beſchleunigten ſeinen Entſchluſs dieſer Lebensweiſe zu entſagen. „Moi, ſchrieb er d. 23. Jul. 55. an einen Freund, dont le metier eſt paiſible et allégre, j'aime mieux jouer une piece où ils ſe plaiſent quelques amis, qui par leur humanité ſont dignes de l'harmonie, que

de proſtituer l'harmonie en en uſant pour éffaroucher des créatures à demi hommes et a demi bêtes ſauvages, qui n'aspirent qu'au ſang de leur ſemblables."

Was Bs Lage noch beklagenswerther machte, war die Verbindung mit einer Gattin, *cujus praecordia Titan ex ignobili luto finxerat.* Sie ermangelte aller Eigenſchaften, die ſeinen Geiſt hätten beſchäftigen und ſein Herz feſſeln können. Schlechte Wirthſchaft, Mangel und Hang zum Wohlleben wurden der Stoff zu Zänkereyen, die wohl gar bey Bs heftigen Temperament in Thätlichkeiten übergingen. Die Flamme der häuslichen und ehelichen Zwiſtigkeiten griff ſo weit um ſich, daſs an kein Löſchen mehr zu denken war. Im J. 56. ſtarb dieſe Frau an einer hitzigen Krankheit, und bald nachher auch ſeine drey Kinder, an denen ſein Herz mit väterlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Von allen Familienbanden losgemacht, nahm er nun ſeinen Abſchied als Hautboiſt, um auf andern Wegen ſein Fortkommen und Glück zu ſuchen. Er fand zuerſt ein Aſyl bey ſeinem Freund Stockhauſen in Lüneburg, der den über den Verluſt ſeiner Kinder trauernden Vater tröſtete und aufheiterte.

Im J. 57 trat er ſeine Wanderſchaft nach Hamburg mit einem Käſtchen voll Muſikalien

lien und Wäsche an. Stockhausen hatte ihm Empfehlungsschreiben an den D. Olde und den Prediger Alberti mitgegeben, welche sich seiner treulich annahmen, ihm bald ihr Vertrauen schenkten und ihn verschiednen Familien zum Lehrmeister in der Musik und im Französischen empfohlen. Einige der angesehensten Häuser, besonders das Schubackische, vertrauten ihm den Unterricht ihrer Kinder. Hier hatte er Gelegenheit, durch Lehren selbst noch zu lernen. Denn ungeachtet er sich schon eine ziemliche Fertigkeit im Französischen erworben hatte: so erzählte er doch selbst einem Freunde, dass er bey seinem Unterricht in der französ. Sprache vielmal die Stunde zuvor das erst gelernt habe, was er andern habe beybringen sollen. Seine Art Kinder und überhaupt junge Leute zu unterrichten, wich so sehr von dem gemeinen Schlendrian ab, war so anmuthig und geschmackvoll, dass die Kinder mit Liebe an ihm hiengen und die Eltern ihn sehr werth hielten. Auch als munterer und interessanter Gesellschafter war er sehr beliebt. Da er sich für die dramatische Dichtkunst sehr interessirte und er viel von den spanischen Lustspielen gehört hatte, so lernte er, um sie lesen und benutzen zu können, noch Spanisch bey einem Schumacher, der in Spanien gearbeitet hatte. Doch brauchte ein so guter Kopf nur einen Monat lang Unterricht.

Nach-

Nachher half er sich selbst fort. Im J. 59 zeigte er sich zuerst als einen geschickten Uebersetzer aus dem Französischen und Englischen durch die Briefe des P. Alphonso und den begeisterten Braminen, dessen Weisheit an die Menschen vor und nach Boden verschiednemal, aber von Niemanden mit dem Erfolg wie von ihm, übertragen worden ist. Um dieselbe Zeit bearbeitete er für das Kochische Theater verschiedne französische, italienische und englische Schauspiele, von welchen zwey, nämlich das Caffeehaus nach Voltairés *Ecossaises* und die Spieler nach Moore im J. 59 gedruckt wurden.

Vom J. 1761 an beginnt seine Maurerische Laufbahn, die in den spätern Jahren das Hauptgeschäft seines Lebens wurde. Er stand mit verschiednen Hamburger Freymaurern in freundschaftlichen Verhältnissen und wurde durch sie in den Orden gezogen. Er wurde den 11. Febr. 1761 zum Lehrling und Gesellen aufgenommen; den 6. März erhielt er den dritten Grad. In der Folge wurde er auch zu den höhern Graden befördert. Seine Aufnahme geschah in der von der grossen englischen constituirten Loge Absalom, deren Provincial-Grossmeister der berühmte Wundarzt Carpser *), Bode's Freund,

*) Carpsers Gastfreundschaft bot damals den Ham-

Freund, und nach ihm der Arzt Jänisch war. Die Mitglieder dieser Loge geben Bode'n das Zeugnifs, dafs er fich den Pflichten diefer Gefellfchaft gleich vom Anbeginn aufs thätigfte unterzogen und zu deren Aufnahme und Flor beyzutragen fich äufserft bemüht habe.

In den Jahren 62 und 63 befchäftigte Bn ein trocknes und ihm noch neues Gefchäft. Er führte nämlich in diefer Zeit die Redaction des unpartheyifchen Correfpondenten mit vieler Gefchicklichkeit und mit der Klugheit, welche in jenen kritifchen Zeitläuften dem Erzähler der Gefchichte des Tages fo nothwendig war.

Am Ende des Jahres 64 liefsen fich die meiften Mitglieder der Loge Abfalom und unter ihnen auch Bode vom Geh. Rth Schubart von Kleefeld (Ritter vom Straufs), dem berühmten Oekonomen, rectificiren und traten zu dem Syftem der ftricten Obfervanz über, durch die fie Auffchlüffe zu erhalten fuchten, die

Hamburgifchen fchönen Geiftern einen Vereinigungspunct dar. Bode fand bey ihm wöchentlich wenigftens einigemal eine wohlbefetzte Tafel und eine ausgefuchte Gefellfchaft der witzigften Menfchen.

die sie von London aus nie erhalten konnten. Bode erhielt in dieser den Namen *a Lilio Convallium.* Uebrigens blieb er immer Mitglied der Loge Absalom, deren Meister vom Stuhl er auch verschiedne Jahre war.

Im J. 65 schien sein Lebensschicksal eine neue glückliche Wendung zu nehmen. Die Musik war noch immer seine Liebhaberey; er nahm Antheil an der Direction des Orchesters in den Winterconcerten und übersetzte einige Oratorien des Metastasio; auch ertheilte er noch Unterricht in der Musik, da er einmal in den Ruf musikalischer Talente war und sehr gesucht wurde. Da traf es sich denn, dass eine seiner Schülerinnen, Simonette Tam, welche reich, schön, und, was selten damit verbunden zu seyn pflegt, liebenswürdig war, ihrem Meister selbst die Hand anbot, um die er für einen seiner Freunde bat, und ihn zum beglücktesten Gatten, Bürger und Besitzer eines ansehnlichen Vermögens machte. Diess war der glücklichste Zeitpunkt seines Lebens. Sorgenfrey und unabhängig konnte er seiner Neigung leben. Die zarteste Wechselliebe versüsste seine Tage. Aber diese Seligkeit war ihm nur auf kurze Zeit beschieden. Sein junges Weib starb an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, ohne ihm auch nur ein Ebenbild von sich zurückgelassen zu haben. B. that

 frey-

freywillig auf den grösfern Theil ihres Vermögens, welches er, da fie ihn zum alleinigen Erben eingefetzt hatte, nach allen Rechten hätte behaupten können, Verzicht, um dem ungerechten Vorwurfe zu begegnen, der ihm von ihren Verwandten, welche die Verbindung fehr ungern fahen, war gemacht worden, als hätte er fie des Geldes wegen geheirathet. Indefs foll ihm doch noch an 16000 Thlr. geblieben feyn *).

Bode ward durch den Tod feiner vielgeliebten Gattin in die traurigfte Gemüthsftimmung verfetzt; felbft feine Gefundheit wurde dadurch fehr angegriffen. Zu feiner Zerftreuung und Wiederherftellung fchlug ihm der Ritter vom Straufs eine Reife zu den damaligen Ordens-Obern der ftricten Obfervanz in der Ober-Laufitz vor, damit er mit ihm an der vorfeyenden Ausführung des grofsen ökonomifchen Plans, welcher im 3ten Theil des *Anti-St. Nicaife* abgedruckt ift, Theil nähme. Der Ritter vom Straufs wufste Bode'n durch die Gabe der Beredfamkeit, die er in hohem Grade

*) Vgl. des Paft. Hahn in Wandsbeck Brief an D. Bahrdt in den Briefen angefehener Gelehrten, Staatsmänner etc. an den D. Bahrdt Bd 1. S. 118.

Grade besafs, für diese neuen Einrichtungen einzunehmen und schmeichelte seinem Ehrgeiz, indem er ihm die Hofnung vorhielt, bey der neuen Einrichtung und dem damals in Görlitz befindlichen Ordens - Directorium die Stelle eines *Procurator generalis oeconomiae* zu erhalten, welche ihm auch bald hernach zu Theil wurde. Bode sah zwar schon damals ein, dafs die Verbreitung des neuen Tempelherren - Ordens, für welchen der ökonomische Plan eingerichtet wurde, in seiner ehemaligen Gestalt und Verfassung ein dem Geist des jetzigen Zeitalters nicht angemessnes Unternehmen sey; indessen zweifelte er damals doch noch nicht an der Richtigkeit der geheimen Fortsetzung des alten Tempelherrn - Ordens durch die Maurerey, und hielt es auch für billig, ihn wenigstens *pia recordatione* so lange fortzusetzen, bis man dereinst unter einer andern Gestalt und unter dem Schutze grosser Herren öffentlich hervorzutreten Gelegenheit finden würde. Mit solchen Vorstellungen trat er die Maurerische Reise im J. 66 in Schubarts Gesellschaft an. Nachdem sie sich einige Zeit in der Ober- und Niederlausitz und besonders beym Convent zu Kolo (einem gräfl. Brühlischen Lustschlosse in der Herrschaft Pförten), ferner in Dresden und dortiger Gegend aufgehalten, giengen sie im Junius nach Leipzig, Berlin und Braun-

ſchweig; allein ſchon am letzten Orte trennten ſie ſich; Bode ging nach Hamburg zurück und überliefs Jenem das Geſchäft die Logen in Hannover, Mainz, Frankfurt, Ansbach und Nürnberg zu rectificiren oder in ihnen den groſsen ökonomiſchen Plan einzuführen.

Im J. 67 machte Bode eine Reiſe nach Aachen ins Bad, wo er Marmontel kennen lernte und mit einem andern wackern Franzoſen, B. de l'Abbaye Freundſchaft ſchloſs, deſſen Schrift über die Landwirthſchaft er auch im Jahr 69 ins Deutſche überſetzte. Er machte auſserdem noch einige freymaureriſche Bekanntſchaften im Bade und verabredete mit ihnen eine neue Zuſammenkunft an einem dritten Ort.

Doch ſeine maureriſche Betriebſamkeit ſcheint durch neue Geſchäfte und Verhältniſſe auf einige Jahre etwas unterbrochen worden zu ſeyn. Um das Geld, das er geerbt hatte, zu benutzen, legte er eine Buchdruckerey an, welche er mit einem Buchhandel verband. Seine Unternehmung, wobey ſich Leſſing auf eine Zeitlang mit ihm vereinigte, hatte groſsentheils Beziehung auf die damalige Seylerſche Theaterunternehmung in Hamburg, für welche auch Bode verſchiedne Stücke aus andern Sprachen

chen übersetzte. Im J. 1768 verheyrathete sich B. wieder, und zwar mit der Tochter des Buchhändler Bohn, und auch diese engere Verbindung mit einem erfahrnen Buchhändler konnte auf Bs buchhändlerische Speculationen einen glücklichen Einfluss haben. Aus seiner Druckerey gieng Lessings berühmte Dramaturgie hervor. Als sich die vielversprechende Theaterunternehmung, auf welche B. gerechnet hatte, zerschlug, fasste er mit seinem Freund Lessing den grossen Plan einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genie's und Geschmacks sollten hier zum Vortheil ihrer Verfasser gedruckt werden. Die freundschaftliche Verbindung Bs mit einem Klopstock, Gerstenberg, Alberti, Basedow, Zachariä u. a. liess eine kräftige Beförderung dieses vielumfassenden Unternehmens hoffen. Allein Lessing war ganz für Geschäfte der Art verdorben und auch Bode'n misslang das Project, weil es ihm an Kenntniss des kaufmännischen Ganges und Mechanismus der Geschäfte fehlte und er zu eigensinnig war, um den Rath geübter Buchhändler zu benutzen. Indess gereichte seiner Druckerey seine im J. 68 und 69 im Verlage des Buch. Cramer in Bremen (der mit ihm in einer Art von Gesellschaftshandel stand) erschienene Uebersetzung des Sterne: Yoriks empfindsame Reisen in 4 Bden, zu grosser

 Zierde.

Zierde. Bode begann mit diesem Werke, zu dessen Dolmetschung ihn Lessing bewogen hatte, die Uebersetzung der Reihe humoristischer englischer Romane, die ihm so unübertrefflich gut gelungen ist. B hat diesen anatomischen Zeichnungen vom menschlichen Herzen, wie er die empfindsamen Reisen nennt, einen sehr lesenswerthen Vorbericht mit einem kurzen Leben von Sterne vorgesetzt. Vom J. 72 an übernahm auch B. den Druck und Verlag des Wandsbecker Bothen, einer Zeitung, die anfangs nur für den Pöbel berechnet war, aber durch Claudius und Bode veredelt wurde*). In demselben Jahre gab B. in seinem Verlage eine durch seine maurerischen Verhältnisse entstandne gemeinnützige Schrift über Armen und Armenanstalten heraus. Auf des Buchhändler Reich Zureden hatte er sich an Smollets Meisterstück: Humphrey Klinkers Reisen gewagt, und gab noch in diesem Jahre im Verlage von Weidmann und Reich seine meisterhafte Uebersetzung davon heraus. Der glückliche Erfolg und die gute Aufnahme seiner Verdeutschung englischer Romane machte ihm nun Muth auch an die schwerste aller Unternehmungen, die Bearbeitung des Tristram Shandy zu gehen, die

*) Vgl. Hahns angeführten Brief an D. Bahrdt S. 118.

die im J. 74 in seinem Verlag in 9 Bdchen erschien. Im J. 76 liefs er seine Uebersetzung von Goldsmiths Dorfprediger von Wakefield nachfolgen. Im J. 72 litt B. noch einen grofsen Verlust durch den Tod Alberti's, mit dem er im vertrautesten Geistesverein gelebt hatte. „Unser guter Alberti, schrieb er d. 8. Apr. an D. Bahrdt *), hat den Kampfplatz verlassen. Ich habe einen innigen Freund an ihm verlohren. Doch gewifs nicht auf lange Zeit!" Ihm ahndete also wohl nicht, dafs ihm noch ein langes Leben bevorstehe, ehe er mit seinem Freund wieder vereinigt werden sollte!

Vom J. 75 an werden die Spuren von Bs Maurerischer Wirksamkeit wieder sichtbarer. Wiewohl sich seit dem J. 68. die Lage der Mrey merklich geändert hatte: so liefs doch B. keine Gelegenheit vorbey, seinen ehmals erlangten Einflufs zu benutzen und an den fernern Begebenheiten Theil zu nehmen. Er erschien im J. 75 in Person auf dem Convent zu Braunschweig; und da er seine Stelle als *Procurator generalis* noch nicht aufgegeben, mit den Obern des Braunschweigischen Sprengels,

*) Bahrdt gab in Bode's Verlag die erste Ausg. seiner Uebersetzung des N. T. und andere Schriften heraus.

gels, besonders dem Br. von Lessewitz immer im besten Vernehmen gestanden hatte: so wusste er auch die Rechte seiner Stelle geltend zu machen und sich in dieser Eigenschaft zu erhalten. Selbst, da er seiner häuslichen Umstände wegen nach Hamburg zurückkehren musste, besetzte er seinen Platz in dem zu Braunschweig angeordneten neuen Directorium durch einen Stellvertreter. Auch dem Convent zu Wolfenbüttel wohnte er im J. 78 bey. Von Zinnendorf und seinem System war B. ein erklärter Gegner, welches er besonders im J. 77 zu erkennen gab, als die Vereinigung desselben mit den Schwedischen Logen im Werke war. Zinnendorf hatte sich schon vor seiner Trennung von der stricten Observanz bey der ihm anvertrauten Verwaltung der O. Angelegenheiten in Berlin, besonders in Ansehung der damit verbunden gewesnen Casse, manches zu Schulden kommen lassen. In noch ungünstigerm Lichte erschien er, als er von der stricten Observanz abfiel und vorgab schwedische Rituale zu haben und in Verbindung mit Schweden zu seyn, indem er von Schweden verläugnet und seiner Unwahrheit durch schwedische Deputirte überwiesen wurde. Vom J. 76 an gab Bode auch 4 Jahrgänge des Taschenbuchs f. d. Brüder Freymäurer der vereinigten deutschen Logen heraus, in welchen viele Aufsätze und Bruchstücke

aus

aus Maurerreden von B. selbst sind. Vermuthlich ist auch von ihm das kleine Denkmal, welches im Jahrg. 77 dem Freyhn. v. Hundt, dem Stifter des neuen Tempelherrn O., welcher d. 8. Nov. 76 in Meinungen starb, errichtet ist.

So wohl es Bn im Ganzen in Hamburg ging, so glücklich er sich unter einer freyen republikanischen Verfassung, im Besitz geist- und herzvoller Freunde fühlte: so wurde ihm dieser Aufenthalt doch nach und nach durch mehr als Einen Umstand verleidet. Einige seiner geliebtesten Freunde waren gestorben oder von Hamburg weggegangen. Vier Kinder, die ihm seine dritte Gattin gebohren hatte, sanken ins Grab und die kränkelnde Mutter folgte ihnen nach. Sein Buchhandel brachte ihn mehr rück- als vorwärts. Es fiel ihm daher nicht schwer, im J. 78 der Einladung der Wittwe des grossen Staatsministers, Grafen v. Bernstorf, welche Bn während ihres Aufenthalts bey Hamburg als einen einsichtsvollen und redlichen Mann hatte kennen lernen, zu folgen und mit dieser würdigen Dame als ihr Geschäftsführer nach Weimar zu ziehen, wo er seine übrigen Lebenstage in einer für seine literärische und maurerische Thätigkeit sehr wohlthätigen Lage beschloss. Stets widmete er die unbegränzteste Dankbarkeit und Vereh-

rung der Perfon, die ihm diefe glückliche Ruhe und Unabhängigkeit verfchaffte, und deren Seelenfilhouette er in der Zueignung des Dorfpredigers an Sie mit den Worten aus Lavaters phyfiognomifchen Fragmenten fchildert: „Weisheit ohne Güte ift Thorheit. Ich will gerecht urtheilen und gütig handeln."

Wie gedeihlich für die Wiffenfchaften die Mufse war, deren er in Weimar genofs, davon find feine vielen literärifchen Arbeiten aus diefem Zeitraum Zeugen. Er überfetzte die englifche Wochenfchrift die Welt in 4 Bden 1779 und 80; den erften Bd von der fpanifchen Monatsfchrift der Denker im J. 81; er zeigte durch die vollendete Uebertragung von Marmontels Incas 2 Bde im J. 83, dafs feine Stärke nicht allein fich auf Werke des Humors einfchränke; endlich überfetzte er auch noch, aufgefordert von feiner vieljährigen geiftvollen Freundin Frau v. der Recke, Fieldings Tom Jones in 6 Bden, 1786—88 und widmete ihn diefer Freundin auf eine fehr feine Art. Ob ihm gleich die Ueberfetzung diefes humoriftifchen Romans, die er in grofser Eil und unter ungünftigen Umftänden verfertigte, weniger als die vorigen gelungen ift: fo bleibt fie doch mit allen ihren Mängeln noch immer ein fehr fchätzbares Denkmal feines Geiftes.

Auf

Auf dem berühmten **Wilhelmsbader** Congress im J. 82, wo die bärtigsten Maurer aufstanden und sich selbst fragten: **Wer sind wir? Wo ist der Ursprung des O. zu suchen und welches ist sein wahrer Endzweck?** erschien auch Bode als Deputirter, mit den Vollmächten mehrerer Sprengel versehen. Er sprach und handelte hier frey und offen, und widersetzte sich vorzüglich einem Vorschlage des bekannten Wirtembergischen Gesandten, Frhn v. **Wächter**, der aber freilich nicht allen dortigen Deputirten kund gemacht wurde. Denn man betrieb vieles dort in engeren Ausschüssen, zu welchen nicht alle Bevollmächtigte gelassen wurden. Aber das meiste Aufsehen machte Bode, indem er dem Convent die zusammengedrängten Resultate seiner Forschungen über die Entstehung und Tendenz der Freymaurerey vorlegte. B. hatte nemlich nach und nach eine Freymaurerbibliothek von ungefähr 800 Bänden zusammengebracht, in welchen die seltensten Schriften über alle geheime Ordensverbindungen aller Zeitalter aus allen Ländern, vorzüglich auch über die Jesuiten, denen er den grösten Einfluss auf die Errichtung und Fortpflanzung der englischen und deutschen Maurerey zuschrieb, befindlich waren. Durch Hülfe dieser Sammlung von Schriften und Urkunden, so wie durch ununterbrochne scharfsinnige Beobachtung des

Gan-

Ganges der Dinge war er im Stande einen sehr wichtigen Auffatz hierüber zu liefern. Es befindet sich eine Abschrift davon in den Händen eines redlichen Mannes, welcher dafür sorgen wird, daſs er nicht untergehe. Bode übersetzte seine deutsche Abh. in der Folge selbst ins Französische und schickte sie, da man auf einem maurerischen Convent in Paris an einer Verbesserung der Mrey arbeitete, dahin. Dieser französ. Convent zerschlug sich aber, aus Mangel an thätigen Mitarbeitern, sehr bald, ohne viel ausgerichtet zu haben.

Hier wird der Ort seyn, überall Einiges von der bey Bode herrschend gewordnen Vorstellung zu sagen, daſs die Jesuiten an der Spitze einiger maurerischen Systeme als geheime Obere stünden und sich überhaupt auf die Mrey einen gefährlichen Einfluſs zu verschaffen gewuſst hätten. Es war natürlich, daſs, da B. Mitglied der ältesten Loge in Deutschland und Zeuge von Rosa's, Johnsons und andrer Schwärmereyen und Betrügereyen war, ein Kopf wie der seinige auf den Grund jedes neuen Systems zu kommen suchte und manche geheime Winkelzüge entdeckte. „Was seine Aufmerksamkeit, sagt ein sehr gut unterrichteter Freund von Bode, mit zuerst auf den Gedanken brachte, daſs die Jesuiten ihr Spiel unter der Decke der Mrey trieben, war

das

das Zusammentreiben grosser Geldsummen aus allen Logen im siebenjährigen Kriege und das Uebermachen dieser Capitalien nach Paraguay. Diess und das Flüchten der Jesuiten, die sich in dem nemlichen Zeitpunkte grosse Besitzungen in Paraguay kauften, da sie aus vielen Ländern Europens verwiesen wurden, war der Funke, der in Bs Seele ein Licht anzündete." Vergleichen wir damit, was ein andrer in alle jene Verhältnisse und Mysterien eingeweihter Mann hierüber mittheilt: „B. äusserte seine Hypothese von dem Einfluss des Jesuitismus auf die Mrey schon im J. 1767 schriftlich gegen den Ritter vom Strauss und mehrere stimmten mit ihm überein. Theils konnte die völlige Beybehaltung der katholischen Gebräuche bey der Aufnahme in den sogenannten Innern Orden, den Aufschluss der Mrey, so wie manche Grundsätze der vorhergehenden Grade sehr leicht eine solche Vermuthung erzeugen, theils war nach Vertilgung der Jesuiten in Spanien und Frankreich schon im J. 1766 das Gerücht entstanden, dass dieselben grosse Summen nach Deutschland geflüchtet, und da sie Schutz nöthig hätten, sich an die damals in vorzüglichem Credit stehende Gesellschaft der Fr. Mrer anzuschliessen willens wären. Diese Muthmassung fand in der Aehnlichkeit der Schicksale des vormaligen Tempelherrn-O. mit dem nun erst aufgehobenen

nen der Jesuiten noch mehr Glaubwürdigkeit. Auch gab die zu Ende des J. 1767 durch den Oberhofprediger Stark bewerkstelligte Erscheinung eines bis dahin unbekannten Zweiges von Fr. Mrern, *Fratres Clerici* genannt, der Sache einen neuen Anstrich von Wahrscheinlichkeit."

Ungeachtet nun B. bey seinen geschichtlichen Untersuchungen der Mrey immer wieder auf diesen Punct zurück kam: so dachte er doch nie an die Gefahr, die den Protestanten von den Jesuiten bevorstehen sollte, in dem Grade wie Biester und Nicolai. Es ist nicht wahrscheinlich, daſs, wie man hat behaupten wollen, Leuchsenring, der die geheime Ausbreitung des Jesuitismus schriftlich und mündlich verkündigte, Bode's Organ gewesen sey. B. stand nicht nur mit Leuchsenring in keiner traulichen Verbindung, sondern war vielmehr mit ihm gespannt, wenigstens bis zum J. 87. Da trafen sie zufällig mit einander in Hanau zusammen und unterhielten sich, besonders über Jesuitismus und Lavaterianismus, und hier erst, erklärt Bode in seinem Tagebuch, habe sich der kleine Unwille, den er gegen Leuchsenring bisher gehabt habe, ziemlich verloren. Allenfalls könnte früher mancher Wink über Jesuiten durch das Medium von Nicolai, der Bode's Freund war, zu Leuch-

Leuchsenring gelangt seyn. Ganz zu läugnen ist es nicht, daſs Bode'n die einmal gefaſste Hypothese bisweilen zu weit oder irre führte. Seine geringe Bekanntschaft mit der Geschichte und überhaupt mit Katholiken verleitete ihn zu der Sonderbarkeit, überall, wo er nur ein ✝ ‡ oder ein sonstiges bey der röm. Kirche gebräuchliches Symbol gewahr wurde, an Katholicismus oder Jesuitismus zu denken. Mit einer sehr bedeutenden und geheimniſsvollen Miene zog er einst aus seinem Beutel ein Goldstück hervor, zeigte es einem Freund und erwartete, was dieser dazu sagen würde. Es war weiter nichts als ein sogenannter Sophienducaten von der Churfürstin zu Sachsen, Sophia, Gemahlin Christian I. *). Er aber hielt das auf dem Revers befindliche I.H.S. für das Zeichen der Jesuiten und wollte dadurch erweisen, daſs der Ducaten auf Veranlassen derselben und aus chemischem Golde geprägt sey. Nach erhaltener Zurechtweisung schien er freilich betroffen, daſs er sich so handgreiflich geirrt habe.

Doch um wieder auf den Convent zu Wilhelmsbad zu kommen; B. war freilich mit gröſsern Erwartungen dahin gereist, als er nachher erfüllt sah. Ueberhaupt kam wenig völ-

*) Siehe Tenzel Saxon. numism. T. I. p. 195.

völlig ins Reine. Diejenigen Puncte, über die man allenfalls übereingekommen war, wurden einigen Brdrn. zu weiterer Ausarbeitung übergeben, und unter diesen war vorzüglich Bode.

Allein dieser Convent macht in anderer Hinsicht Epoche in Bs maurerischem Wirken. Der Frhr. v. Knigge (Philo) war mit der Vollmacht in Wilhelmsbad, für das Beste des Illuminaten-O. zu wirken, nachdem er es den Umständen gemäss finden würde; er setzte sich daher mit vielen Deputirten des Convents in Verbindung und nahm deren mehrere gegen einen Revers auf *). Hier machte er denn auch die wichtige Acquisition von Bode. Dieser versprach, wenn er überzeugt würde, dass die Verbindung der Ill. edle und grosse Zwecke habe, mit allem Eifer für dieselbe zu arbeiten und die stricte Observanz mit darnach leiten zu helfen; aber er erklärte zugleich, wenn er Betrug oder gar Jesuitismus wahrnehmen sollte, die Schelmerey öffentlich zu Schanden machen zu wollen. Philo nahm ihn nun unter dem Namen Amelius auf und ertheilte ihm bald hinter einander den kleinen und grossen Illuminat-Grad und den Schottischen Ritter-Grad oder den Grad der dirigirenden Illuminaten **).

Bode

*) Nachtrag von Originalschriften der Ill. S. 209. ff. Philo's endliche Erklärung S. 79. f. 82. ff.

**) S. Nachtrag zu den Ill. Schriften S. 206. 213—20.

Bode wurde in der Folge zum Provinzial-Obern ernannt und bekam einen Theil der Direction, nachdem er den ganzen Gliederbau des O. durchschaut hatte und mit Spartacus (Weishaupt) selbst in Verbindung und Briefwechsel getreten war, der ihm auch Aenderungen zu machen erlaubte, wo es das Local und der verschiedne Grad der Cultur erforderte. So entstand ein für Sachsen besonders modificirter Illuminatismus. Gegen das Ende seines Lebens äusserte sich B. einmal in einer Gesellschaft von Ill. über sein ehemaliges Schooskind ungefähr so: „Man wollte zwar allmählige Weltreformation, aber durch erlaubte Mittel; man konnte es den Ill. nicht oft genug einschärfen, die Hälfte der Weltbesserung sey geschehen, wenn man sich selbst bessere! Geheime Obb. hatten wir eigentlich bey uns nicht; aber man traf die Einrichtung, dass alle Erinnerungen und Tadel nicht von dem bekannten Superior herkamen, den sein Untergebener auch als einen mit Mängeln behafteten Menschen kannte, sondern wie von einer höhern, unsichtbaren Hand. Diess war die *persona mystica* Basilius, mit welchem Namen die Antworten auf die Q. L. bey uns unterschrieben wurden." Als man ihm sagte, der O. sey doch nicht hinlänglich gegen die Gefahr des Missbrauchs gesichert gewesen, antwortete er: der Herrschsucht und andern un-

lautern Leidenſchaften habe doch dadurch vorgebeugt werden können, daſs jedes Mitglied ein andres über ſich gehabt, von dem es beobachtet worden, und daſs auch der Erſte im O. nicht ſowohl Alleinherrſcher geweſen als vielmehr eine Geſellſchaft Mitregenten zugeſellt bekommen habe. Knigge's Hauptfehler bey ſeiner Wirkſamkeit für den O. in Niederſachſen war der, daſs er mehr für die Extenſion als die Intenſion des O. ſorgte, ihm ſehr viele Mitglieder zuführte, aber um die Auswahl weniger bekümmert war. Dieſen Fehler lieſs ſich B. nicht in dieſer Ausdehnung zu Schulden kommen; aber er verſah es doch darin, daſs er, um dem O. Gewicht und Anſehen in Sachſen zu verſchaffen, ſehr viele FrMrer Schotten nicht allmählig, ſondern auf einmal zu Obern der Ill. erhob, die weder Sinn noch Kopf für die höhern literäriſchen und moraliſchen Zwecke des Illuminatismus hatten. Von den ſegenreichſten Folgen waren die Pflanzſchulen, welche das Noviziat und die Minervalclaſſe in ſich begriffen, und welche für Jünglinge auf Akademien und in andern Verhältniſſen berechnet waren. Mit Rührung und Dankbarkeit erinnert ſich noch ſo mancher ehmalige Minerval, wie ſein Fleiſs in dieſer Schule belebt, der Sinn für Wiſſenſchaften geweckt oder befördert und das Herz für alles Gute und Edle empfänglich gemacht worden. Namentlich wurde

wurde auf einigen Universitäten dem schädlichen Geist der Studenten-O. dadurch entgegengewirkt, dass man die bessern und gutartigern Jünglinge für diesen Bund zu gewinnen suchte. Auch ausser dem Ill. O. verschaffte Bs Betriebsamkeit dem O. auf andre Mrerische Systeme Einfluss. Eine Folge davon war auch wohl unter andern, dass im J. 83. in Frankfurt und Wetzlar das auf den Grundsätzen der Freyheit und Gleichheit, welche Ausdrücke damals noch keinen gefährlichen Sinn hatten, erbaute eklektische Bündniss entstand. Man behielt in diesen Logen blos die 3 allen Mrerischen Partheyen gemeinschaftlichen Grade bey und wandte sie auf Moral an. Im J. 84 trat Knigge aus dem Ill. O. Ueber seine ganze Art die Angelegenheiten des O. zu betreiben, war es zwischen ihm und Spartacus zu einer Spaltung gekommen. Um den übeln Folgen derselben vorzubeugen, wurde Bode als Schiedsrichter gebraucht. Da eine Ausgleichung nicht bewirkt werden konnte, so wurde Bode mit Vollmachten an Knigge geschickt, welcher ihm d. 1. Jul. ein Document übergab, des Inhalts: dass man ihm bezeuge, er sey freywillig aus dem O. getreten und man erkenne mit Dank seinen gehabten Eifer für die Ausbreitung des Ordens *).

*) Vgl. Philo's endliche Erklärung S. 136 f.

Im J. 85 erging die grofse Verfolgung über den Ill. O. in Bayern. Allein mit der Aufhebung des O. in seinem Mutterlande brauchte die Verbindung darum nicht in andern Ländern aufzuhören. Wenigstens bis ins J. 86 dauerten die Logen-Versammlungen noch fort, obgleich der Eifer hie und da ermattete oder Muthlosigkeit über die Schicksale des O. sich der Gemüther bemeisterte. So wie aber die Grade des O. und die Originalschriften der Ill. im Publikum bekannt wurden, konnte auch der O. nicht länger bestehen. Die Logen wurden, wie es hiefs, einstweilen, aber, wie der Erfolg lehrte, auf immer geschlossen. „Wie froh bin ich, ruft B. in seinem Reisejournal über diesen Gang der Dinge aus, dafs ich so gearbeitet habe, dafs mich kein Vorwurf treffen kann! Niemand in Jonien (Sachsen) kann sich beschweren, dafs man ihm Geld abgenommen, ihn zur Frohne für den O. arbeiten lassen oder sonst den geringsten Misbrauch von seinen physischen oder moralischen Kräften habe machen wollen." Uebrigens trug sich B. noch immer mit Planen zu einer völligen Umschmelzung des O. herum. In seinem Reisejournal merkt er bey Carlsruh an: „Alle sehen in dieser Gegend den Ill. für geendigt an. Aber wie kann man das? Darf man das? Heifst das nicht die Hand vom Pfluge ziehen?" Und an einer andern

dern Stelle merkt er an: "Ich werde immer mehr inne, dafs einzelne Perfonen den verbefferten Plan genehmigen werden. Aber, ich werde mit der Einführung bey einzelnen Logen anfangen müffen. Ganze Corpora werden allerley dagegen einwenden, Scheinfchwierigkeiten fuchen und im Grunde nichts weiter dagegen haben, als dafs fie nicht herrfchen follen; obgleich die Erfahrung fie lehren follte, dafs Herrfchen unter freyen Menfchen und Brüdern von keiner Dauer feyn kann."

Im Sommer des J. 87 machte B. in Gefellfchaft des Major von dem Bufche eine Reife nach Paris, wo er fich beynahe 2 Monate aufhielt. Man hat ausgeklügelt, dafs diefes eine apoftolifche Reife gewefen fey, um den Ill. O. nach Paris zu verpflanzen; allein Bn war es fo wenig um Paris zu thun, dafs er noch unterwegs einigemal entfchloffen war, Paris Paris feyn zu laffen, wie er fich im Tagebuch feiner Reife ausdrückt, und wieder umzukehren! Man hat Bode und feinen Reifegefellfchafter nach einer fehr gefunden Logik, weil fie nicht lange vor der franz. Staatsumwälzung nach Paris reiften, für die eigentlichen Stifter diefer Umwälzung anfehen wollen. Aber fein Reifegefährte befchäftigte fich in Paris mit ganz andern Dingen als mit Or-

 dens-

dens- und Staatsangelegenheiten, und Bode's maurerisches Thun beschränkte sich fast ganz darauf, Beyträge zu seinen historischen Untersuchungen zu sammlen. Er benutzte fleissig die Archive der Loge *Misa des Rénis* (*des amis réunis*), machte Abschriften von manchen Urkunden, und der Hauptgewinn, den er von seinem dortigen Aufenthalt zog, bestand in den Ritualen und Tapisgemählden der in unendliche Grade ausgesponnenen französ. Freymaurerey, von welcher er oft, wenn er sie später guten Freunden zeigte, auszurufen pflegte: *Natio comoeda est!* Alles spielt dort! Alles ist theatralisch! Freylich machte B. Mrerische Bekanntschaften in Paris mit dem Graf Ludolf, Le Sage (dem Archivar der Loge *aux amis réunis*), de la Langes, d'Aubremesnil, Lavalette und de Bondy, von denen die beyden letzten nachher als Generalpächter an Einem Tage mit Lavoisier unter der Guillotine fielen *). Freylich unterhielt er sich auch mit ihnen über Maurerische Angelegenheiten Sie fanden seine Ideen und Vorschläge zu Verbesserung der Logen wichtig; aber zum Handanlegen, zum Handeln war damals keine Zeit, da die genannten Männer in jener wichtigen Periode mit dringenden Staats- und Amtsgeschäften ohnedies überhäuft waren. Indess wünschten sie,

*) S. Neueste Weltkunde 1797 N. 112.

fie, B. möchte auf ihre Koften den Winter in Paris bleiben um mit ihnen zu arbeiten oder auch auf ihre Koften wieder kommen, welchen Wunfch er aber um fo weniger zu befriedigen gedachte, da ihm Paris je länger er da war, defto weniger gefiel. Ein vorzüglicher Gegenftand feiner Aufmerkfamkeit auf diefer Reife war das damalige Modeftudium des thierifchen Magnetismus. So grofs fein Unglaube anfangs dagegen war, fo wurde er doch in etwas durch die magnetifchen Verfuche, denen er bey dem holländifchen Gefandtfchaftsprediger Armand in Paris fleifsig beywohnte, ja die er an fich felbft anftellen liefs, erfchüttert, und er wurde zum Glauben an eine magnetifche Materie gebracht. Da er ganz gegen feine Neigung, ja mit Widerwillen, fich durch Schuld feines Mitreifenden weit länger in Paris aufhalten mufste, als es in feinem Plane lag: fo blieb er die letzteren Wochen aus Mifsmuth faft ftets zu Haufe, und füllte fie mit Lefen und mit andern Arbeiten aus. Vorzüglich befchäftigte ihn eine Ueberfetzung von der damals in Paris herausgekommenen Gefchichte der 39jährigen Gefangenfchaft des *de la Tude*, welche noch in demfelben Jahre in Leipzig gedruckt wurde.*)

*) Die Nachrichten von diefer Reife find aus feinem reichhaltigen Reifejournal ausgezogen.

Im J. 88 und 89 erschienen von Bode einige polemische Schriften. Zuerst übersetzte und commentirte er Bonneville's merkwürdige Schrift: die Jesuiten vertrieben aus der Fr. Mrey und ihr Dolch zerbrochen durch die Freymäurer, 2 Thle. Lpz. 88. Hier hatte B. Gelegenheit, einen Theil seiner Entdeckungen und Vermuthungen über die Geschichte der Mrey anzubringen. Wiewohl die Anmerkungen deutlich zeigen, dass er nicht immer Bonneville's Meinung war: so stimmt doch seine Hypothese im Wesentlichen mit der Bonnevillischen überein und es ist nicht unwahrscheinlich, dass Bonneville aus dem oben erwähnten Mémoire, das Bode nach Paris schickte, geschöpft hat. Die zweite polemische Schrift, womit sich Bode das Verdienst erwarb, einen neuen täuschenden Orden, welchen der D. Bahrdt gestiftet hatte, zu entlarven, heisst: „Mehr Noten als Text, oder die deutsche Union der XXIIer, eines neuen geheimen O. zum Besten der Menschheit. Aus e. Packet gefundener Papiere zur öffentlichen Schau gestellt durch einen ehrlichen Buchhändler", Lpz. 89. Die Actenstücke der deutschen Union sind in dieser Schrift abgedruckt und in beygefügten ausführlichen Anmerkungen, denen es an Witz und Salz nicht fehlt, beleuchtet *).

Bis

*) Bode erhielt die Papiere der projectirten Union von seinem Freunde, dem Legationsrath Ber-

Bis zum J. 90. hatte Bode die Idee einer Fortsetzung des Illuminatismus in einer neuen, von

Bertuch in Weimar, den man durch ihre vertraute Mittheilung in den Plan zu ziehen gesucht hatte, und arbeitete die Widerlegungsschrift in 3 Tagen und Nächten aus, weil der Schlag schnell geführt werden musste. Durch die öffentliche Bekanntmachung des Plans war auch diese Thalerunion, wie man sie spottweis nannte, noch vor ihrer Geburt erstickt, und Bahrdt gab selbst von Stund an alle Hoffnung auf, hierbey etwas zu gewinnen. Denn um Gewinnst wars dem Stifter lediglich zu thun. Man erinnert sich noch, wie damals das Intelligenzblatt der Allg. Lit. Zeit. von Protestationen solcher Männer voll war, die Bahrdt ohne ihr Wissen auf die Liste seiner Union gesetzt hatte. Kurz dieser Bastard ward eher begraben als geboren. Um so lächerlicher muss es daher einem unterrichteten Deutschen vorkommen, wenn erst im vorigen Jahre noch ein Professor in Edinburg, Robinson, ein gallsüchtiger Allarmist im Geiste des Ministeriums, in einem dicken Buche: Proofs of a Conspiracy against all the religions and governments of Europe, carried on in the secret meetings of Freemasons, Illuminati etc. collected from good au-

von allen Schlacken möglichst gereinigten Gestalt nicht ganz aufgegeben: aber seine Ueberzeugungen hatten doch allmählig eine andre Richtung genommen, und mit dem J. 90 wurde

thorities. Edinburgh, Creech 1797. 496 S. in 8. dieser Union der 22 ein eigenes Kapitel (chap. III. S. 272 — 359) widmet, worin Mirabeaus lettres secretes, Mauvillons Freundschaft mit Mirabeau, Nicolais, Gedickes, Biesters, der Frau v. der Recke Bemühungen gegen Stark, und hundert ganz heterogene Dinge alle für Emanationen dieser Union ausgegeben, ja sogar Phantome aufgestellt werden, die die Fortdauer dieser Staatenumstürzenden Union bis auf den heutigen Tag beweisen sollen. Hat je ein irrender Ritter mit Windmühlen gestritten, so ist es dieser Schildknappe in der an den Staatssekretär Windham gerichteten Schrift. Aber gerade so ein Pudding behagt den auf Deutschlands Aufklärung mehr als jemals schimpfenden englischen Aristocraten. Es wurden in kurzer Zeit drey Auflagen dieser Schrift verkauft. Indess hat Böttiger durch eine kurze aber nachdrückliche Zurechtweisung, die in dem vielgelesenen Londner Monthly Magazine, January 1798. S. 3. abgedruckt steht, den Engländern selbst die Augen hierüber zu öffnen gesucht.

den sein Briefwechsel und seine Unterhandlungen in Illum. Angelegenheiten völlig geschlossen und damit die ganze Sache begraben, die überhaupt seit dem J. 86 oder 87 beynahe nur noch dem Namen nach existirt hatte.

Demungeachtet blieb B. für die Sache der Fr. Mrey wirksam oder seine Wirksamkeit nahm vielmehr einen neuen Schwung*, wozu folgender Vorfall Anlafs wurde. Die Loge zum Compafs in Gotha war im Jahr 1784. dem eklektischen Bund beygetreten und hatte sich an die Frankfurter Central-Loge jenes Bundes angeschlossen, der auf die Basis einer vernünftigen Freyheit und Gleichheit, d. h. auf eine völlige Unabhängigkeit der einzelnen Logen und auf die Gleichheit ihrer Rechte, gebaut war. Allein eben diese Frankfurter Loge vernichtete in der Folge diese Grundlage des eklektischen Bündnisses durch einen mit der grofsen Londner Loge einseitig geschlofsnen Vertrag, der das bisherige Verhältnifs der Frankfurter Loge zu den übrigen eklektischen Logen aufhob und letztere in eine willkührliche Abhängigkeit von jener setzte. Nach dieser Vernichtung der Zwecke des eklektischen Bundes, wodurch allmählig eine allgemeine Vereinigung aller deutschen Logen bewirkt werden sollte, sah sich die Gothaische Loge nach andern Mitteln um, durch welche diese Absicht

ſicht erreicht werden könnte, und ein Ausſchuſs derſelben arbeitete nun unter Bode's eifriger Mitwirkung an der Errichtung eines **Bundes der deutſchen Freymaurerey**, welchen Namen man dem miſsverſtandnen und gemiſsdeuteten Ausdruck des eklektiſchen Bundes vorzog. Im J. 90 im Sept. erſchien ſchon ein „Circularbrief (deſſen Vf. Bode war) an die S. E. FrMrer Logen. Enthaltend Vorſchläge zu feſterer Knüpfung eines auf durchgängige Gleichheit und Freyheit gegründeten Bundes zwiſchen allen deutſchen Logen der ſymboliſchen Grade." 92 S. 8. Bald darauf erſchien noch ein Nachtrag und in einer Zeit von ein paar Jahren noch verſchiedene andere auf dieſe Angelegenheit Beziehung habende Schriften, welche Bode in einer zu dieſer Abſicht in ſeinem Hauſe errichteten Druckerey drucken lieſs. Nachdem B. in ſeinem erſten Cirkularbrief gezeigt hat, daſs keine Perſon oder Loge das Recht habe eine Oberherrſchaft über die andern Logen auszuüben, kommt er ſeinem Ziele näher; „Es iſt für die Fr. Mrerlogen und die Brüderſchaft in Deutſchland nicht nur nützlich und vortheilhaft (wehe allen Entſchlüſſen, die nur auf dieſem Grunde beruhen!) es iſt nicht nur Recht, (wer alle ſeine Rechte ſtreng ausübt, wird leicht ungerecht!) ſondern es iſt ihre Pflicht, wenn ſie anders nicht über den faſt unglaublich weit gehenden Miſsbrauch ver-

ant-

antwortlich seyn wollen, der durch die symbolische Fr. Mrey in ihrer gegenwärtigen Lage in Deutschland von Zeit, Geld und Geisteskräften gemacht wird, auf eine engere Verbindung unter den Logen deutscher Nation zu denken, wodurch diess Institut nach und nach wirklich das werden könne, wofür es in seiner anfänglichen Verbreitung bey uns gehalten wurde, das heisst: eine innige Verbindnng edeldenkender Menschen, zu solchen gemeinnützigen und wohlthätigen Endzwecken, welche, ohne eine stille Vereinigung zerstreuter Kräfte, entweder gar nicht oder doch nicht so leicht und sicher erreicht werden könnten." Auf diese edeln Zwecke gründet er nun den Plan zu einer Verbindung der Logen, dessen Grundlinien folgende sind: „Der Bund der deutschen Fr. Mrey ist für Deutschland allgemein, bezieht sich aber blos auf Fr. Mrey und keinesweges auf sogenannte höhere Grade. Alle in den Bund tretende Logen sind, ohne Unterschied an Alter und Zahl ihrer Mitglieder, einander völlig gleich, haben gleiche Rechte und Pflichten. Alle im J. 1790 in Deutschland bereits existirende Logen sind, ohne Rücksicht auf die Quelle ihrer Constitution und ohne weitere Untersuchung, bundesfähig. Jede bundesfähige deutsche Loge übt gleich bey Schliesung des Bundes ihr Stimmrecht in seiner ganzen Ausdehnung aus. Der

Bund

Bund der deutschen Fr. Mrey hat, so lange er nicht über 27 Logen in sich fasst, Eine grosse Loge zu Expedirung der Bundesgeschäfte an der Spitze. Sobald aber die Anzahl der Logen stärker wird und Logen aus allen 9 Kreisen Deutschlands im Bunde sind: so bildet jeder Kreis seine eigene grosse Loge nach dem Muster der ersten. Diese präsidirende Loge bleibt aber nicht immer an demselben Ort, sondern das Präsidium geht von einer Loge zur andern." Die Gothaische Loge theilte nun diese Vorschläge zur Errichtung eines deutschen Bundes den deutschen Logen mit. Von den theils beyfälligen, theils missfälligen Antworten liess der Gothaische Ausschuss Auszüge mit prüfenden, erläuternden und rechtfertigenden Anmerkungen drucken, welche, wenn sie im Publikum bekannt würden, den Einsichten, der legalen und moralischen Denkungsart dieser Ausschussglieder grosse Ehre bringen würden. Da diese Unterhandlungen nur das Aeussere, die Form, die Organisation des Fr. Mrer. O. in Deutschland, die Bestimmung der allgemeinen Regierungsform desselben betrafen: so blieb in der innern Einrichtung oder dem Gegenstand und Zweck der O. Arbeiten der Willkühr der einzelnen Logen noch immer viel anheimgestellt und B. arbeitete daher für die Gothaische Loge einen Plan zur innern Constitution so wie auch das Ritual aus, welches dann der Prüfung des Ausschusses übergeben wurde. Seine

Seine letzte Kraft setzte B. an die Uebersetzung von Mich. *Montaigne* Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände, an welcher er von der Mitte des J. 92 bis über die Mitte des J. 93 ungefähr 13 Monate mit dem ausdauerndsten Fleisse und recht mit Liebe arbeitete. Er erlebte noch den Abdruck von 5 Bden dieser vortrefflichsten seiner Verdeutschungen, welche der Rath Pöckels, der schon eine Zeitlang an einer deutschen Bearbeitung dieses Werkes gearbeitet hatte, dem Meister bescheiden überliess. Bode wünscht in einer Nachschrift zum 2ten Bd an seinen Verleger Lagarde in Berlin, dass der Montaigne auch in der Uebersetzung Niemanden aus den Händen fallen möge! Dass diess aber nicht geschehen könne, dafür hat sein so geschickter, so glücklicher Dolmetscher hinlänglich gesorgt. Zu seiner Abspannung von einer so angreifenden Arbeit, bey der er sich fast keine Unterbrechung oder Erholung gestattet hatte, machte er im Spätsommer des J. 93 mit seinen Freunden, dem Justizrath Hufeland und O. C. Rath Böttiger eine Reise nach Braunschweig. Im Schoose der Familie des Kaufmann Wiedemann, wo er als 18jähriger Hausfreund geehrt und geliebt wurde, lebte er wieder auf. Ausser Braunschweig sah er auch Helmstädt und Celle wieder, besuchte seine alten Freunde, Leh-

rer

rer und Wohlthäter, die noch lebten, und schämte sich seines ehmaligen Hautboistenstandes so wenig, dass er noch zu der Frau eines Hautboisten ging, bey deren Eltern er einst gewohnt und manche Stunde verplaudert hatte. Ungeachtet er selbst die Gebrechlichkeit seines Alters und die Abnahme seiner Kräfte sehr gut wahrnahm, besonders auch über ein bedenkliches Ohrenklingen klagte, das ihn auf dem einen Ohre fast taub machte: so war er doch noch voll guter Hoffnung und hatte den Vorsatz im nächsten Jahre noch eine Reise ins nördliche Deutschland und vielleicht auch nach Dännemark zu machen. Allein im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen!

Er kränkelte ein paar Monate; in seinen Gehirnhöhlen hatten sich wässrichte Feuchtigkeiten gesammlet; er konnte seinen schweren Kopf nicht mehr gerade halten, worüber er oft scherzte. Noch 14 Tage vor seinem Entschlummern schrieb er zum Besten eines Jünglings, dessen Wohlthäter er war, bey seiner Schwachlichkeit nicht ohne Mühe, an einen Bruder Fr. Mrer in Gotha. Einiges aus diesem 2 Bogenlangen Briefe, der sein Schwanengesang war, möge um so eher hier stehen, weil es ein rühmliches Zeugniss für sein zum Wohlthun geneigtes Herz giebt: „Hed-

rich *)

rich *) ist mir vor mehr als 6 Jahren vom Br. Rudorff in Buttstädt als ein sehr fähiger Kopf zur Unterstützung empfohlen worden. Der damalige Knabe hatte seine Eltern und durch Fahrlässigkeit oder Untreue auch die Erbschaft verloren, wovon er irgend eine Art von Erziehung hätte erhalten können. So wenig ich dafur bin, dass ganz unbemittelte junge Leute sich den Studien widmen mögen, und ich den Hedrich also ernsthaft ermahnte, lieber ein andres Gewerbe zu wählen, bey dem ich ihn zu unterstützen versprach: so fand ich doch theils selbst bey näherer Prüfung seiner Fähigkeiten, theils durch Versicherung anderer Männer, deren Urtheil sicherer als das Meinige war, als Herders und andrer, dass man einen solchen Kopf der Gelehrsamkeit mit Unrecht entziehen würde. Nach hiesigem 3jährigen Aufenthalt hatte er ungefähr das alles gelernt, was auf dem hiesigen Gymnasio gelehrt wird. Mit Herders Rathe bezog er also in seinem 17 Jahre die Universität Jena; woselbst er bey nothdürftiger Unterstützung 3 Jahre fleissig gewesen ist und sich stets als ein sehr

*) Der hoffnungsvolle junge Mann ist vor kurzem in Wien beym Auszuge der Wiener gegen die Franzosen, wo er sich als Feldarzt engagirt hatte, gestorben.

ſehr ſittſamer Jüngling betragen hat. Ich habe den jungen Mann nun, nach einem von einſichtsvollen Männern gebilligten Plane ganz zu mir genommen, um ihm in gewiſſen Dingen ein wenig nachzuhelfen, die auf Univerſitäten nicht füglich gelernt werden können. So habe ich ihn nun ſeit vor. Oſtern faſt ſtündlich unter Augen, und bezeuge auf mein Gewiſſen und Freymaurer-Wort, daſs ich keinen Zug weder im Handeln noch in ſeinen Geſinnungen wahrgenommen habe, der ihn der Ehre ein FrMrer zu werden unwürdig machen könnte. Ich ſchmeichle mir vielmehr, daſs er, allerdings erſt mit der Zeit, ein ſehr brauchbares und nutzliches Mitglied unſrer ehrw. Geſellſchaft werden müſſe. Beſonders dachte ich darauf, ihn nach erhaltenem Meiſtergrade, beym Abgang meines Geſichts, zum Gehülfen bey O. Geſchäften, Abſchreiben u. dgl. anzuwenden, wodurch ſeine Brauchbarkeit als O. Glied einiges Wachsthum erhalten würde und auch mir eine Erleichterung verſchafft würde, ohne welche meine Thätigkeit vielleicht ganz verſchwindet. Für ſeine Treue und Verſchwiegenheit kann ich bürgen. Alle meine Privatcorreſpondenz habe ich ihm bereits anvertraut." Man ſieht, der gute Greis ahndete nicht, daſs die letzte ſeiner Stunden ſo nahe wäre. Er endigte den Brief den 1. Dec. und den 13. Dec. 1793 ſchlief Er ein! Was Bode

bey

bey der Todesnachricht eines jungen Freundes, B. de l'Abbaye, schrieb, das mag man von dem vollendeten Alten sagen: „Er war von inniger, uneigennütziger Liebe für das allgemeine Beste durchdrungen. Er starb bey diesen Gesinnungen und bey rastloser Thätigkeit. Ruhe leicht und sanft auf seinem Gebeine, Erde!" Mit seinem Tod machten auch seine Brr. in Gotha Feyerabend, und sein Plan einer allgemeinen Vereinigung der Logen in Einen schönen Bund wurde mit ihm zu Grabe getragen, bis zu einer fröhlichen Wiedererweckung, die itzt unter einem allgemein beliebten, der Menschheit theuren Monarchen vielleicht schon wirklich erfolgt ist. Sein Leichnam ward nach einem von ihm hinterlassnen Auftrag in das Weimarische Todtenhaus vor dem Begraben gebracht. Ein Regent kaufte seinen Basson, ein anderer seine Sammlung Maurerischer Schriften. Seine Freunde nah und fern vereinigten sich, ein Denkfest auf ihn den 16. Jan. 94, auf den Tag seiner Geburt, zu feyern. Herder und Wieland liessen in ihren Schriften ihren Empfindungen über den Tod ihres edlen Freundes freyen Lauf. Eine Anzahl von Freunden setzte ihm zwischen den Grabmälern von Lucas Cranach und Musäus ein Denkmal auf dem Kirchhof zu Weimar. Ein Obelisk ruht auf 3 abgeschärften Stufen, die fast nicht mehr zu betreten sind.

Ueber der Schrifttafel fliegt Psyche im Bilde des Schmetterlings empor. Blumen und Früchte schüttet der Genius der Unsterblichkeit aus seinem Füllhorn. Auf der Schrifttafel steht folgende Inschrift:

HIER RUHT
J. J. C. BODE
RASTLOS UND MUTHIG
BEFÖRDERTE ER WAHRHEIT,
AUFKLÄRUNG UND MENSCHENWOHL.

FREUNDE SETZTEN IHM
DIESES DENKMAHL.
DEM LESER ZUR ERINNERUNG.
FÜR SIE BEDURFTE ES
KEINES.

MDCCLXXXXIII.

„Das Denkmal ist für die," ruft Böttiger aus *), die ihn weniger kannten! Ein besseres ist dir, edler Geist! in unserem Herzen errichtet. Zwar dein Mund, dem oft treffender Witz,

*) Denkschrift auf Bode. Dem Freunde von Freunden gewidmet. Mit der Abbildung von Bs Grabmal. Weimar im Industrie - Comtoir 96. 16 S. gr. 4. Der Leg. Rath Bertuch besorgte das Denkmal und den Druck der Denkschrift.

Witz, nie sträflicher Doppelsinn, oft Ergufs froher Lebensweisheit, nie Spott über das Ehrwürdige, entschlüpfte, der nur karg war zur schmeichlerischen glatten Honigrede, freygebig, wenn Herzen den Herzen sich öffneten, der Mund, der noch in der entseelten Hülle die Grundzüge des Edeln, Frohsinn und Menschenliebe, ankündigte, ist für uns auf ewig geschlossen! Aber was du sagtest, bleibt mit dem Gepräge deines Geistes gestempelt, ein Schatz in guten Herzen; was du schriebst, ein Vermächtnifs für alle Edeln; was du thatst, eine Vorschrift für alle, denen Wort That ist."

Werfen wir noch einige Blicke auf die Individualität und den Charackter des Mannes, dessen Leben wir erzählt haben. Die Natur hatte ihn durch einen colossalischen Körperbau ausgezeichnet. Stark, sprechend, scharf gezeichnet waren alle seine Züge. Auf der Körpermasse ruhte ein auffallend grosser, breiter Kopf. Die Physiognomie war sehr bedeutend. Das Auge und fast jeder Zug kündigte den scharfsichtigen Denker, den launigen Mann, den Spötter der Thorheit an. Das imponirende, zurückschreckende Ganze war durch unverkennbare Züge der Gutmüthigkeit und Menschlichkeit gemildert. Sein wohlgetroffnes Bildnifs steht vor dem 6ten Th. seines Montaigne. Aber in der Natur selbst war doch noch etwas

anders, das kein Bild darstellt, und sein Gesicht in Ruhe war wieder ganz verschieden von demselben in Bewegung. Seine lebhafte, sprechende Mimik, seine ganze Gesticulation gaben ihm ein Leben, eine Bedeutenheit, einen Ausdruck, den man gesehen haben muss, um sich einen Begriff davon zu machen.

Er hatte ein sanguinisch-cholerisches Temperament, mit ein wenig Phlegma versetzt. Sanft und mild an sich, konnte er aufs heftigste aufbrausen, wenn er gereizt oder beleidigt ward, und er war sehr reizbar und empfindlich, vorzüglich wo es einen Ehrpunkt betraf; aber leicht zu versöhnen war auch wieder der Aufgebrachte und sein gutes Herz konnte nicht lange zürnen. In seinen Seelenkräften war eine eigenthümliche Mischung. Was er sagte und that, hatte den Stempel der Originalität. Er vereinigte englischen Humor und kraftvolle derbe Deutschheit in sich *). Er war launig, aber

*) „Er war zu dem, was der Engländer humour nennt, durch die Natur selbst organisirt. Es fand ein gewisses Missverhältniss zwischen seinem nervigten, gleichsam in Erz gegossnen grossen Gliederbau, und seinem äusserst reizbaren, überall wie mit Fühlhörnern bewaffneten Empfindungsvermögen statt, das ihn beständ-

aber auch launiſch. Seine gewöhnliche Jovialität, ſeine mit ſinnreichen Einfällen gewürzten Reden, ſeine glücklichen Repliken und Impromtüs, belebten die Geſellſchaften; wen ſeine Epigrammen und Sarkasmen trafen — und es galt ihm dabey kein Anſehen der Perſon — der war verlohren. Letztres war am meiſten der Fall, wenn er übelgelaunt war. Dieſe grämelnde Laune beſchlich ihn zuweilen in den letztern Jahren. Er liebte die Geſellſchaft und das Wohlleben, aber er war mäſsig im Genuſs. Er konnte für einen Cyniker im guten Sinne gelten. In ſeiner Kleidung, wenn ſie auch übrigens noch ſo gut war, fehlte gewöhnlich etwas oder es kam etwas nicht mit dem übrigen überein. In ſeinen Manieren und Ausdrücken lag etwas von der Niederſächſiſchen Schlichtheit und Derbheit, die der gezierten Abgeſchliffenheit des Oberſachſen oft wenig behagte: es war jene ungeſchminkte, unverſchleyerte, ungeputzte Natur, die ſich gleich weit von dem überverfeinerten Weltton und der abgeglätteten Hofſitte entfernt. Auſser ſeinem geſunden Urtheil und ſeinem Witz zog er die Menſchen, vornehmlich die Beſſeren, durch

ſtändig prickelte und in die Stimmung verſetzte, in der er mit ſeinen ſinnreichſten Einfällen und Launen hervorbrach." Böttiger in Bode's literar. Leben S. 141.

durch seine biedern Grundsätze, durch seine Geradheit, durch sein wohlwollendes, edelmüthiges Herz an. Er wusste sich in der Gunst der Menschen aller Stände festzusetzen; gegen den Beifall der Grossen war er nicht unempfindlich, aber er erfuhr auch ihren Wankelmuth. Wenn er bisweilen den Grossen der Erde gegen seine sonstige Denkungsart zu schmeicheln schien, so führte er dagegen desto öfter vor und zu ihnen die Sprache der einfachen, nackten Wahrheit. Da er ungeachtet seines massiven Körperbaues und seiner übrigen Derbheit ein ächt empfindsames, zartes Herz hatte: so fand auch das schöne Geschlecht seinen Umgang angenehm und er verstand sich vollkommen auf die Kunst, den Weibern seine Unterhaltung werth und anziehend zu machen! *) Gegen die Anerkennung seines Guten

*) Seine Briefe an einige seiner vertrauten, durch Jahrelangen Umgang geprüften Freundinnen sind die zartesten Blüthen seines Geistes, und würden, wenn sie je einem grössern Publikum mitgetheilt werden könnten, Bode's schönstes Originalwerk seyn, da sie allen Humor der Yorckschen Briefe an Elisa mit einer Reife und Wahrheit erringen, deren ein Sterne nie fähig war. Möchte es den edeln Besitzerinnen dieser Correspondenz gefallen, einem bekannten Freunde

ten und gegen Ehrenbezeugungen war B. nicht gleichgültig. Er erhielt nach einander den Charakter eines Meiningischen Hofraths, Gothaischen Legationsraths und Darmstädtischen Geh. Raths. Seine Eigenthümlichkeit wurde dadurch bewahrt und erhalten, dafs er keine schulgerechte Bildung genofs, wodurch nur zu oft der Charakter der Individualität verwischt wird, sondern im Ganzen ein Autodidakt war, der nur allenfalls Bruchstückweise fremden Unterricht genofs und benutzte. Da er, was er war, hatte und wufste, so sauer durch eignes Nachdenken und eignen Fleifs erworben hatte, so war ihm natürlich dieses wohlerworbene Eigenthum werth und er hing an seinen Ideen und Vorstellungsarten der Dinge mit einer Festigkeit, die bisweilen wie Rechthaberey aussah. Einer seiner Freunde behauptet, obgleich Vernünftigkeit das Princip seines Lebens gewesen, so habe er dennoch sich selbst unbewufst einen geheimen Hang zur Schwärmerey und zum Wunderbaren gehabt, der freylich die Gestalt angenommen, dem Wunderbaren

de diese Schätze anzuvertrauen, der sie mit Weglassung aller Persönlichkeiten herausgeben und einzelne Umstände erläutern könnte. Wir sind so arm in unserer Literatur an solchen Briefsammlungen.

ren nur darum nachzugehen, um der Täuschung auf den Grund zu kommen. Eine gewisse Paradoxie in ihm war theils eine Folge seiner besondern geistigen Organisation theils seiner Art sich von innen heraus zu bilden. Diese verrieth sich unter andern in seinen politischen Grundsätzen. Von Staatsgeschäften und ihrer Behandlung unterhielt er sonderbare, der Sache nicht angemessne Vorstellungen. Von geheimen Gesellschaften und ihrer möglichen Wirksamkeit zur Beförderung der geistlichen und sittlichen Aufklärung hatte er grosse Begriffe. In Beziehung auf die Fr. Mrey, wie er sie vorfand, suchte er das Schlimme, was schon geschehen war und was noch geschehen konnte, zum Guten zu wenden. Er suchte Wahrheit und bekämpfte jeden Wahn, jeden Missbrauch, der schädlich werden konnte. „Bode, um noch einen seiner Vertrauten reden zu lassen, so wie jeder Beobachter der Geschichte und der Menschen, hatte die Ueberzeugung, dass der Hang zu geheimen Verbindungen so alt als die Welt ist, dass dieser Trieb wie jede menschliche Neigung ausarten und schlechte Früchte tragen kann, aber auch wohlthätig zu werden vermag. Gutes und Böses, Wahrheit und Irrthum werden in ewigem Kampfe liegen, und so werden auch geh. Gesellschaften Gutes und Böses wirken. Diejenigen, die sich aus Eigensucht Herrschaft über Menschen anmaassen wollen, werden

den durch geh. Gesellschaften Aberglauben und Irrthum verbreiten, und diejenigen, die mit edlem Eifer für Wahrheit und Menschenglück arbeiten, werden aus Grundsatz geh. Gesellschaften errichten oder diesen beytreten, um den schädlichen Einfluss geheimer Gesellschaften zu schwächen." Auch hier ist das böse und das gute Princip im Streite. Bode wirkte als gutes Princip auf seinem Wege fort, wurde bey seinem Leben nie angegriffen, weil sein Späherblick, sein thätiger Geist die schändlichen Gänge gewisser Täuscher kannte und diese seine Freymüthigkeit und seine eingesammelten Kenntnisse fürchteten. Er deckte den Zusammenhang gewisser Betrügereyen bey seinem Leben nicht auf. Die Feinde der Wahrheit wussten, dass er sie enthüllen konnte. daher schonten sie ihn bey seinem Leben und er wirkte im Verborgenen für die gute Sache fort. Nach seinem Tode wurde sein Name von denen gelästert, die ihm im Leben nicht nahe zu kommen wagten." Man hatte ihn aufgemuntert, sein eignes Leben zu schreiben. Er aber sagte schonend und bieder: „Von meiner Seite würde es anmasend scheinen; andre würde es compromittiren. Ich will in Friede schlafen." *). Und er wird in Friede schlafen; die Schmähungen

*) Herder's Briefe z. Beförd. der Humanität, 4te Samml. S. 151 f.

gen einiger, die nicht wissen, was sie thun, andrer, die wohl wissen, was sie thun, werden seine Grabesruhe nicht stören. Bode war kein Störer bürgerlicher Ordnung und Verfassung, sondern ein ruhiger, getreuer Bürger und Unterthan. Politik wollte er von der Fr. Mrey getrennt wissen und er tadelte es, wo er fand, dass sich politische Absichten in geh. Verbindungen eingeschlichen hatten. Höchstens das schien er in den letzten bedenklichen Jahren für wünschenswerth zu halten, dass die Edeln und Patrioten der Nation auch ihrerseits zusammentreten möchten, um einem damals drohenden Bunde gegen die Wissenschaften, die Aufklärung und die Schriftsteller die Spitze zu bieten. An dem lästigen Gepränge des Ceremonialdienstes hing B. noch immer in der Freymrey; das war einem Mann, der grau in den Mysterien geworden war, zu verzeihen, so wie eine gewisse Neigung zum Herrschen im O., die sich auf seine Einsicht und sein Uebergewicht in O. Angelegenheiten gründete, ihm aber selbst so wenig bekannt wurde, dass er vielmehr jedem Despotismus in O. Angelegenheiten in den Weg trat. Grossmuth, Uneigennützigkeit und Redlichkeit sind die schönsten Blüthen im Kranze seiner Tugenden. Wer kannte ihn, ohne diese zu rühmen? Eigenthümlich war ihm eine ängstliche Gewissenhaftigkeit bey Abwägung des Für und Wider in sittli-

sittlichen und andern Angelegenheiten. Schon in seinen Briefconcepten aus der Cellischen Periode finden sich davon deutliche Spuren. Das Tagebuch seiner Reise enthält sehr rührende Beweisse dieses gewissenhaften Zurathgehens mit sich selbst über das, was für ihn Pflicht sey. Wohlthätig wie er war, nahm er sich insonderheit der Verlassenen, junger Leute, der Gekränkten, der Irrenden an, und war, fast über seine Kräfte, ein stiller Wohlthäter der Menschheit. Unter andern war er ein Freund und Unterstützer der Weimarischen Waisenanstalt und kleidete während seines Lebens arme Waisen in der Stille und im Verborgenen *). Seinen Einfluss bey Fürsten benutzte er, um Hülfsbedürftigen Wohlthaten und Unterstützung zu verschaffen. Seine Mutter kaufte er in ein Beginenkloster in Braunschweig und unterstützte sie da bis an ihr Ende. Seiner Schwester in Kleinscheppenstedt liess er immer viele Unterstützung zufliessen; aber da sie eine schlechte Wirthin war und oft grosse Summen, die er ihr gab, unnütz verwandte, schränkte er seine Wohlthaten dahin ein, dass er für ihre Hausmiethe und Kleidungsstücke sorgte und ihr ausserdem wöchentlich 4 Ggr. reichen liess.

Diese

*) S. des O. C. R. Weber's Verzeichniss der Waisen, welche in Weimar im J. 1797 verpflegt worden sind.

Diese Unterstützung behielt sie bis an ihren Tod. Diese Vorsorge dehnte er auch auf die Tochter seiner Schwester aus, der er auch bey ihrer Verheirathung 100 Thlr. schenkte. Als er einige Jahre vor seinem Tode durch Barum reiste, bezahlte er für seines verstorbnen Oheims Kinder Schulgeld und andre Schulden, weil ihr Vater sein Wohlthäter gewesen war.

Sein Uebersetzertalent so wie sein literärisches Verdienst überhaupt, ist am umständlichsten und wahrhaftesten von Böttiger gewürdigt worden. Er setzt das wahre Charakteristische von Bode's Uebersetzungen in die ächte Empfindsamkeit, die Yorikfche Laune und das Vollherzige, was fast aus jedem Blatte seiner bessern Werke hervortönt.

Er geht zu dir nun, unser Bode!
Empfang ihn, Yoriks Geist! Auch dein erbarmt' er sich;
Errettete vom Tode
Der Uebersetzer dich!

So heisst ein noch ungedrucktes Sinngedicht von Clamer Schmid! Eben dieser singt in Beckers Erholungen, Bd. 3. S. 17. von Bode dem Uebersetzer:

Er

Er ruht, das Ideal der Ueberfetzer!
Ihr fingerfertigen Originalzerfetzer
Für etwas Laufegold! Nichts wiffende von
Ruhm!
Weg von des Grabes Heiligthum! *)

Der

*) Der biedere Schmid erzählt bey der Gelegenheit Folgendes von Bode: „Ich lernte ihn auf eine meinem Herzen unvergefsliche Art erft im J. 85. kennen, als er mit Elifa (v. d. Recke) und Sophia (Schwarz) hier durchging. Aber nichts unter uns von der feyerlichen Ehre und von der feyerlichen Freude, womit andre Menfchenkinder fich einander gewöhnlich kennen lernen! Sobald ich zu den Theuren, die im Gafthofe zufammen fafsen, eintrat, zankte der gute Bode tapfer auf mich ein, über das Lied der Trennung (Gött. Muf. Alm. 85), wovon jede Strophe den Refrain hat: Und du? vielleicht auf ewig Vergifst Luifa mich! Es fey unverantwortlich, abfcheulich, eiferte B., ein weibliches Herz nur in dem leifeften Verdacht zu haben, dafs es vergeffen könne. Vergeffen! Vergeffen! es fey das verdammtefte und vermaledeitefte Wort in der Sprache! Elifa und Sophia goffen natür-

Der Ritter York und der geheime Rath Bode.

Eine Doppelanecdote.

Vielen Leſern iſt der durch ſeine diplomatiſchen Fahigkeiten und Würde an einem der gröſsten Höfe eine lange Reihe von Jahren hindurch wohlbekannte Ritter York noch ſehr wohl erinnerlich. Die Groſsbrittaniſchen Adels-Verzeichniſſe kannten ihn zuletzt unter dem Nahmen Lord Hardwicke. Folgende Anekdote aus ſeiner frühern Jugendgeſchichte, machte vor Kurzem in den engliſchen Tagblättern ihre Runde. Er war in ſeiner frühe-
ſten

natürlicher Weiſe mehr als Einen Tropfen Oel in die heil. Flamme. Am Ende ſchieden wir zwar ſehr verſöhnt, wie man denken kann; aus einander. Er aber nahm doch den Gedanken in ſeinen Tom Jones, woran er damals arbeitete, mit hinüber. Noch in der Vorrede dazu erwähnte er dieſer Fehde, unter vielen andern humoriſtiſchen Ergieſsungen über ſeine damaligen Geſellſchafter und Freunde."

ften Lebensperiode rechtmäfsig aufgenommener Schreiber bey einem Londner Anwald (an articled clerk to an Attorney.) Eines Tages wollte Madam gern Kohl vom Gemüfemarkte haben, und doch war keine von ihren Mägden zu Haufe. Sie rief alfo den Schreiber York aus der Schreibeftube, und befahl ihm, er follte Kraut auf dem nächften Markte kaufen. Madam, erwiederte der junge York, ich habe in meinem Leben kein Kraut eingekauft,' und werde daher ficher mit meinem Einkauf fchlecht beftehen. Das hat nichts zu fagen, mein Sohn, war die Antwort der Herrifchen Hausfrau, er mufs fich darauf verftehen lernen. Geh er nur immer hin. Es ift fonft niemand zu Haufe." York kannte die Sanftmuth des Täubchens, mit welchem er zu thun hatte, zu gut, um eine neue Gegenvorftellung zu wagen, nahm das Geld, ohne weitres Murren, und brachte in einer halben Stunde feine Küchenprovifion. Den Tag darauf hatte der junge Schreiber eben eine kleine Rechnung vorzulegen, von kleinen Auslagen, die er für feinen Herrn gehabt hatte. Hier fand fich nun zuletzt auch ein Artikel: Item, einen halben Thaler für einen Krautkopf! Natürlich mufste eine fo befremdende Angabe den Herrn zu einer Nachfrage veranlaffen, und fo erfuhr er nun, dafs, da Madam ihn aus der Schreibeftube gerufen, und unver-

züglich Kraut einzukaufen, beordert hätte, er, um sein Bestes zu thun, diese Artikel auf dem besten Marktplatz zu erhandeln, für seine Pflicht gehalten — hier nannte er den Platz, wohin die Kutschertaxe gerade einen halben Thaler betrug — und eine Kutsche genommen habe, womit er hingefahren und im Einkauf ausserordentlich glücklich gewesen sey." Sein Herr lächelte. Und seitdem, so schloss Mylord gewöhnlich diese Erzählung, war nie wieder vom Einkauf eines Krautkopfs die Rede.

Welchem biedern Deutschen ist nicht noch das Andenken des als Schriftsteller und Mensch gleich achtungswürdigen Landgräflich-Darmstädtischen geheimen Raths **Bode** theuer? Die Leser erinnern sich vielleicht noch aus dem literarischen Leben des Mannes, das seiner letzten und vollendetesten Uebersetzung, die **Versuche des Montaigne** *), im letz-

*) Sie sind in den Jahren 93 — 95 bey **la Garde** in Berlin in 6 Theilen herausgekommen, aber freylich durch den gewaltigen Strom der Politik und Modeleser verschwemmt und vielleicht zu bald vergessen worden. Bode bearbeitete sie ausdrücklich noch in der Absicht, dass selbst gebildete Frauen in gewissen Jahren sie zu ihrer Lieblingslectüre machen könnten. Und hier verdient

letzten Theile vorgesetzt worden ist, dafs dieser durch eigene, rastlose Anstrengung und selbst erworbene Kenntnisse und Verdienste immer höher gehobene Mann, von der niedrigsten Abkunft war, als armer Bauerknabe zum Stadtmusikus in Braunschweig in die Lehre kam, und dort durch alle Trübsale und Leiden des herben Lehrjungenstandes 6 Jahre lang zu der schwersten und nothwendigsten aller Künste, der Entbehrungskunst, erzogen wurde. Man hörte ihn oft in spätern Jahren von jenen Tagen der Prüfung mit der ihm eigenen mimischen Darstellungskunst allerley Anecdoten erzählen. Besonders war die Hausehre des Herrn Stadtmusikus Knorr eine gewaltige Selbstherrscherin, die ihr Regiment über Mann und Gesellen, am härtesten aber über den armen Lehrjungen ergehen liefs. „Ich mufste mich, so pflegte Bode dann wohl zu sprechen, in allem, was herkömmlich war, geduldig unter der schweren Hand der Dame Knorr bücken, Wasser tragen, einheitzen u. s. w. Allein als sie einst in ihrer Zudringlichkeit so weit gieng, mir anzumuthen, dafs ich auch die Teller auf-

 wischen

dient sie vorzüglich in jeder Handbibliothek zu stehen. Um ihr noch mehr Brauchbarkeit zum Nachschlagen zu geben, wird der Verleger auch noch ein sehr vollständiges Register dazu herausgeben.

wischen sollte, stand ich ganz Mäuschen still, und hätte mich eher auf der Stelle todt schlagen lassen, als dieser entehrenden Anforderung Gnüge geleistet. Ich kannte mein Recht und hatte schon damals Muth, diess mit meinem Leben zu vertheidigen." Zu einer andern Zeit erinnerte er sich nicht ohne Lachen folgender List, wodurch er auf einmal eines sehr lästigen und ihn entehrenden Geschäfts überhoben wurde. Er habe wöchentlich ein paar mahl nach einem benachbarten Dorfe wandern müssen, um in einer Flasche Buttermilch zum kärglichen Mittags-Mahl für die ganze Familie und also auch für sich selbst zu holen. Da habe er denn bald gemerkt, dass die sparsame Wirthin die Klümpchen Butter, die sich oben in der Flasche gesammlet und die den Hauptwohlschmack dieses Gerichts ausmachen, bis auf das winzigste Körnchen, sorgsam abgenommen, und nun den nackten Rest zu Tische gebracht habe. Wart, das will ich dir abgewöhnen! denkt er. Wie gedacht so geschehn. Das nächstemal, da er seine Wanderschaft nach der Milchquelle wieder antreten muss, kauft er sich im letzten Beckerhause am Thor um ein paar Pfennige eine Semmel, und setzt sich beym Zurückkehren vor dem Thor nieder, schöft säuberlich die sich oben befindlichen Klümpchen ab, streicht solche auf sein Brod, und verzehrt sie unter Gottes freyen Him-

Himmel aufs Wohl seiner kargen Wirthin. Als er sich so gütlich gethan hatte, trägt er seine Milchflasche zu Hause, und übergiebt sie, mir nichts dir nichts, der Dame Knorr. Diese denkt einen fetten Fang zu thun, und ist ganz erstaunt, da sie diesmal die Milch so mager findet, dass sie auch nicht ein Körnchen davon abnehmen kann. Christoph! so gellet ihre gebietende Stimme. Christoph erscheint, und hält das Examen ritterlich aus, ohne sich auch nur mit einer Miene zu verrathen. Seitdem wanderte Christoph nicht mehr mit der Milchflasche, und ein anderer musste an seiner Stelle dies Amt übernehmen.

Der nachmalige englische Lord fährt auf den Markt, um einen Krautkopf für seine Prinzipalin einzukaufen. Der nachmalige deutsche geh. Rath geht aufs Dorf, um Buttermilch zu holen für seine Lehrfrau. Der einzige Unterschied liegt in der deutschen Demuth, die dem englischen Whisky, den der Britte vom deutschen Gelde lackirt, noch lange hinter drein schleichen, und sich als Fussgängerin von jenen vorüberrollenden Wagen bespritzen lassen wird. Denn dass der deutsche Lehrpursche isst, wo der englische Schreiber rechnet, kann diesem eben nicht als Vorzug angerechnet, sondern höchstens als ein Beweiss angesehen werden, dass er nicht zur Sippschaft jenes

 baby-

babylonischen Königs gehörte, vor dessen Esslust selbst das Kraut auf dem Felde nicht sicher war.

Den 13. Jul. 1793.

starb zu Memmingen

Joh. Georg Schelhorn,

Rechtsgelehrter und Unterhospitalischer Amtmann in Memmingen.

Er war den 9ten September 1760 geboren. Sein gelehrter Vater, Joh. Georg, der bekanntlich wieder der Sohn des eben so heissenden Verfassers der Amoenitates lit. ist, war damals Prediger in Volbratshofen, ist aber jetzt, als Greis noch wirksam, der Nachfolger seines Vaters, Superintendent und Stadtbibliothekar in der Reichsstadt Memmingen. — Unter der Leitung seines Vaters und Grosvaters machte auch dieser Abkömmling einer in der Literatur berühmten Familie schnelle Fort-

schritte

schritte in den Wissenschaften, durchging das Lyceum zu Memmingen, und genoss zugleich der thätigsten Liebe und Unterstützung seines trefflichen Oheims, des Syndicus von Schelhorn. Durch diesen bewogen widmete sich der junge Schelhorn der Jurisprudenz, die er von 1778 an in Göttingen mit grosem Fleisse studierte. Von da ging er praktischer Uebungen wegen nach Wetzlar, und schon im J. 1782 erhielt er eine erledigte Stelle in dem Stadtgerichte zu Memmingen; vier Jahre darauf wurde er Spitalbeamter. In eben dem Jahre 1786 verheirathete er sich und hinterläst einen Sohn und zwey Töchter. Empfänglich für häusliche Freuden fühlte er sich nie glücklicher, als im Schoose seiner Familie, und erhohlte sich, bey einer wankenden Gesundheit, hier am liebsten von seinem oft mühseligen Amte. Er litt schon lange an mancherley Beschwerden, die endlich, bey ganz geschwächten Eingeweiden, in eine Herz- und Brustwassersucht ausarteten; in den grosen Leiden, die damit verbunden waren, tröstete ihn oft der Zuspruch seines einzigen Bruders, des würdigen und verdienten Predigers in Steinheim nahe bey Memmingen. Er entschlief unter dem Gebete seines frommen Vaters, in dem 33sten Jahre.

Seinen Mitbürgern war er in vieler Hinsicht sehr werth. „Wer diesen edlen Mann gekannt

kannt hat, (so lautet ein Zeugnifs über ihn) wer ihn beobachtet hat, in der Verwaltung seiner schweren Amtspflichten, wer es gesehen hat, mit welcher weisen Sanftmuth er den Irrenden zu leiten suchte, aber auch mit welch strenger Gewissenhaftigkeit er guten Vorsätzen treu blieb; wer dem vernünftigen, frohen Genufs im traulichen Kreise seiner Familie beywohnte, und da in ernsten und heitern Stunden ihn genofs und seine sanften, belehrenden Reden hörte; wer endlich das wahrhaft fromme Stillhalten auf seinem schmerzhaften Krankenlager wahrnahm — der wird ohne den mindesten Schein von Vorliebe mit mir bekennen müssen: Er war ein gewissenhafter und eifriger Beamter des Staats, ein zärtlicher Gatte, ein guter und weiser Vater, ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein treuer Freund und ein Gottergebner Dulder; mit einem Worte, ein Christ, welcher so zu leben trachtete, wie er in seinem Tode wünschen konnte, gelebt zu haben."

Aber seine Wirksamkeit verdient durch die eine Art, wie sie sich zeigte, auch dem Auslande und der Welt überhaupt gepriesen zu werden. Er war von den grofsen Vortheilen überzeugt, die das Vertheilen der Gemeindegüter mit sich bringt, und suchte dies in seinem Vaterlande mit dem gröfsten Eifer zu befördern.

fördern. Im J. 1791 liefs er in diefer Abficht drucken: „Kurze Darftellung der vorzüglichften Vortheile, die aus der Vertheilung der Güter und Aufhebung der Gemeinheiten entfpringen.“ Die Bauern, die damahls auf feine Anordnung einödnen mufsten, murrten gewaltig und waren fehr aufgebracht über ihn. Jetzt erfahren fie den grofsen Nutzen des Einödnen, befinden fich dadurch im fichtbarften Wohlftande, und wünfchen ihn oft aus dem Grabe zurück, um ihm ihre ehmalige Widerfpenftigkeit abbitten und ihn dankbar fegnen zu können — Troft für manchen, deffen redliches Bemühen im Leben verkannt wird!

Den 13. Nov. 1793.

Sophie Charlotte, Gräfin von der Schulenburg-Wolfsburg,

geb. von Veltheim aus Harbke.

Es find nicht immer blofs grofse glänzende Thaten, die wegen ihrer unmittelbaren Einwirkung auf das gemeine Wohl unfre Aufmerk-

ſamkeit erregen. Auch die Betrachtung ſtiller häuslicher Tugenden, deren Einfluſs ſich nur über einen kleineren Kreis erſtreckte, zieht uns an; denn er war vielleicht eben darum deſto ſicherer, und iſt daher fur das Allgemeine nicht minder wichtig. Wenn alſo eine rechtſchaffene thätige Frau den Augenzeugen ihres häuslichen Lebens ein Gegenſtand der Verehrung wird, warum ſollte die Darſtellung deſſelben auf dem Papiere nicht Reiz genug haben, ſich gern dabey zu verweilen? Je ſeltner jene Tugenden jetzt überhaupt, und beſonders vielleicht bey den höhern Ständen, werden, deſto lieber erblickt man wohl ein würdiges Vorbild derſelben. Man ſollte nicht die Moral fur das weibliche Geſchlecht auf Muſse mit Würde einſchränken, ſondern Thätigkeit und Muth hinzufügen. Jener bedarf die Frau, um ſich nicht durch die vielen ſie umgebenden Zerſtreuungen von dem Wege der Pflicht ablenken zu laſſen, und des Muthes hat ſie nöthig, um ſich über den in ihrem Zeitalter, und den höhern Cirkeln beſonders, herrſchenden Leichtſinn zu erheben. Hat die vornehmere Frau mehr Schwierigkeiten zu bekämpfen, um ihre Pflicht ganz zu erfüllen, als dieſes im Mittelſtande der Fall iſt, ſo erwirbt ſie ſich auch mehr Verdienſt, wenn ſie bis ans Ende darin beharrt.

Ein

Ein grofses Beyfpiel davon giebt die verftorbene Gräfin von der Schulenburg-Wolfsburg. Sie war gebohren zu Harbke im Herzogthum Magdeburg, den 26. Januar 1735. Ihr Vater, ein bekannter Botaniker, theilte mit ihrer Mutter, die auch eine fehr einfichtsvolle Frau war, die Erziehung der vielen Kinder, welche fie hatten. Die Strenge des Einen ward durch die Nachgiebigkeit der andern gemildert, und beyde forgten frühzeitig für einen zweckmäfsigen Unterricht ihrer Kinder. Man begann es gerade damals zu fühlen, wie nothwendig eine verbefferte Erziehungsart war, und wenn es noch an den guten Lehrbüchern unferer Zeit fehlte, fo fank man dagegen nicht von der alten fcharfenZucht zu der nachherigen philanthropinifchen Ungebundenheit herunter. Die Töchter wurden noch nicht zu empfindfamen Halbgelehrten gebildet, die lieber Romane lefen, und Verschen lernen, als zu ihrer künftigen grofsen Beftimmung fich vorbereiten. Man glaubte zwar fchon, dafs ein Mädchen mehr wiffen müffe, als Kochen und Nähen, aber fie ward doch auch in adelichen Familien zur künftigen Vorftehung eines Hauswefens angeführt, was in fpätern Zeiten nur zu fehr unterlaffen worden ift. Das Veltheimfche Haus war in der dortigen Gegend eines der Erften, wo man auf eine beffere Erziehung der Töchter bedacht war. Es diente oft zu einem Sammel-

platz

platz mehrerer Gelehrten, die den Umgang eines Mannes liebten, der manche seltne Kenntnisse in sich vereinte, und durch die schönen Anpflanzungen fremder Holzarten, welche von Dü Roi beschrieben sind, sich ein schätzbares Denkmal errichtet hat.

So empfing die junge Sophie Charlotte, welche das Aelteste der Kinder war, und mit einem jüngeren Bruder zugleich unterrichtet ward, eine Erziehung, welche Geist und Herz gleich vortheilhaft ausbildete. Ihres Vaters öfterer Aufenthalt an dem Hofe zu Braunschweig gab ihr die Haltung, welche eine für die grosse Welt bestimmte Person haben muss, und während ihres ländlichen Aufenthalts zu Harbke entwickelte sich ihr Geschmack an Naturkenntnissen, und sie ward von ihrer Mutter zu einem thätigen und geschäftigen Leben angeleitet. Hierzu bekam sie nun durch einen erhaltenen Stiftsplatz noch mehr Veranlassung, und die damit verbundene kleine Wirthschaft diente zur Erweckung häuslicher Talente, die bald in einem grössern Wirkungskreise in ihr volles Licht gesetzt werden sollten.

Kaum hatte sie das zwey und zwanzigste Jahr zurück gelegt, als sie sich mit Gebhard Werner, Grafen von der Schulenburg-Wolfsburg, Königlich-Preussischen Geheimenrath und

und Staatsminister, vermählte, und durch die Bestimmung desselben zu auswärtigen Geschäften in eine ganz neue Lage versetzt ward, bey der sie das väterliche Haus mit glänzenden Cirkeln vertauschte, und von stillen häuslichen Freuden sich zu rauschenden Vergnügungen gerufen sah. Bald war ihr Aufenthalt in Berlin; bald an andern deutschen Höfen. Sie folgte 1764 ihrem Gemahl, als zweytem churbrandenburgschem Wahlbothschafter, nach Frankfurt zur römischen Königswahl Josephs des Zweyten. Das folgende Jahr ward er als preussischer Gesandter nach Stuttgard geschickt, und daselbst als ein Mitglied der Commission, welche den damaligen Herzog von Würtemberg mit seinen Landständen auseinander setzte, angestellt. Sieben Jahre lang verweilte sie an diesem glänzenden Hofe. Umgeben von der da herrschenden Pracht, wusste sie sich aber oft den verschwenderischen Festen zu entziehen, um die Erziehung ihrer anwachsenden Familie, die sie hatte nachkommen lassen, nicht, wie so oft geschieht, Fremden allein zu überlassen. Ihr gebildeter Verstand, ihr scharfer Blick, mit dem sie so leicht etwas zu ergründen wusste, und ihre so richtige Beurtheilung machten sie so vorzüglich geschickt dazu, dass man sagen muss, ihr gebühre das Hauptverdienst bey der guten Erziehung ihrer Kinder. Nie würden diese das geworden seyn, was sie

sind

find, wenn fie nicht eine fo thätige und einfichtsvolle Mutter gehabt hätten. Und dies erstreckte fich nicht blos auf die Töchter, fondern auch auf die Söhne, deren Lehrer nicht nur eine wachfame Auffeherin, fondern zugleich eine weife Rathgeberin an ihr fanden, deren Leitung ihr Gefchäfte erleichterte.

Ihr Gemahl, der fie eben fo liebte, als er ihre erhabenen Eigenfchaften fchätzte, trennte fich nie gern von ihr, und wenn er Gefchäftsreifen zu machen hatte, fo wünfchte er beftändig, fich von ihr begleitet zu fehen, und gewöhnlich gab fie zuletzt feinen Bitten nach. So theilte fie recht eigentlich ihr Herz und ihre Zeit zwifchen Mann und Kindern, wog ihre Pflichten gegen einander nach ihrer Wichtigkeit ab, und fcheute dann weder Gefahr noch Befchwerde. Im Jahre 1777 begleitete fie ihren Gemahl auf einer in Familienangelegenheiten nach England unternommenen Reife. Sieben zurückgelaffene Kinder aber, und das Zufammentreffen mehrerer Umftände riefen fie fchon das folgende Jahr nach Deutfchland zurück. Frankreich hatte eben den Engländern den Krieg erklärt, und die abgefallenen Colonien zeigten in den europäifchen Gewäffern eine neue Flagge, als die Gräfin von der Schulenburg fich zu einer Seereife entfchlofs, welche bey den damaligen

Um-

Umständen ungewöhnliche Entschlossenheit erforderte. Das Paquetboot, dessen sie sich bey der Ueberfahrt von Harwich nach Helvetsluis bediente, ward auch wirklich von einem amerikanischen Caper sehr ernsthaft verfolgt. Sie hat aber hernach einen Beweis von der völlig behaltenen Gegenwart des Geistes gegeben, der das vollgültige Zeugniss ihres wirklichen Muths enthielt, indem sie auf das Genaueste jede Vorkehrung, die der Capitän des Schiffes zu seiner Vertheidigung getroffen hatte, anzugeben wusste. Sie war indess so glücklich, der ihr drohenden Gefahr entrissen, und dem Verlangen ihrer Kinder wiedergegeben zu werden.

Als auch ihr Gemahl in ihre Arme zurückkehrte, lebte sie mit ihm zu Wolfsburg ganz ihren Pflichten einer zärtlichen Gattin, guten Mutter, und sorgsamen Hausfrau. Seine treue Gehülfin und Freundin war sie im ganzen Umfange des Worts, und ihre feine Beurtheilungskraft machte sie geschickt, des Mannes weise Rathgeberin zu seyn. Sie rühmte sich aber nicht nur nicht dieses seines unumschränkten Vertrauens, sondern sie schien sich selbst nicht einmal des Vorzugs, den sie darin vor so vielen Andern ihres Geschlechts hatte, bewusst zu seyn. Eine gleiche Bescheidenheit zeigte sie im gesellschaftlichen Umgang, und ohngeachtet

achtet sie mehr ernste als scherzhafte Unterhaltung liebte, so wusste sie sich doch auch zu den gewöhnlicheren unwichtigen Gesprächen herabzustimmen. Sie war eine theilnehmende Freundin, und versagte Niemand, der sich ihr voll Zutrauen näherte, ihren einsichtsvollen Rath. Ihr Beyfall ward so allgemein geschätzt, dass er dem, welcher ihn erhielt, ein eben so angenehmes inneres Zeugniss gab, als er eine Empfehlung bey Hohen und Niedern war.

Auch half sie gern durch die That, so weit es ihre Kräfte zuliessen. Durch die Erhaltung der strengsten Ordnung in ihrem Hauswesen, erhielt sie solches aufrecht; denn ohne ihre kluge Sparsamkeit würde der Vermögenszustand ihres Mannes, bey den grossen durch seinen Beruf verursachten Ausgaben, zerrüttet worden seyn. Zuweilen gab ihr diese grosse Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung den Anschein einer strengen Gebieterin gegen ihr Hausgesinde. Diese anscheinende Strenge ward aber wieder durch ihre Herzensgüte, und durch eine aufrichtige Theilnahme an dem Schicksal ihrer Untergebenen gemildert, und so ward sie in ihrem Hause zugleich geliebt und gefürchtet. Vielen guten Saamen, der noch lange Früchte tragen kann, hat sie durch die Bildung emsiger Hausfrauen in ihrem Dienst ausgestreut, und manche von ihr gezogene kluge

kluge Wirthin hat ihr das Glück ihres jetzigen Zustandes zu verdanken. Das Betragen einer Frau gegen ihre Hausgenossen ist für die daraus auf ihren Charakter zu bauenden Schlüsse zu wichtig, als dafs es bey gegenwärtiger Schilderung hätte übergangen werden dürfen. Aeufserlich kalt und zurückhaltend, ward sie bey näherer Bekanntschaft geliebt.— Sie sprach und schrieb einige Sprachen mit Fertigkeit, und ihre Kenntnisse suchte sie immer mehr zu erweitern, und zu berichtigen. Alles was zur Naturgeschichte gehörte, zog sie besonders an, und so wie sie im väterlichen Hause mit der Botanik bekannt geworden war, so machte das Studium der Mineralogie ihr viel Vergnügen, und sie besafs selbst eine kleine hübsche Sammlung.

Nie war sie froher, als wenn sie sich von ihren vielen Kindern umringt sah. Die Sorge für ihre Gesundheit und Erziehung mufste die Lieblingspflicht einer so guten zärtlichen Mutter seyn. Sie liefs sich nicht das natürliche Recht nehmen, für die Charakterbildung ihrer Kinder zu sorgen, war nicht blind gegen ihre Fehler, und wechselte mit Einsicht zwischen Strenge und Milde. Ihr eignes Leben ward für ihre Nachkommenschaft die beste Sittenlehre. Von ihren zehn Kindern hatte sie das Glück, sieben grofs zu ziehen, fünf verheurathet zu

 sehen,

sehen, und auch die Uebrigen auf dem Wege der Ehre und des Wohlstands zu erblicken.

Die stärkste Aufforderung zur Geduld und beharrlichen Standhaftigkeit erhielt sie, als ihr Gemahl in den letzten Jahren seines Lebens sehr kränkelte. Die würdige Frau ward ein wahres Muster von eben so weiser als zärtlicher Aufsicht über seine Pflege, und oft unterbrach nicht einmal die Nacht ihre fortwährenden Dienstleistungen. Ohne ihre grosse und unermüdliche Sorgfalt wäre der Faden seines Lebens viel früher abgeschnitten worden. Alle ihre Hausgenossen, und viele andere Menschen, wurden Zeugen von der gewissenhaften Ausübung ihrer Pflichten, und als endlich das von der Natur gesetzte Ziel da war, und sie der Asche ihres Gatten nachweinte, hatte sie den Trost des süssen Bewusstseyns, nichts an ihm versäumet und ihre Schuldigkeit auf das Strengste erfüllt zu haben. Er starb 1788.

Ihre Gesundheit aber hatte durch diese anhaltende körperliche und geistige Anstrengung gelitten, und ihr von Jugend auf geäusserter Hang zur Hypochondrie, der sie zuweilen bey ihren Handlungen etwas ängstlich machte, schrieb eine doppelte Sorgfalt vor, um sie zu erheitern, und dadurch zu erhalten. Alle Umstände begünstigten dieses auch, da sie in Wolfs-

burg

burg einen sehr anständigen Wittwensitz hatte, und sich auch in Braunschweig eine eigne Wohnung einrichten konnte, um die Wintermonathe daselbst hinzubringen. Grosse Sorgen drückten sie nicht mehr, ihre Geschäfte waren sehr vermindert, und sie hatte die frohe Aussicht, den Rest ihres Lebens in Ruhe hinzubringen, und sich wechselsweise bey ihren verheuratheten Kindern aufzuhalten. Diese schöne Aussicht ward aber bald gestört, indem sich ein Schaden an der einen Brnst zeigte, wozu sie wahrscheinlich den ersten Keim aus einem ihrer zehn Wochenbetten behalten hatte. Umsonst suchten geschickte Aerzte und Wundärzte das Uebel zu zertheilen; es nahm zu, und man musste ihr die von ihr längst gefürchtete Nachricht bringen, dass es ein Krebsschaden sey, dem nur durch Abnehmung der linken Brust Einhalt gethan werden könne.

Uebel und Mittel dagegen, waren gleich fürchterlich, aber die Stärke ihrer Seele wankte nur wenig Augenblicke von der heftigen Erschütterung. Mit der grösten Fassung überlegte sie alles mit ihren Aerzten, und willigte in ihre Vorschriften mit einer Standhaftigkeit sonder Gleichen. Den vor ihren Kindern aus Schonung fast ganz verborgenen Entschluss auszuführen, verschob sie nur einige Wochen, um ihre Geschäfte in Ordnung zu bringen, und

die Vormundschafts-Rechnung ihres jüngsten Sohnes zu schliessen. Mit bewundernswürdiger Gemüthsruhe bereitete sie sich auf jeden Ausgang der Sache, suchte noch vorher einige ihrer Kinder zu sprechen, und übergab ihrer ältesten Tochter, unter erdichtetem Vorwand, eine ihrer Nichten, die sie bey sich hatte. So vorbereitet, erwartete sie beynahe mit Ungeduld den zur fürchterlichen Operation bestimmten Tag. Endlich kam er, und die geschickte Hand des Herrn Hofraths Sommer in Braunschweig verrichtete in wenig Minuten den gefürchteten Schnitt. Die Kranke überstand Alles, und es zeigten sich die gegründetsten Hoffnungen des besten Erfolgs.

Nun brauchten die wenigen Zeilen nicht abzugehn, welche sie in der Stunde vor der Operation an einige ihrer Kinder zum Abschied schrieb. Ihr ältester Sohn, der abwesend war, eilte herzu, und vereinte mit seinen Geschwistern den Dank für die Erhaltung einer so vortrefflichen Mutter. Ihre Genesung machte so gute Fortschritte, dass man an einer vollkommenen Herstellung nicht mehr zweifelte, und alle ihre Verwandte und Freunde wurden von dieser frohen Aussicht belebt. Sie selbst freute sich mit ihnen, und hoffte, in ihrer Mitte noch einige Jahre zu leben. Warum sollte sie dies nicht auch wünschen? Sie war ja durch so manches

ches süfse Band, das schwer zu zerreifsen seyn mufste, an diese Welt geknüpft, und jetzt konnte sie die Früchte der Unruhen, Beschwerden und häuslichen Sorgen geniefsen, mit denen ihre jüngern Jahre durchwebt gewesen waren!

Aber die Vorsehung wollte es anders. Die sich für genesen haltende that eine Reise zu ihrer ältesten Tochter, und fand sich in dem Hause derselben so glücklich, dafs alle Mitglieder der Familie sie noch recht lange besitzen zu können hofften. Da zeigte das Uebel sich wieder, und die Kranke mufste, um sich einer zweyten Operation zu unterwerfen, nach ihrem Wohnort zurückkehren. Ihre Abreise war traurig. Finstre Ahndungen schienen aller Herzen zu erfüllen, und mit innerer Wehmuth sahen alle Hausgenossen der edlen Frau nach, denn sie schien jetzt zum letztenmal bey ihnen gewesen zu seyn.

Leider waren diese Ahndungen nur zu richtig. Die Gräfin mufste diesesmal noch mehr Schmerz als zuvor leiden. Neue Verhärtungen zeigten die Verdorbenheit ihrer Säfte, und die angewendeten Beizmittel vermochten nichts auf den innern Sitz des Uebels. Mit der musterhaftesten Gelassenheit ertrug sie die heftigsten Schmerzen, und kaum beym Uebermaafse

derselben kam eine Klage über ihren Mund. Jeden Laut derselben suchte sie aus Schonung gegen die Umstehenden zu verbergen, und fürchtete nur immer, diesen zu viel Last zu machen. Bey jedem erwiesenen Dienste war sie so dankbar, und in Stunden der Erleichterung unterhielt sie sich mit ihnen in ihrem gewöhnlichen heitern Tone. Sie sah ihr nahes Ende, sprach gern davon, und erwartete es ohne Furcht. Zwey von ihren Töchtern kamen an ihr Sterbebette, und auch zwey Söhne konnten noch zuletzt um ihre vortreffliche Mutter seyn. Sie entschlief endlich zu Braunschweig den 13. November 1793, beweint von ihren Kindern, und betrauert von allen, die sie kannten. Ihr Andenken ist den Zurückgebliebenen heilig, und sie wünschen, ihren Kindern dereinst die Tugenden der Seligen, wodurch sie sich ein so dauerndes Denkmal errichtet hat, als ein kostbares Erbtheil zurücklassen zu können. Friede sey mit ihrer Asche! „Wer sie kannte,“ sagt H. H. Eschenburg in einem Klagliede bey ihrem Tode,

Wer sie kannte, sie bewundernd ehrte,
Wer sie wandeln, wer sie dulden sah,
Wen ihr Beyspiel Engeltugend lehrte,
Tritt voll Wehmuth ihrem Grabe nah!

Den

Den 1. Sept. 1793.

ſtarb

Willhelm Ernst Christiani,

Prof. der Beredtſ., Dichtk., und des Natur- und Völkerrechts zu Kiel, kön. dän. Juſtitzrath *).

Dieſer fleiſsige akademiſche Lehrer und verdiente Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes war den 23. April 1731 zu Kiel geboren. Sein Vater, Conrad, war dort Aſſeſſor des Fürſtl. Commerzcollegii, Rathsherr und Apotheker; er hatte zwey Söhne, wovon dieſer älteſte die akademiſche Laufbahn betrat, der jüngere aber das Geſchäfte ſeines Vaters wählte. Schon in ſeinem 14ten Jahre verlor Willhelm Ernſt ſeinen Vater; er beſuchte die Schule ſeiner Vaterſtadt, und verdankte beſonders vieles dem Rector Dunkel. Wie ſehr er ſich auszeichnete, beweiſst ſchon der Umſtand, daſs er,

*) Nachrichten von Chriſtiani's Leben und Schriften, nebſt ſeinem Bildniſſe, von Val. Aug. Heinze. Kiel, 1797. 56 S. 8.

was in den damahligen Zeiten nicht sehr gewöhnlich war, schon im siebzehnten Jahre in die akademische Laufbahn eintrat. Er widmete sich der Theologie, studierte aber zugleich mit allem Eifer Philosophie, Mathematik, Geschichte und alte und neue Sprachen. Unter den Professoren rühmte er spät noch Koes und den Historiker Lackmann. Unter dem letztern vertheidigte er 1748, nachdem er erst ein halbes Jahr Student gewesen war, als Respondent eine Abhandlung *de variis exequiarum ritibus apud utriusque ducatus Cimbrici nobiles*, und erhielt so seine erste Richtung auf vaterländische Schleswig-Holsteinische Alterthümer und Geschichte.

Nachdem er drey akademische Jahre in Kiel zugebracht hatte, ging er 1751 nach Jena, war dort der Hausgenosse des zu seiner Zeit berühmten Reusch, und trat daselbst in die deutsche Gesellschaft.

Von da ging er nach Kiel zurück und lebte im väterlichen Hause bey seiner Mutter. Er betrat einige Mahl die Kanzel, aber noch mehr zog ihn das akademische Leben an, und er fing daher bald an, sich durch Privatunterricht junger Leute darauf vorzubereiten. 1757 reiste er nach Rostock, um dort Magister zu werden, und erwarb sich denn durch die gewöhnliche Disputation die Erlaubniss, in Kiel

als

als Privatdocent zu lehren. In dieser Lage blieb er 4 Jahre und las mit vorzüglichem Beyfalle. 1761 wurde er aufserordentlicher Professor der Philosophie, und ihm zugleich die Professur des Naturrechts und der Politik, mit etwa 140 Thaler Gehalt übertragen. Er lehrte nun Geschichte der Philosophie, Natur- und Völkerrecht, Logik und Metaphysik, Politik, Moral, Mathematik, und stellte Uebungen im lateinischen und deutschen Styl und im Disputiren an. Dieser Fleifs erwarb ihm schon zwey Jahre nachher eine ordentliche Professur und die Stelle eines Bibliothekars bey der Universität, nebst dem Lehramt der Poesie und Beredtsamkeit. In den Jahren 1769 und 70 war er eine zeitlang der einzige Lehrer in seiner Facultät, und mufste daher auch Geschichte zu lehren anfangen. Um diese Zeit unterrichtete er den jetzigen Herzog von Oldenburg, der sich des Studierens halber eine Zeitlang in Kiel aufhielt. 1770 wurde er zum Grofsfürstlichen Canzleyrath ernannt, und erhielt 500 Thaler Gehalt. Als Holstein im J. 1773 an Dänemark abgetreten wurde, erhielt er nicht nur Bestätigung aller seiner zeitherigen Einkünfte und Vorzüge, sondern er gewann auch noch mit der ganzen Universität. Er erhielt vom Könige nach und nach bis an seinen Tod 600 Thaler Zulage, und wurde schon 1777 zum wirklichen Justizrath ernennt.

Die Treue und der Eifer, womit er seinen Berufsgeschäften oblag, waren musterhaft. Keins derselben ward je von ihm versäumt. Seine Vorlesungen hielt er mit vielem Fleiße, und in den Jahren, wo die philosophische Facultät nur mit wenigen Lehrern besetzt war, las er manchmahl sieben Stunden an einem Tage. Die vielen Einladungsschriften, Aufsätze und Reden, die er im Nahmen der Akademie verfertigte, zeugen von der grossen Menge seiner Geschäfte, unter denen die Aufsicht über die Bibliothek ihm eins der angenehmsten war. Eine Reihe von Jahren hindurch hatte er auch die Aufsicht über die Freytische. Er war es, welcher die Abschaffung der Naturalspeisung vorzüglich mit betrieb, und es, nach vielen misslungenen Versuchen, endlich dennoch bewirken half, dass diese Aenderung im J. 1790 die Genehmigung des Königs erhielt. Seit der Zeit erhalten die Studierenden, welchen der Freytisch verliehen wird, für jeden Monat zehn Mark an Gelde, und können sich selbst einen Speisewirth wählen; doch ist zugleich dafür gesorgt, dass dieses Geld von ihnen zu dem Zwecke, wozu es bezahlt wird, verwandt werden muss. Durch diese musterhafte Einrichtung hat man es dahin gebracht, dass nicht nur viele der ehemaligen Klagen gänzlich gehoben sind, sondern zugleich eine beträchtlich grössere Anzahl der Studierenden, als vormahls,

an

an dieser Unterstützung Theil nehmen kann. Christiani's Arbeiten wurden durch diese Aenderung um vieles vermehrt; aber der allgemeine Nutzen, der daraus entstand, überwog diese Privatrücksicht bey einem so edlen Patrioten weit.

Seine Nebenstunden waren schriftstellerischen Arbeiten gewidmet, unter denen seine Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein, in 6 Octavbänden, den ersten Platz einnimmt; Schade, dass er sie nicht vollenden konnte. Er wurde von der dänischen Regierung zur Fortsetzung ermuntert, indem sie ihm 1788 für den 2ten Theil der neuern Geschichte 200 Thaler auszahlen, und eben so viel für jeden künftigen Theil des Werkes versichern liess. Er schöpfte aus Quellen; er reiste zweymal nach Kopenhagen, um das ihm geöffnete geheime Archiv zu gebrauchen; man schickte ihm sogar diejenigen Papiere nach, die er nicht gleich dort durchsehen konnte. Er hat sich durch dieses Werk einen Platz unter unsern guten und pragmatischen Geschichtschreibern erworben. Sein zweytes grösseres Werk ist die deutsche Bearbeitung von Millots Universalgeschichte. Christiani's vertrauter Freund und Schwager, der Pastor Mielck zu Preetz, verfertigte die Uebersetzung der 9 Bände des Originals, und Christiani sah

sie

sie durch und begleitete sie mit erheblichen Zusätzen und Anmerkungen. Millot geht nur bis zu dem Achner Frieden. Vom 9 — 12 Bande also, (1748 — 1786) arbeitete Christiani die Geschichte selbst aus, welche Fortsetzung auch unter einem besondern Titel verkauft wird. Auch dies Werk wurde mit Beyfall aufgenommen, in das Dänische und Holländische übersetzt, und nach Christiani's Tod übernahm es Remer in Helmstädt, es fortzusetzen.

Seine Geschichte der Glaubensreinigung in Deutschland und in den Herzogthümern Schleswig und Holstein (1773) entstand durch Vorlesungen, welche Christiani über diesen einzelnen Theil der Geschichte hielt, und welche von den theologischen Studierenden in Kiel sehr gern gehört wurden. — Und so sind alle seine historischen Arbeiten Beweise seines Fleisses und zugleich dankwerthe Beyträge zur Wissenschaft der Geschichte, die überall mit Beyfall aufgenommen wurden. Für die Schrift über die Dissidenten in Polen, erhielt er von der Kaiserin von Russland eine Belohnung von 300 Thalern. Sie gab ihm in der Folge noch einen besondern Auftrag zu einer Arbeit, die aber nicht zur Ausführung kam. Worin sie bestand, hat man nicht erfahren; indess erhielt er für die Arbeit, welche bereits geschehen war, eine Belohnung von hundert

Spe-

Species - Ducaten. — Zweymal erkannte die Gesellsch. der W. in Kopenhagen ihm den historischen Preis zu und nahm ihn 1790 unter ihre Mitglieder.

Unter seinen kleinern Aufsätzen verdient eine Abhandlung bemerkt zu werden, welche zuerst in dem Kielischen Magazin gedruckt wurde, über die Chimäre eines Todschlags aus indirectem Vorsatze. Die Veranlassung dazu gab die Entleibung eines Grafen Stolberg im Zweykampfe; der Thäter, welcher von dem akademischen Senate zu Kiel gerichtet wurde, war in Gefahr, dass sein Urtheil auf jene Chimäre gebauet, und ihm also das Leben abgesprochen werden würde. Ein juristisches Mitglied des Senats hatte sein Urtheil auf jene Meinung gegründet, und es war zu besorgen, dass sein Urtheil auf manchen der übrigen Beysitzer Eindruck machen würde. Christiani glaubte also, als Beysitzer des Senats und als Lehrer des Naturrechts, sich doppelt berufen, die Lehre vom Todschlage aus indirectem Vorsatze näher zu beleuchten, und eine Meinung von sehr nachtheiligen Folgen richterlich zu bekämpfen. Seine Gründe trugen auch den Sieg davon, und der Thäter ward nur zu einer Gefängnisstrafe auf einige Jahre verurtheilt. Die öffentliche Bekanntmachung seiner Meinung war ein Gewinn für die peinliche Rechts-

ge-

gelehrsamkeit; und wenn gleich einige peinliche Rechtslehrer als Gegner auftraten, so sind doch mehrere der berühmtesten Criminalisten, z. B. Klein, der Behauptung Christiani's beygetreten, und haben den Werth seiner Arbeit anerkannt. Diese Sache veranlaste übrigens noch einen Schriftenwechsel zwischen ihm und dem Prof. Eschenbach in Rostock, der aber auf eine anständige Art geführt wurde.

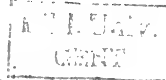
Die Kielische gelehrte Zeitung dirigirte er eine Zeitlang mit Aufopferung von Zeit und ohne Vergeltung; auch an der allg. Lit. Zeit. u. A. D. Bibl. nahm er durch Recensionen Antheil. Er verfertigte recht artige Gelegenheitsgedichte, und seine Lieder für dänische Seeleute, die er aus dem dänischen übersetzte, bleiben ein Beweis seiner Gabe in diesem Fache.

Bey so vielen vollendeten Arbeiten läſst sich auf seinen Fleiſs schliessen. Er wendete nur wenig Zeit zu seiner Erhohlung und zu seinem Vergnügen an; wenn ihn nicht Berufsgeschäfte unterbrachen, war er von früh 5 Uhr bis gegen 1 Uhr Mittags an seinem Schreibtische; des Nachmittags ging er unausgesetzt wenigstens eine Stunde spatzieren; dann arbeitete er wieder bis 9 Uhr Abends, und widmete die paar noch übrigen Stunden den Seinigen.

Gern besuchte er Gesellschaften; aber sie raubten ihm nicht viel Zeit; denn er besuchte sie nur von 4 bis gegen 6 Uhr, und erschien darin erst am späten Abend wieder. Seine Arbeiten wurden ihm leicht, und bey seinem hellen Geiste war seine Handschrift immer so, dass er nur wenig darin zu ändern brauchte, und dass er sie ohne Abschrift in die Druckerey schicken konnte.

Er war seit 1765 mit Maria Dorothea Mielck aus Hamburg glücklich verheirathet und hatte eine zahlreiche Familie. Er genoss die Freude, die älteste seiner Töchter mit seinem vieljährigen Freunde, dem Prof. Heinze in Kiel, zu verheirathen, und seinen zweyten Sohn, der sich durch eine Preisschrift in Göttingen und durch eine andere mathematische Abhandlung rühmlich ausgezeichnet hatte, selbst zum Doctor der Philosophie zu creiren.

Seine Rechtschaffenheit war unerschütterlich, seine Freymüthigkeit männlich, seine Wohlthätigkeit ungemein. Leibeigenschaft und Presszwang griff er ohne Menschenfurcht an, und für den Armen hatte er immer eine offne Hand; daher kamen ihm seine täglichen Spaziergänge, so lange in Kiel die Betteley noch nicht durch die edle Gesellschaft der Armenfreunde abgeschaft war, theuer zu stehen. Als im



im J. 1783 Island von dem bekannten schrecklichen Unglück heimgesucht wurde, forderte dieser Mann mit dem fühlenden Herzen in einer gedruckten Nachricht seine Mitbürger zur Mildthätigkeit auf, und sein Bemühen blieb nicht ohne Seegen.

Er genos bis in das Alter einer festen Gesundheit, aber von 1785 an trafen ihn Unfälle, die sein Wohlbefinden untergruben. Er litt an gichtischen Zufällen, und seine letzte Krankheit, die sich plötzlich mit einem Schlagflusse endigte, rührte von versetzter Gichtmaterie her. Der competenteste Richter über sein schriftstellerisches Verdienst, der Cammerherr Suhm, setzte ihm eine ehrenvolle Grabschrift:

H. E. S.
Ernestus Wilhelmus Christiani
Historicus Nobilis
Multis Scriptis Clarus
Indefessae Diligentiae
Vita Moribusque
Vere Philosophus,
Amico optimo
Posuit
P. F. Suhm.

Zweyte

